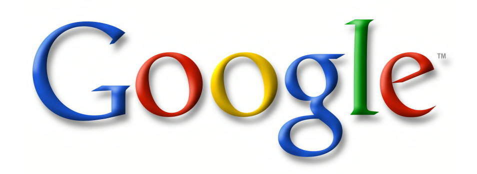
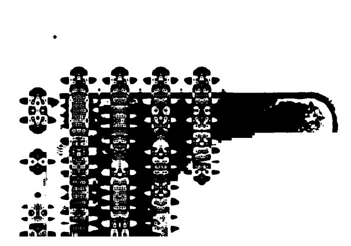
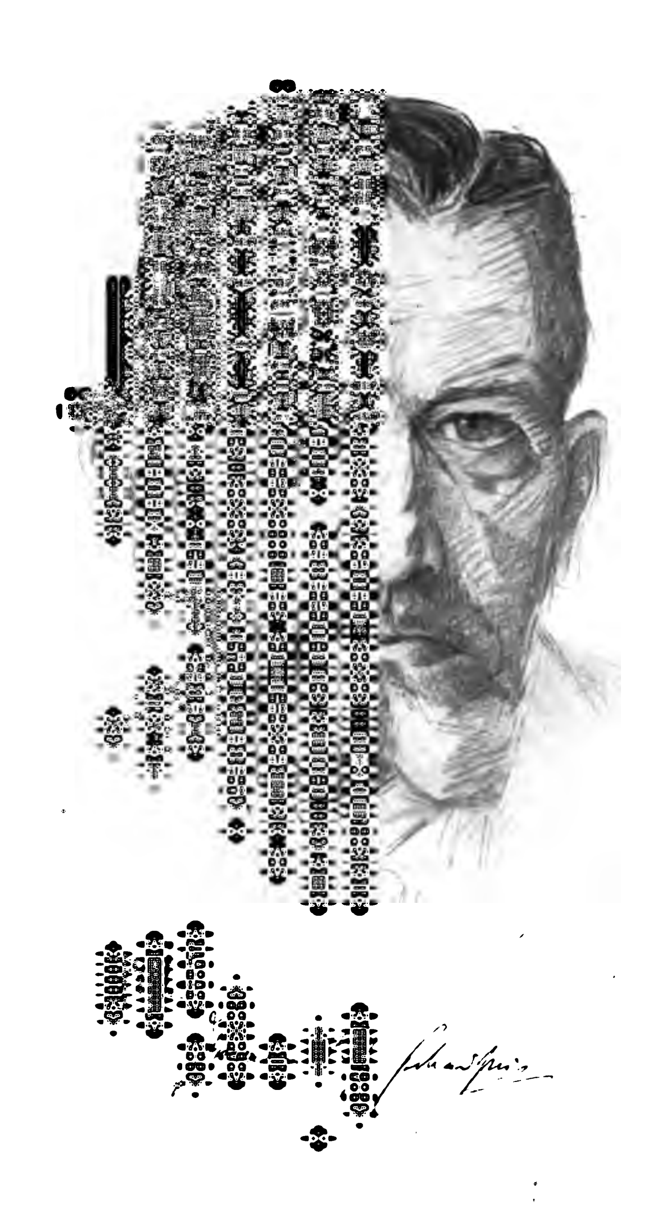
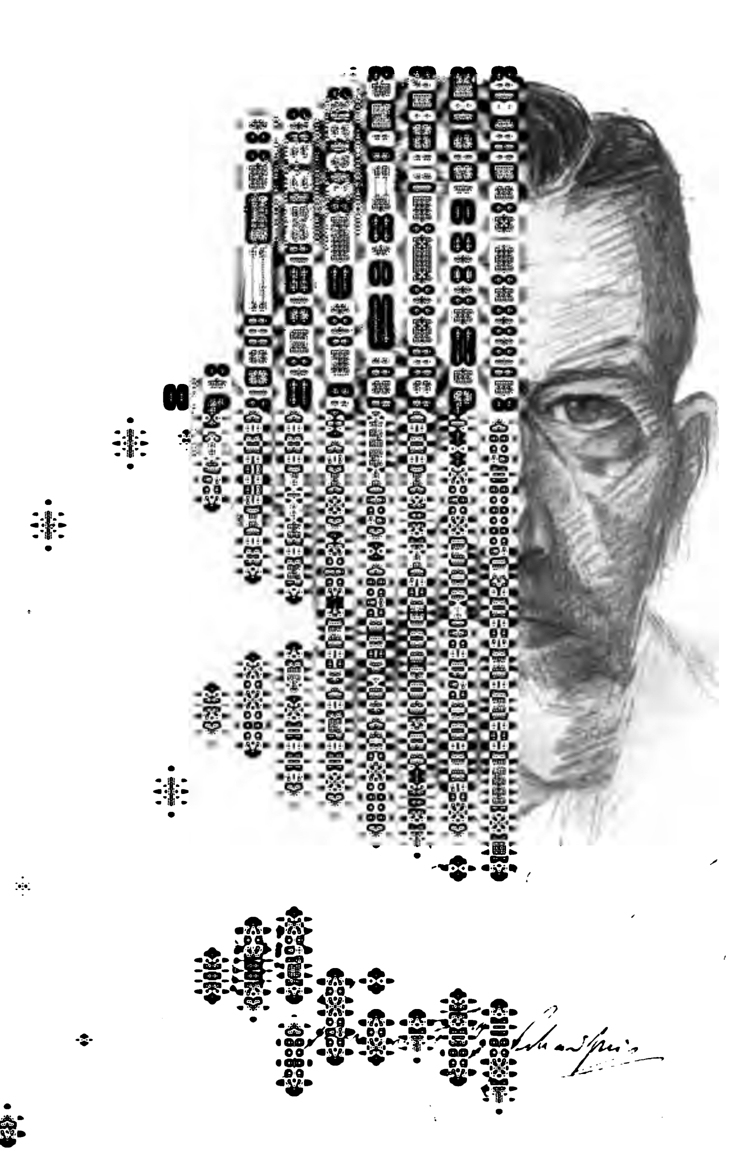



INNERUNGEN
TISCHE
RDIGKEITEN
HERMANN
V. ECKARDSTEIN











Druck von E. Haberland, Leipzig

March 12, 1927EM

Inhalt

Vorwort

Als der große englische Minister der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Walpole, im Sterben lag, fragte ihn seine Frau, ob sie ihm etwas vorlesen solle. „Ja," erwiderte ihr der sterbende Staatsmann, „aber nur keine Geschichte, denn die kann ja nur falsch sein."

Voltaire hat die Geschichte als eine „fable convenue" bezeichnet, und ein Satz Goethes besagt, daß das Beste, was die Geschichte gewähre, der Enthusiasmus sei.

Am derbsten und deutlichsten drückt sich Bismarck aus, indem er sagt: „Wenn man bedenkt, wie über eine politische Periode, welche selbst nur drei Jahre zurückliegt, mit Erfolg gelogen wird, so ist es schwer, alles das zu glauben, was einem die Geschichte aus alten Zeiten überliefert hat."

Vielleicht ist nie oder nur selten in der Weltgeschichte mit einer derartigen Stirn gelogen worden, als dies während der politischen Periode, welche der großen Epoche Bismarck folgte, in Deutschland der Fall war. Diese Periode, welche schließlich in der furchtbaren Katastrophe des Weltkrieges und der sich naturgemäß daraus ergebenden Revolution endete, steht unter dem Zeichen einer fortgesetzten offiziell organisierten Täuschung der öffentlichen Meinung.

Daher auch der Nebel der Irre, in welchem große Teile des deutschen Volkes bis auf den heutigen Tag befangen sind.

Schuld daran tragen in erster Linie die Charaktereigenschaften Wilhelms II. und mit wenigen Ausnahmen die von ihm erwählten verantwortlichen und nichtverantwortlichen Ratgeber.

Mehr oder weniger lagen während der Wilhelminischen Ära die Geschicke des deutschen Volkes in den Händen von persönlichen Strebern und Phantasten, welche vor allem darauf bedacht waren, sich in der Gunst des Monarchen zu erhalten und diesem soviel Scheuklappen als nur irgendmöglich anzulegen.

Von einer zielbewußten, den wahren Interessen des Deutschen Reiches entsprechenden Politik konnte daher keine Rede sein.

Statt dessen aber hatte sich eine, fortwährenden erratischen Schwankungen ausgesetzte, hoffnungslose Illusions- und Gefühlspolitik breit gemacht.

Wie konnte es daher auch anders sein, als daß bei dem bestehenden Regime die öffentliche Meinung fortgesetzt betäubt und irregeführt wurde?

So mancher Eingeweihte hat sich vielleicht oft darüber gewundert, was nicht alles dem deutschen Volke zugemutet wurde zu glauben, und was ihm durch den offiziellen und offiziösen Nachrichtenapparat aufgetischt worden ist.

Direkt erstaunlich aber erscheint die geradezu rührende Naivität, mit welcher der deutsche Michel alles geglaubt hat.

Schon der alte Seneca sagt: „Jeder will lieber glauben, als urteilen.“ In der Tat ist es ja auch viel bequemer, zu glauben, als zu urteilen, und es strengt das Gehirn weniger an.

Schließlich besitzt aber doch jede Nation eine Regierung, wie sie es verdient, und das deutsche Volk, vor allem aber seine Vertreter im alten Reichstage sind bis zu einem gewissen Grade mitschuldig an den ungeheuerlichen politischen Fehlern der Wilhelminischen Ära, deren unausbleibliche Folge die Einkreisung und der Weltkrieg waren.

Jahrzehnte hindurch hat das deutsche Volk sich mit Illusionen füttern und Trugbilder an die Wand malen lassen, bis endlich die

furchtbare Katastrophe hereinbrach und vielen, aber längst noch nicht allen die Augen öffnete.

Allen denjenigen aber, die warnend ihre Stimme erhoben, wurde nicht geglaubt; sie wurden vielmehr niedergeschrien und lächerlich gemacht oder fielen sogar direkten Verfolgungen zum Opfer.

Als Entschuldigung für den Mangel des deutschen Volkes an politischer Urteilskraft und Witterung ließe sich vielleicht der Umstand anführen, daß es unter dem alten Regime der Obrigkeitsregierung einen nur zu geringen Anteil an der Gestaltung seiner eigenen Schicksale besaß.

Ob es nun aber von der schrankenlosen politischen Freiheit, die es jetzt genießt, vernünftigen Gebrauch machen und den richtigen Weg einschlagen wird, kann nur die Zukunft lehren.

Soll das deutsche Volk in Zukunft seine Geschicke erfolgreich selbst gestalten, so muß es zunächst politisch richtig denken und urteilen lernen.

Dazu gehört aber eine gründliche Kenntnis der Vergangenheit, und vor allem braucht das Volk eine ungeschminkte Darstellung der wahren Tatsachen und Gründe, welche die namenlose Katastrophe des Weltkrieges herbeigeführt haben. Denn nur die feste Wahrheit verbirgt am Ende unsere Kraft, die Dinge zu sehen, wie sie sind, sie auf die Dauer zu ertragen und die rechten Folgerungen daraus zu ziehen.

Der Philosoph Hegel hat zwar einmal das pessimistische Wort geprägt, „die Weltgeschichte enthalte nichts als den Beweis, daß Völker und Regierungen von der Vergangenheit nichts zu lernen pflegen“.

So viel Wahres diese pessimistische Auffassung des großen Philosophen auch enthalten mag, so steht es andererseits doch fest, daß man nur aus dem Walten der Geschichte die großen Gesetze erkennen kann, nach denen sich die Geschicke der Völker und Staaten erfüllen.

Die Geschichte ist und bleibt die Lehrmeisterin der Wahrheit, vorausgesetzt natürlich, daß sie selbst die Wahrheit spricht.

Vielleicht hat es selten in der Geschichte eine Periode gegeben, in welcher die Feststellung der wahren Tatbestände und Beweggründe der leitenden Persönlichkeiten für ihre Handlungen den Herren Geschichtsforschern so schwer fallen dürfte, als während des Zeitabschnittes, welcher mit der Entlassung Bismarcks beginnt und der Katastrophe des Weltkrieges endet.

Selbst wenn die Herren Geschichtsforscher sämtliche Archive aus dieser Periode geöffnet erhalten sollten, so würden sie schwerlich dadurch in die Lage versetzt sein, sich ein absolut wahrheitsgetreues Bild zu machen und die richtigen Schlüsse zu ziehen.

Ein humorvoller englischer Richter hat einmal gesagt: „The truth leaks out sometimes even in affidavits," das heißt auf deutsch: „Die Wahrheit kommt manchmal selbst in beschworenen Schriftsätzen zum Vorschein."

Überträgt man diese Redewendung des englischen Richters auf die Politik, insbesondere aber auf diejenige der Wilhelminischen Ära, so könnte man mit Recht sagen, „die Wahrheit kommt manchmal sogar in den offiziellen Akten des Auswärtigen Amtes zum Vorschein".

Ganz abgesehen von der Kamarilla, welche sich in der nächsten Umgebung Wilhelms II. geltend machte, und den Extravaganzen gewisser politisierender Generäle und Admiräle, gab es zuzeiten im Auswärtigen Amt selbst nicht nur eine, sondern mehrere Nebenregierungen.

Die Zeit nach der Entlassung Bismarcks ließe sich schlechterdings als die Periode des wild und souverän gewordenen Geheimrats bezeichnen.

Vor allem war es der langjährige Direktor der politischen Ab-

teilung, Geheimrat Fritz von Holstein, welcher, ohne nach außen hervorzutreten, aber hinter den Kulissen einen beinahe allein ausschlaggebenden Faktor im Auswärtigen Amt und somit in der gesamten Auslandspolitik des Deutschen Reiches darstellte. Ihm gegenüber bildeten in der Tat seine offiziellen Vorgesetzten, die Herren Staats- und Unterstaatssekretäre, eine Art von vergebens opponierender Nebenregierung.

Von einigen seiner Widersacher „die graue Eminenz", von anderen „der Reichsjesuit" genannt, führte er ein gar strenges Regiment und gestattete es in vielen Fällen selbst seinen direkten Vorgesetzten nicht, Einsicht in geheime Berichte und Korrespondenzen zu nehmen.

Klug und beseelt von einem zähen Willen zur Macht, ohne daß ihm dabei an dem äußeren Schein gelegen hätte, aber schrullenhaft, empfindlich und argwöhnisch, war Fritz von Holstein vielleicht eine der sonderbarsten und geheimnisvollsten Persönlichkeiten, welche je auf der Bühne oder vielmehr hinter den Kulissen der deutschen Politik gewirkt haben.

Daß seine Tätigkeit dem deutschen Volke zum Segen gereicht hätte, könnten am wenigsten diejenigen behaupten, welche sein Wirken aus nächster Nähe verfolgt haben. Den Ausbruch des Weltkrieges hat er längst nicht mehr erlebt. Trotzdem ist er neben vielen anderen einer der Hauptmitschuldigen an der großen Weltkatastrophe.

Während Holstein die große Mehrzahl der deutschen Auslandsvertreter persönlich ignorierte, stand er andererseits mit einigen wenigen Auserwählten in ständigem privaten Brief- und Telegraphenverkehr. Auf diesem nicht offiziellen und geheimnisvollen Wege wurde die Mehrzahl sämtlicher wichtigen und delikaten Fragen erörtert und erledigt.

Welch ein von Grund aus verschiedenes Bild aber bieten die meisten dieser geheimen Korrespondenzen im Vergleich zu den im Auswärtigen Amt aufgestapelten offiziellen Akten!

In der Tat ließe sich mit Recht ein nicht geringer Teil des offiziellen Aktenmaterials, um mit Voltaire zu reden, als eine „fable convenue" bezeichnen!

Möchten die Herren Geschichtsforscher der Gegenwart sowie künftiger Zeiten diesen Wink berücksichtigen und nicht kritiklos alles das, was sie jetzt oder in Zukunft aus den offiziellen Akten des Auswärtigen Amtes herauslesen sollten, als bare Münze nehmen, nur weil es offiziell ist!

Denn sonst würde die Geschichtsschreibung über die politische Periode, welche die Vorgeschichte des Weltkrieges umfaßt, auch nichts weiter bedeuten als eine „fable convenue".

Lord Beaconsfield hat einmal gesagt: „Die Geschichte ist meistens falsch. Höchstens in politischen Memoiren kommt die nackte Wahrheit manchmal zum Vorschein."

Wohlweislich hat er diese Behauptung durch das am Ende seines Ausspruches eingeschobene Wort „manchmal" eingeschränkt.

Vielleicht hat er bei der Einschränkung seiner Behauptung unter anderem auch an die Memoiren des großen Lügners Sully gedacht. Dieser zwar verdiente, aber mit überreizter Phantasie und maßloser Eitelkeit behaftete Minister Heinrichs IV. von Frankreich hat es, wie bereits Voltaire in seiner „Justification du président de Thou" nachweist, nicht gescheut, Urkunden seinem Bedürfnis entsprechend zu fälschen oder ganz zu erfinden, und zwar lediglich, um sich selbst dadurch in den Vordergrund zu stellen.

Wie viele politische Memoiren mag es aber sonst noch geben, die ähnliche groteske Flunkereien enthalten, ohne daß sie von einem Voltaire oder späteren Geschichtsforschern aufgedeckt worden wären?

Also auch bei politischen Memoiren von Staatsmännern und Diplomaten müssen die Herren Geschichtsforscher auf der Hut sein, nicht ohne weiteres alles als bare Münze zu nehmen; denn persönliche Eitelkeit und die der menschlichen Natur innewohnende Neigung zu tendenziöser Färbung spielen auch hier in den meisten Fällen eine nicht geringe Rolle.

Der zweite Band meiner Aufzeichnungen enthält eine große Anzahl politischer Dokumente und Belege, wozu unter anderem auch ein ausgedehnter brieflicher und telegraphischer Meinungsaustausch zwischen Holstein und mir gehört. Ohne verbindende und erläuternde Kommentare würden diese Schriftstücke aber auf jeden, auch noch so gut geschulten und unterrichteten Historiker, eher irreführend als aufklärend wirken, und ihm ebenso wie die meisten offiziellen Dokumente aus der Wilhelminischen Ära zu einem von Grund aus schiefen Bilde über den inneren Zusammenhang der politischen Vorgänge verhelfen. Bei fast jedem einzelnen, sei es offiziellen oder privaten Schriftstück, welches aus der Feder Holsteins stammt, muß behufs richtiger Würdigung vor allem die komplizierte Mentalität dieses schrullenhaften und überreizt argwöhnischen Mannes in Betracht gezogen werden.

Holstein gehörte zu derjenigen Kategorie von Menschen, welche die allernatürlichsten und auf der Hand liegenden Dinge nie sehen und begreifen können. Alles sah er nur durch die Brille seines zwar scharfen, aber unnatürlich komplizierten Verstandes. Je natürlicher und selbstverständlicher eine Sache erschien, um so größer war sein Argwohn. Daher kam es auch, daß er die große Mehrzahl der leitenden Staatsmänner und politischen Persönlichkeiten fremder Staaten im allgemeinen so schief beurteilte, wie auch ihre Äußerungen und Handlungen falsch einschätzte.

Aus diesen Gründen waren aber auch diejenigen diplomatischen

Auslandsvertreter, welchen er Vertrauen schenkte und mit denen er in ständigem Meinungsaustausch stand, gezwungen, fortgesetzt zu lavieren und, wenn sie in der einen oder anderen Frage ihre Ansichten durchsetzen wollten, seinen Schrullen Rechnung zu tragen. Bei jeder Zeile, ja bei jedem einzelnen Wort, welches man gebrauchte, mußte man sich genau überlegen, ob es auch in die Mentalität Holsteins hineinpaßte, denn sonst war man, ehe man sich's versah, mit ihm auseinander und überhaupt nicht mehr in der Lage, irgendwelchen Einfluß auf diesen Sonderling auszuüben.

Wie oft habe ich es erlebt, daß bei wichtigen Verhandlungen mit fremden Staatsmännern, die ich auf Veranlassung Holsteins eingefädelt hatte, und deren Abschluß er gar nicht schnell genug erwarten konnte, die Instruktion zum Abbruch der Aktion kam, sobald es sich zeigte, daß die andere Partei bereit war, auf seine Wünsche einzugehen. Man könnte es mit Recht als Regel aufstellen, daß Holstein immer nur so lange wollte, als die anderen nicht wollten.

Es sind dies alles Momente, die für die richtige Beurteilung der an und für sich scharf durchdachten und stilistisch musterhaften Schriftstücke aus der Feder Holsteins berücksichtigt werden müssen.

In vollem Bewußtsein der vielen menschlichen Schwächen und Versuchungen, welchen jeder ausgesetzt ist, der seine eigenen Lebenserinnerungen und politischen Erfahrungen niederschreibt, gehe ich mit dem festen Vorsatze daran, meine Aufzeichnungen so gerecht und objektiv als nur irgend möglich zu gestalten, und jede Tendenz aus ihnen fern zu halten.

Leider kann derjenige, welcher seine Memoiren schreibt, seine eigene nichtige Person nicht ganz ausschalten. Wäre es möglich, so würde ich es gern tun.

Im April 1919

Hermann Freiherr von Eckardstein

I. Kapitel

Jugendjahre

In dem mittelschlesischen Kreise Brieg befindet sich ein kleines Landstädtchen namens Löwen. Außerhalb der Stadt liegt in einem mit alten Bäumen üppig bewachsenen Park, welcher sich bis zu den Ufern der Glatzer Neisse hinabzieht, ein Schloß aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia. Hier erblickte ich am 5. Juli 1864 das Licht der Welt.

Meinem Vater gehörte die Herrschaft Löwen nebst den Gütern Fröhbeln und Rauske. Außerdem besaß er ein Landgut vor den Toren von Breslau, namens Sacherwitz. In den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts lebten meine Eltern teils auf Schloß Löwen, teils in Sacherwitz. Anfang der 70er Jahre kaufte mein Vater die dem Fürsten Putbus damals gehörende Herrschaft Jahmen sowie das daran angrenzende Rittergut Reichwalde im Kreise Rothenburg, das zur preußischen Oberlausitz und somit seit 1815 auch zu Schlesien gehört. Seitdem wohnten meine Eltern während der größeren Hälfte des Jahres in Jahmen. Einen Teil der Wintermonate verbrachten sie gewöhnlich in Berlin. Nach dem 1876 erfolgten Tode meines Vaters lebte meine Mutter beinahe ausschließlich in Jahmen oder auf dem angrenzenden Gute Reich-

walde und gab ihren Wohnsitz in Löwen sowie Sacherwitz vollständig auf.

So kam es, daß ich den größten Teil meiner Jugend nicht in meinem mittelschlesischen Geburtsort Löwen, sondern in der Oberlausitz verbrachte, und dieser Landesteil Schlesiens daher zu meiner engeren Heimat wurde.

Unter drei Söhnen, welche meine Eltern besaßen, war ich der erstgeborene. Meine Schwester dagegen war vier Jahre älter als ich.

Meinen ersten Schreib- und Leseunterricht erhielt ich bereits im Alter von fünf Jahren auf der nahe von Schloß Löwen gelegenen Dorfschule in Fröhbeln. Von meinem siebenten Jahre an wurde meine Erziehung einem Hauslehrer sowie der französischen Gouvernante meiner Schwester unterstellt. Während der Wintermonate, welche meine Eltern in Berlin verbrachten, besuchte ich zugleich auch die in der Sigismundstraße gelegene Colersche Vorschule und später als Quartaner das Askanische Gymnasium. Zu Ostern 1877 wurde ich als Untertertianer in das Alumnat der Ritterakademie in Liegnitz aufgenommen, wo ich mit Unterbrechung durch eine kurze Gastrolle, die ich als Untersekundaner auf den Gymnasien in Wernigerode im Harz und in Görlitz gab, bis zu Ostern 1884 verblieb.

Ich verließ die Ritterakademie mit dem Reifezeugnis für Prima, machte kurz darauf in Berlin mein Fähnrichsexamen und trat Ende Juli des Jahres 1884 als Fahnenjunker oder vielmehr Avantageur, wie es damals hieß, in das Brandenburgische Kürassier-Regiment Nr. 6 ein.

Jeder, der Goethes „Wahrheit und Dichtung“ mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird voraussichtlich die Worte des Dichters kennen, welche wie folgt lauten: „Wenn man sich erinnern will,

was uns in der frühsten Zeit der Jugend begegnet ist, so kommt man oft in den Fall, dasjenige, was wir von anderen gehört, mit dem zu verwechseln, was wir wirklich aus eigener anschauender Erfahrung besitzen."

So ist es wohl den meisten Menschen ergangen, welche in späteren Jahren versucht haben, ihre frühesten Jugenderinnerungen zusammenzufassen, und so geht es auch mir.

Sehr vieles, was ich als Knabe von meinen Eltern und anderen aus früheren Zeiten gehört habe, steht mir heute noch so lebendig vor Augen, als wenn ich es selbst mit eigener anschauender Erfahrung erlebt hätte.

Mein Vater besaß viel Humor sowie einen sehr kräftigen Mutterwitz, und viele seiner spontanen witzigen Einfälle und Aussprüche fanden weit über seinen Freundes- und Bekanntenkreis hinaus Verbreitung. Einige seiner witzigen Äußerungen sind sogar sprichwörtlich geworden und leben heute noch im Volksmunde fort.

Die Mutter meines Vaters, eine geborene Gräfin Finck von Finckenstein aus dem Hause Ziebingen, besaß großen Sinn für die bildenden Künste, liebte es, viel zu reisen, und verbrachte die Wintermonate meistens in Paris oder im Süden.

So kam es, daß mein Vater seine Jugendjahre mehr oder weniger bei seiner Großmutter väterlicherseits, einer geborenen Gräfin Blumenthal aus Pommern, verbrachte, welche in Berlin lebte und am Hofe Friedrich Wilhelms III., sowie später Friedrich Wilhelms IV., eine große Rolle spielte. Von ihr scheint er seinen unverwüstlichen Humor geerbt zu haben, denn meine Urgroßmutter war damals in Berlin wegen ihres manchmal vielleicht allzu kräftigen Mutterwitzes allgemein bekannt und von vielen Mitgliedern der Hofgesellschaft sogar gefürchtet. Da sie sich, wie es zur damaligen Zeit am Berliner Hofe Sitte war, meist in echt berlinischen

Ausdrücken bewegte, hatte man ihr den Spitznamen „Tante Mich" gegeben.

Auch scheint meine Urgroßmutter eine sehr energische Frau mit starkem Willen gewesen zu sein. Wenn Friedrich Wilhelm IV. sich wegen irgendwelcher Kleinigkeiten mit der Königin zankte, wie dies nicht selten der Fall gewesen sein soll, so wurde meine Urgroßmutter herbeigerufen, um den Streit zu schlichten. Meistens gab sie dann der Königin recht und der König fügte sich.

Sehr befreundet war sie auch mit dem alten Feldmarschall Wrangel, der sich bekanntlich ebenfalls nur in echt berlinischen Ausdrücken bewegte.

Ich erinnere mich als Junge, wie der alte Feldmarschall nach einem Diner im Hause meiner Eltern zum großen Gaudium aller Anwesenden einen Vorfall erzählte, welcher sich eines Abends zwischen Friedrich Wilhelm IV. und meiner Urgroßmutter zugetragen hat. Danach habe der König bei einer Whistpartie, an welcher außer ihm und der Königin er, der Feldmarschall, und meine Urgroßmutter teilnahmen, in der Zerstreutheit wiederholt große Fehler gemacht. Plötzlich habe meine Urgroßmutter die Karten auf den Tisch geworfen und zum König gesagt, „wenn Sie so weiterdösen, Majestät, dann spiel ick nich mehr mit Sie, merken Sie sich det ein für allemal, Majestät". Daraufhin habe der König herzlich gelacht und versprochen, daß er sich bessern werde.

Obgleich mein Vater ein sehr reges Interesse an der Politik nahm, ist er beinahe nie in irgendeiner Form öffentlich politisch hervorgetreten. Nachdem er einige Jahre als Leutnant bei den Garde-Kürassieren in Berlin gedient hatte, nahm er seinen Abschied, um sich der Bewirtschaftung seiner Güter zu widmen, und ging ganz und gar in seinem Beruf als Landwirt auf.

Seiner politischen Gesinnung nach gehörte er zu jenem Typ

selbstbewußter Altpreußen der damaligen Zeit, welche jeden Menschen bedauerten, der nicht als echter Preuße geboren war, alles, was westlich der Elbe lag als bereits minderwertig betrachteten, und in deren Augen das gesamte Ausland nichts weiter darstellte als vielleicht einen mit Herablassung zu belächelnden Witz.

Dieses mit Einseitigkeit verbundene starke Selbstbewußtsein der damaligen Altpreußen stellte vielleicht, wie bei den alten Römern oder den Engländern, bis zu einem gewissen Grade eine nicht zu unterschätzende nationale Kraft dar. Nach Begründung des Deutschen Reiches hat sich aber zweifellos jenes ausgeprägte Altpreußentum eher als ein Hemmnis erwiesen, statt befruchtend und einigend innerhalb des Reiches zu wirken.

Wie die meisten eingefleischten Altpreußen, so konnte auch mein Vater Bismarck nicht verzeihen, daß nach Gründung des Reiches fortan nicht Deutschland in Preußen, sondern Preußen in Deutschland aufgehen sollte.

Während er sich in bezug auf seine politischen Anschauungen in der Öffentlichkeit meistens große Zurückhaltung auferlegte und seine stark ausgesprochenen Meinungen im allgemeinen nur im engeren Freundeskreise zum Ausdruck brachte, benutzte er ausnahmsweise die Gelegenheit des im Jahre 1874 stattfindenden berühmten Harry-Arnim-Prozesses, um seine Abneigung gegen Bismarck öffentlich zur Schau zu tragen.

Graf Harry Arnim, ein fähiger aber maßlos ehrgeiziger Diplomat, hatte seine Stellung als Botschafter in Paris dazu benutzt, um die Politik des Fürsten Bismarck zu durchkreuzen, in der Absicht, selbst Kanzler zu werden. Er wurde deshalb nach Konstantinopel versetzt, und Fürst Chlodwig Hohenlohe übernahm im Herbst 1874 den Botschafterposten in Paris. Da stellte es sich plötzlich heraus, daß Graf Arnim eine Anzahl offizieller kirchenpolitischer Erlasse

Bismarcks, statt sie den Archiven der Botschaft einzuverleiben, an sich genommen hatte. Als er der Aufforderung des Reichskanzlers, diese Dokumente sofort herauszugeben, nicht Folge leistete, ließ ihm Bismarck den Prozeß machen und durch alle Instanzen durchführen, bis der Botschafter schließlich zu Zuchthaus verurteilt wurde. Graf Arnim entfloh aber noch rechtzeitig nach der Schweiz und setzte vom Auslande seinen Kampf gegen Bismarck in Wort und Schrift fort.

Während des langwierigen Prozesses, welcher gegen Ende des Jahres 1874 ganz Europa in Atem hielt, hatten sich in der öffentlichen Meinung zwei Parteien gebildet, pro und contra Bismarck. Zu letzterer, welche Bismarck Rachsucht vorwarf und den Grafen Arnim in Schutz nahm, gehörte mein Vater. Täglich wohnte er auf der Zuschauertribüne dem Prozeß bei und benutzte jede sich bietende Gelegenheit, um dem Grafen Arnim öffentlich seine Sympathie zu bezeugen. Auch gab er um die Zeit des Prozesses ein Diner zu Ehren des angeklagten Botschafters, auf welchem, wie ich mich als zehnjähriger Junge genau erinnere, recht harte Worte gegen Bismarck fielen.

Seit seiner Flucht in die Schweiz diente dem Grafen Arnim „Die Reichsglocke", ein von konservativer Seite zum Sturz Bismarcks begründetes Organ, als Sprachrohr. An ihr beteiligte sich mein Vater in Form einer bedeutenden finanziellen Unterstützung.

Den Verhandlungen des Arnimprozesses habe auch ich mit meinem Hauslehrer in Begleitung meines Vaters beinahe einen ganzen Tag beigewohnt. Zufällig war es gerade der Tag, an welchem Baron Holstein als Hauptbelastungszeuge gegen seinen früheren Vorgesetzten auftrat.

Wie deutlich erinnere ich mich an die erregten Szenen, welche durch Ausdrücke des Unwillens auf den Zuschauertribünen hervor-

gerufen wurden, als aus den Verhandlungen deutlich hervorging, daß Holstein in seiner Eigenschaft als Sekretär bei der Pariser Botschaft, im Auftrage Bismarcks, systematischen Spionagedienst seinem direkten Vorgesetzten, dem Grafen Arnim, gegenüber geübt hatte.

Bei dieser Gelegenheit bekam ich das erstemal Holstein zu Gesicht, ohne zu ahnen, in welch enge politische Beziehungen ich in späteren Jahren mit diesem merkwürdigen, geheimnisvollen Manne treten sollte.

- -

Meine Mutter, welche heute in ihrem 86. Lebensjahr steht, war im allgemeinen viel ernster gestimmt als mein Vater und betrachtete die meisten Dinge mit philosophischer Ruhe. In der deutschen wie auch ausländischen Literatur sehr bewandert und im Besitze eines hervorragenden Gedächtnisses, war sie noch bis über ihr 80. Lebensjahr hinaus von großer geistiger Regsamkeit. Im Gegensatz zu meinem Vater besaß sie stets eine große Verehrung für Bismarck.

Als eine geborene Gräfin Kleist von Nollendorff ist sie die einzige noch lebende Enkelin des durch seine Verdienste in den Freiheitskriegen von 1813/14 bekannten Feldmarschalls Grafen Emil Kleist von Nollendorff. Der Vater meiner Mutter, Graf Hermann Kleist von Nollendorff, war der einzige Sohn des Feldmarschalls. Von diesem hatte er den ihm im Jahre 1815 als Staatsdotation zuerkannten Grundbesitz in der Provinz Sachsen geerbt. So kam es, daß mein Großvater den Landratsposten des sächsischen Landkreises Halberstadt erhielt.

Aber nur wenige Jahre sollte er diesen Posten bekleiden. Er gehörte zu jenen Männern, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in politischer und sozialer Beziehung ihrer

Zeit weit vorauseilten. Da er seine Sympathien für die Demagogen der damaligen Zeit, welche eine Verfassung forderten und ein einiges Deutsches Reich erstrebten, offen bekundete, machte er sich bei den reaktionär und absolutistisch gesinnten Hofkreisen in Berlin sehr verhaßt. Schließlich wurde ihm von der Berliner Regierung energisch nahegelegt, seinen Posten als Landrat zu quittieren.

Wie es sich später herausstellte, hatte auch der österreichische Kanzler Metternich, welcher nicht nur in Österreich, sondern in ganz Deutschland über ein Spitzelsystem zur Demagogenverfolgung verfügte, bei der Enthebung meines Großvaters von seinem Landratsposten mitgewirkt.

Durch diese Maßregelung ließ er sich aber keineswegs von seinen politischen Tendenzen abbringen, sondern bekundete seitdem in noch verstärktem Maße seine Opposition gegen das absolutistische Regierungssystem. Nicht geringes Aufsehen erregte es damals, als er, der einzige Sohn des berühmten Feldmarschalls aus den Freiheitskriegen, schließlich offiziell vom Berliner Hofe ausgeschlossen wurde.

Auch für soziale Fragen bekundete mein Großvater lebhaftes Interesse und stand hierüber in späteren Jahren sogar in regem Briefwechsel mit Ferdinand Lassalle.

Gegen Ende der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts verkaufte er seine Besitzung in der Provinz Sachsen und erwarb statt dessen die in dem ostpreußischen Kreise Preußisch-Eylau gelegenen Güter Knauten und Drangsitten. Ein großes Interesse nahm er daher an dem Bau der Ostbahn, welche Berlin mit Danzig und Königsberg verbinden sollte. Ebenso wie in politischen Fragen, zeigte er auch in wirtschaftlicher und technischer Beziehung große Voraussicht. Zu einer Zeit, wo der Generalpostmeister Nagel in Berlin sowie preußische Generäle, insbesondere der Chef des Geniewesens,

General Astor, Friedrich Wilhelm III. Vorträge darüber hielten, daß das Eisenbahnwesen weder für die Beförderung der Post noch von Truppen jemals irgendwelche Bedeutung haben könnte, und wo kleine deutsche Fürsten sich den Bau von Eisenbahnen in ihrem Ländchen einfach verbaten, wurde mein Großvater einer der eifrigsten Förderer des Eisenbahnwesens und Mitbegründer verschiedener großer Linien.

Den Traum seines Lebens, ein starkes geeinigtes Deutsches Reich, sollte mein Großvater nicht mehr verwirklicht sehen, denn er starb bereits im März 1870, also wenige Monate vor Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges.

Meine frühesten Jugendjahre fielen in die große Epoche der nationalen Wiedergeburt des Deutschen Reiches. Während des Krieges mit Österreich im Jahre 1866 war ich doch noch gar zu jung, um eine greifbare Erinnerung an alles das zu besitzen, was sich damals in meiner nächsten Nähe zugetragen hat, und ich kenne es nur aus Erzählungen meiner Eltern. Was sich dagegen während des Deutsch-Französischen Krieges im Jahre 1870/71 in meiner nächsten Umgebung ereignet hat, besitze ich in Wirklichkeit trotz meines damaligen jugendlichen Alters aus eigener anschauender Erfahrung. In meinem Besitz befindet sich sogar noch ein Tagebuch, welches ich unter Leitung älterer Personen zu jener Zeit regelmäßig geführt habe.

Während des Aufmarsches der Kronprinzenarmee, welche sich bei Ausbruch des Österreichischen Krieges im Juni 1866 in Schlesien vollzog, waren auch meine Eltern stark von Einquartierungen heimgesucht. Auf Schloß Löwen lagen unter anderen die vollzähligen

Offizierkorps der Gardehusaren und 3. Gardeulanen, und da die große Mehrzahl der männlichen Dienstboten meiner Eltern eingezogen war, erwies sich die Beherbergung und Beköstigung der fortgesetzten Einquartierungen für meine Mutter als eine kaum zu bewältigende Arbeit. Auch wurden die auf dem Schloß einquartierten Truppen öfters mitten in der Nacht alarmiert, so z. B. als bei dem nicht allzuweit entfernten Dorfe Klingebeutel größere österreichische Kavalleriemassen über die preußische Grenze zu brechen versuchten.

In ganz Schlesien herrschte damals große Furcht vor einem Einfall der Österreicher unter Feldmarschall Benedeck. Bei Ausbruch des Krieges brachte der „Kladderadatsch“ folgenden Vers, welcher bezeichnend für die damalige Stimmung sein dürfte:

„Karline, nimm die Löffel weg,
Es kommt der Marschall Benedeck.“

Einige Tage nach der Schlacht von Königgrätz, am 3. Juli, erschien aber im „Kladderadatsch“ bereits der beruhigende Vers:

„Karline, bring' die Löffel her,
Der Benedeck, der kommt nicht mehr.“

Wie im zweiten Punischen Kriege die römischen Kinder mit dem Schreckruf „Hannibal ante portas“ geängstigt wurden, so sagten bei Ausbruch des Krieges von 1866 die Schlesischen Mütter zu ihren Kindern: „Betet, Kinder, die Kroaten kommen.“

Auch mein Vater besaß große Angst vor etwaigen Plünderungen seitens der damals besonders gefürchteten kroatischen Truppen, und hatte deshalb seinen weitberühmten Weinkeller extra vermauern lassen, in der Hoffnung, die Kroaten würden so den Wein nicht finden.

Unter anderen lag damals auch als Rittmeister bei den Gardehusaren der durch seine originellen witzigen Einfälle allgemein bekannte spätere Reitergeneral Graf Alex Wartensleben bei meinen Eltern in Quartier. Wie mir dieser in späteren Jahren unter vielen anderen amüsanten Geschichten aus jener Zeit erzählte, habe er mit meinem Vater eine Wette gemacht, daß er die mit allen Schikanen vermauerten Weine in weniger als fünf Minuten finden werde. Darauf sei er von meinem Vater in die großen Kellerräume des Schlosses hinuntergeführt worden, und bereits nach weniger als zwei Minuten habe er den Wein entdeckt. Darob sei mein Vater sehr bestürzt gewesen und habe die Mauern sofort wieder niederreißen lassen.

Im März 1870 war mein Großvater mütterlicherseits in Berlin gestorben, und da sich meine Großmutter infolgedessen sehr vereinsamt fühlte, bat sie meine Eltern, mich nach dem in der Nähe von Königsberg gelegenen Gute Knauten mitnehmen zu dürfen, um mich während der Sommermonate bei sich zu haben. Hier erlebte ich den Ausbruch des Krieges mit Frankreich.

Meine Großmutter, eine geborene von Gustedt, war eine sehr wohlwollende, aber streng korrekt denkende Frau von altmodischen Anschauungen. Mit den liberalen politischen Tendenzen meines Großvaters hat sie im allgemeinen wenig sympathisiert. Besonders schmerzlich hatte sie es empfunden, daß mein Großvater wegen seines Konfliktes mit dem absolutistischen Regime Jahre hindurch von dem Berliner Hofe ausgeschlossen war. Im übrigen war sie aber auch eine sehr kluge und auf literarischem Gebiet äußerst bewanderte Frau von hoher Bildung.

Während meines Aufenthaltes bei meiner Großmutter in Knauten erhielt ich meinen offiziellen Unterricht von dem alten Pfarrer des benachbarten Dorfes Mühlhausen. Nebenbei nahm sich aber

auch meiner Erziehung ein sehr vielseitig belesener und gebildeter junger Mann an, welcher als Volontär auf den Gütern meiner Großmutter Landwirtschaft lernte. Auf seine Veranlassung mußte ich alle meine Erlebnisse und Beobachtungen während des Tages jeden Abend niederschreiben. Dann korrigierte er das Skriptum in bezug auf Inhalt, Orthographie und Stil, und am nächsten Morgen mußte ich es noch einmal in dieser korrigierten Form abschreiben. Auf diese Weise entstand mein Tagebuch.

Auf gemeinsamen Spaziergängen in Wald und Flur versuchte mich dieser junge Mann, dessen Name Heinrich Carisius war, durch allerhand Fragen zum Denken anzuregen und durch leicht verständliche Aufklärungen in die Geheimnisse der Natur einzuweihen. Herr Carisius hatte die Werke von Heinrich Pestalozzi gelesen und war bestrebt, die Erziehungsmethoden dieses großen Pädagogen bei mir praktisch zur Anwendung zu bringen. Einer seiner Lieblingsdichter war Heinrich Heine. Als im Juli des Jahres plötzlich der Krieg mit Frankreich ausbrach und ganz Deutschland von nationaler Begeisterung widerhallte, lehrte er mich ein vielleicht weniger bekanntes Gedicht von Heine. Der erste Vers davon lautet:

„Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme,
Sie nährt es nicht mit stiller Milch,
Sie nährt es mit heiliger Flamme."

In dem Endvers des Gedichtes heißt es:

„Drum, ihr Nachbarländer, hütet euch,
Mit dem deutschen Michel zu hadern,
Er schlägt euch den Rücken windelweich
Und treibt euch das Blut aus den Adern."

Meine Großmutter, welcher ich diese Verse wiederholt rezi-

tierte, war anfangs entzückt davon. Als sie aber plötzlich erfuhr, daß sie von Heinrich Heine stammten, durfte ich die Verse nie wieder in ihrer Gegenwart aufsagen. So groß war damals noch in vielen altmodischen Kreisen Deutschlands die Abneigung gegen Heinrich Heine!

Heute, im Jahre 1919, kann mir leider ein anderer Vers von Heine, den ich auch bereits im Jahre 1870 von Herrn Carisius gelernt hatte, nicht aus dem Sinn kommen. Er lautet:

„Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
So werd' ich um den Schlaf gebracht."

Am späten Nachmittag des 15. Juli 1870, als die Sonne nach einem sehr heißen Tage sich gerade zu senken begann, saß ich mit meiner Großmutter auf der Terrasse des Herrenhauses in Knauten. Herr Carisius war eben gekommen, um mich zur Niederschrift meiner täglichen Erlebnisse und Eindrücke abzuholen. Da plötzlich erschien der alte Landrat von Kalkstein aus Wogau unangemeldet auf der Terrasse und rief meiner Großmutter schon von weitem zu: „Frau Gräfin, es gibt Krieg mit Frankreich." „Um Gottes willen, Herr von Kalkstein, ist denn der Krieg schon erklärt," fragte meine Großmutter in großer Erregung. „Das noch nicht," erwiderte der Landrat, „aber die französische Kammer hat voll Lüge und Überhebung gesprochen. Die Antwort darauf ist der heute erfolgte Mobilmachungsbefehl unseres Königs." „O Gott," jammerte meine Großmutter, „was soll denn daraus werden, ich habe doch schon als Kind die schreckliche Franzosenzeit unter Napoleon bei uns erlebt, ich muß sofort nach Berlin, um meine Staatspapiere zu holen, ehe die Franzosen kommen." „Haben Sie nur keine Furcht, Frau Gräfin," warf der Landrat ein, „diesmal stehen unsere Chancen doch anders als wie 1806. Ich habe das größte

Vertrauen zu der Geschicklichkeit Bismarcks und der Tüchtigkeit unserer Armee."

Am 19. Juli erfolgte nun die offizielle Kriegserklärung Frankreichs. Kurz darauf reiste meine Großmutter mit mir und in Begleitung ihrer Jungfer sowie eines alten, beinahe sieben Fuß großen Dieners littauischer Abstammung, namens Babyleid, über Königsberg nach Berlin. Die langwierige Fahrt in einem überfüllten Zuge war sehr anstrengend, obgleich meine Großmutter auf Veranlassung des Landrats ein reserviertes Abteil erhalten hatte. Beinahe auf allen Stationen mußte der Riese Babyleid dieses Abteil Tag und Nacht gegen fremde Eindringlinge auf das hartnäckigste verteidigen. Wo immer der Zug hielt, erkundigte sich meine Großmutter, die sich in großer Erregung befand, ob die Franzosen schon den Rhein überschritten hätten. Ich erinnere mich, wie sie auf einer Station von einem waschechten berlinischen Unteroffizier die Antwort erhielt: „Sein Sie man janz beruhigt, Madameken, die ollen Klabastertreter mit de roten Hosen lassen wir nich nach Deutschland rin." Als ich mich über diese Antwort amüsierte und durchaus wissen wollte, was Klabastertreter bedeutete, erhielt ich von meiner Großmutter eine scharfe Zurechtweisung und wurde dazu verdammt, eine halbe Stunde still sitzen zu müssen, ohne den Mund aufmachen zu dürfen.

Als wir endlich in Berlin ankamen, erwartete uns mein Vater in der Uniform der Johanniter-Ritter auf dem Ostbahnhof. Meine Großmutter fuhr in ihre Wohnung in der Mauerstraße, aber mein Vater nahm mich sofort nach dem Pariser Platz mit, um dort dem Ausmarsch verschiedener Truppenteile beizuwohnen.

Nie werde ich den Anblick vergessen, als der damals 86 jährige Feldmarschall Wrangel, selbst noch hoch zu Roß, sein altes Regiment, die 3. Kürassiere, welche auf dem Ostbahnhof von Königs-

berg in Berlin eingetroffen waren, um auf dem Potsdamer Bahnhof weiter verladen zu werden, die Linden entlang und durch das Brandenburger Tor geleitete.

Die 3. Kürassiere hatte der alte Feldmarschall im Jahre 1815 als junger Major kommandiert, und an der Spitze seines Regiments hatte er in der Schlacht von Ligny, obgleich selbst schwer verwundet, dreimal die vorstürmenden Franzosen attackiert, um den Rückzug Blüchers zu decken und zu verschleiern. Zweifellos besaß er durch diese schneidigen Attacken auch seinen Anteil an dem großen Siege von Waterloo, denn ohne den so geschickt verschleierten und geordneten Rückzug bei Ligny wäre Blücher nie in der Lage gewesen, zwei Tage darauf Wellington bei Waterloo oder Belle-Alliance, wie wir Deutschen es nennen, zu Hilfe zu kommen.

Wenn der alte Feldmarschall zu Anfang der 70er Jahre meine Eltern besuchen kam, oder wenn ich ihm auf der Straße begegnete, sagte ich meistens zu ihm, „Papa Wrangel, erzähle doch mal, wie du bei Ligny mit den Kürassieren den alten Blücher herausgehauen hast“, und immer wieder gab er eine ausführliche Schilderung seiner drei Attacken. Im Jahre 1877 starb der Feldmarschall in dem hohen Alter von 93 Jahren. Unendlich viel Anekdoten, welche mit der originellen Persönlichkeit dieses alten Haudegens verknüpft sind, leben heute noch im Volksmunde fort.

Mein Vater war sehr bedacht darauf, mir während dieser großen Zeit nationaler Erhebung und Begeisterung möglichst viele fest eingeprägte Erinnerungen für mein späteres Leben zu verschaffen. So nahm er mich unter anderem auch mit, als er zur Kaserne des 2. Garde-Dragoner-Regiments fuhr, um dem jüngsten Bruder seiner Mutter, dem Grafen Reinhold Finck von Finckenstein Lebewohl zu sagen. Wir sollten ihn seitdem nie wiedersehen, denn bereits am 16. August fiel er als Kommandeur an der Spitze seines Regiments

bei der berühmten Reiterattacke von Mars-la-Tour. In der Kriegsgeschichte ist er hauptsächlich bekannt durch den Ritt, welchen er in der Nacht vor der Schlacht von Königgrätz vom 2. zum 3. Juli 1866 unter den größten Schwierigkeiten vom Hauptquartier des Königs zu dem des Kronprinzen machte. Als Flügeladjutant des Königs war er damals beauftragt, der Kronprinzenarmee, welche ziemlich weit entfernt war, den Befehl zu überbringen, sofort auf Königgrätz zu marschieren. Obwohl er auf diesem Ritte viele feindliche Vorposten zu passieren und von großen Regengüssen stark angeschwollene Flüsse mit seinem Pferde zu durchschwimmen hatte, traf er 1 Uhr nachts in Königinnenhof, dem Sitze des kronprinzlichen Hauptquartiers, ein und überbrachte den Befehl. Zwei Generalstabsoffiziere waren ebenfalls zur Kronprinzenarmee entsandt worden, trafen aber erst zwischen 5 und 6 Uhr morgens in Königinnenhof ein. Hätte der Kronprinz erst zu dieser Zeit den Befehl zu sofortigem Aufbruch erhalten, so wäre er mit seiner Armee bei Königgrätz zu spät gekommen, und die Schlacht wäre verloren gewesen. Wie bei Waterloo Wellington sehnsüchtig nach Blücher ausschaute, so erwarteten gegen die Mittagszeit des 3. Juli 1866 die preußischen Generäle bei Königgrätz mit größter Ungeduld das Eintreffen der Kronprinzenarmee.

Kurz bevor ich im Jahre 1888 als Attaché in den diplomatischen Dienst eintrat, war ich als junger Leutnant der Brandenburgischen Kürassiere bei Bismarck zu Tisch geladen. Der Fürst war an diesem Tage in ganz besonders guter Laune und erzählte den anwesenden Gästen während und nach dem Essen verschiedene seiner früheren Erlebnisse. Unter anderem kam das Gespräch auch auf den Ritt des Grafen Reinhold Finckenstein in der Nacht vor Königgrätz. Da er wußte, daß meine Großmutter väterlicherseits eine geborene Finckenstein war, fragte er mich nach meinem verwandt-

schaftlichen Verhältnis zu diesem, und als ich ihm erwiderte, daß er der jüngste Bruder meiner Großmutter gewesen sei, sprach er sich zunächst in der anerkennendsten Weise über die strategische Bedeutung seines Rittes aus. Daran anknüpfend gab er eine kurze Schilderung einiger Vorgänge am Morgen der Schlacht von Königgrätz. Er erzählte wie folgt: „In den Vormittagsstunden des 3. Juli stand die Sache zeitweise ziemlich brenzlig, und es wurde bereits von Moltke erwogen, ob es nicht tunlich sei, unsere Infanterie zurückzunehmen. Da erschien gegen die Mittagsstunde plötzlich ein Geralstabsoffizier und machte Moltke eine Meldung. Sofort nahm er sein Fernglas auf und äugte unentwegt in derselben Richtung. Dabei faselte er etwas von Braunen Husaren. Nach einer Weile nahm er sein Glas wieder herunter, schmunzelte vergnügt und sagte zu dem betreffenden Generalstäbler, ‚Finckenstein oder einer der anderen scheinen doch noch rechtzeitig eingetroffen zu sein', dann hüllte er sich wieder in tiefes Stillschweigen. Ich wagte nicht, ihn direkt zu fragen, was denn eigentlich los sei, reichte ihm aber meine Zigarrentasche, und als ich bemerkte, daß er sich in aller Ruhe sorgfältig die beste Zigarre aussuchte, schloß ich doppelt daraus, daß die Sache gut stünde. Erst später fiel mir ein, daß ja die Braunen Husaren zur Kronprinzenarmee gehörten und daß solche sich wahrscheinlich bereits in der Ferne gezeigt hatten."

Den Rest des Sommers 1870 verbrachte ich bei meinen Eltern auf ihrem vor den Toren von Breslau gelegenen Landsitz Sacherwitz. Hier erlebte ich die sich Schlag auf Schlag folgenden großen Siege unserer deutschen Armeen. Im Spätherbst des Jahres ging ich mit meinen Eltern nach Berlin, wo wir den ganzen Winter verblieben und erst nach dem dort im Juni 1871 erfolgten Einzug unserer siegreichen Truppen nach Schlesien zurückkehrten.

Zwischen dem Wilhelmsplatz in Berlin und der Leipziger Straße, da, wo sich jetzt ein Teil des Reichsschatzamtes befindet, stand bis etwa Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein anmutiges, kleines, weißes Palais im Stile Ludwigs XVI. Es war dies das sogenannte Palais Eckardstein und es gehörte dem älteren Bruder meines Vaters, meinen Onkel Ernst. Mein Onkel Ernst oder Ente, wie er mit Spitznamen hieß, hatte als junger Leutnant einige Jahre bei den 1. Garde-Dragonern in Berlin gedient und sich dann auf seine in der Nähe von Frankfurt a. O. gelegene Gutsherrschaft Falkenhagen zurückgezogen. Niemand, auch seine besten Freunde, hätten mit Recht und Fug behaupten können, daß er, gerade ausgesprochen, viel geistige Interessen besaß außer vielleicht für die bildenden Künste. Er war aber von sehr gutmütiger und liebenswürdiger Natur und besaß ein sehr einnehmendes Wesen. In der Tat war er einer der tonangebenden Elegants seiner Zeit und bekannt wegen seines in jeder Beziehung ausgeprägt guten und raffinierten Geschmackes. Gegen Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts heiratete er die wegen ihrer Schönheit und Eleganz bekannte junge Witwe des alten Fürsten Lynar, welcher die Standesherrschaft Fürstlich Drehna im Spreewalde, unweit Berlin, besaß.

Diese Heirat erregte seiner Zeit großes Aufsehen und bei einem gewissen Teil der Berliner Gesellschaft sogar Ärgernis, indem der alte Fürst seiner jungen Witwe den bei weitem größten Teil seines beträchtlichen Vermögens sowie die Standesherrschaft Drehna hinterlassen hatte. Sie war von bürgerlicher Abstammung und eine geborene Fräulein Sänger aus Berlin. Um nach den damaligen Gesetzen den alten Fürsten heiraten zu können, hatte ihr Friedrich Wilhelm IV. den Namen von Gollwitz verliehen. Ihr Ruf- und Vorname war Amalie, mein Onkel nannte sie Maleken und für mich und meine Geschwister hieß sie Tante Malchen.

Onkel Ente und Tante Malchen waren ein kinderloses Ehepaar und nahmen daher an mir und meinen Geschwistern weit mehr Interesse als sonst vielleicht Onkel und Tanten, welche selbst Kinder besitzen, an ihren Neffen und Nichten zu nehmen pflegen. Von Jugend auf habe ich viele schöne und interessante Stunden in ihrem Hause verbracht, und stets nur Gutes und Liebes erfahren. Mein Onkel starb bereits im Jahre 1887, meine Tante in hohem Alter erst vor wenigen Jahren. Die letzten Jahre ihres Lebens verbrachten beide hauptsächlich in Potsdam, wo sie eine sehr schön gelegene Villa an der Havel besaßen.

Viele Jahre hindurch bildete das elegante und gastfreie Haus von Onkel Ente und Tante Malchen für einen Teil der Berliner und Diplomatenwelt gewissermaßen einen gesellschaftlichen Mittelpunkt.

In dem Palais in der Wilhelmstraße befanden sich unter anderem auch zwei kleinere sehr geschmackvoll ausgestattete Parterrewohnungen, welche mein Onkel an zwei seiner Freunde vermietet hatte. Die eine bewohnte ein bekannter Lebemann und Rennstallbesitzer der damaligen Zeit, ein Herr von Kahlden, die andere der weltbekannte Generaladjutant Kaiser Wilhelms I., Graf Heinrich von Lehndorff. In der breiten Öffentlichkeit dürfte nur wenig bekannt sein, welch große Verdienste dieser seltene Mann um die Gründung des Deutschen Reiches und die Erhaltung dauernder vertrauensvoller Beziehungen zwischen Wilhelm I. und Bismarck gehabt hat. Es lohnt sich daher, einige bisher unbekannte Phasen aus seiner glänzenden Lebenslaufbahn zu schildern.

Von sämtlichen Persönlichkeiten, die am Hofe Wilhelms I. eine Rolle spielten, hat wohl niemand jemals dem Monarchen menschlich nähergestanden als Graf Heinrich von Lehndorff, welcher Jahrzehnte hindurch als Flügel- und später als Generaladjutant der intimste Vertraute seines kaiserlichen Herrn war.

Nur wer diese schöne, große, ritterliche Gestalt, das natürliche, vornehme und liebenswürdige Wesen dieses seltenen Mannes, verbunden mit wahrem Herzens- und Verstandestakt näher gekannt hat, wird verstehen können, wie es möglich war, daß er Jahrzehnte lang der intimste Vertraute Wilhelms I. sein konnte, ohne daß je, auch nur zeitweilig, die geringste Trübung in dem Verhältnis zwischen ihm und seinem Monarchen stattgefunden hätte. Aber besagt nicht ein altes deutsches Sprichwort: „Wie der Herr, so's Gescherr?"

Darin lag ja eben die Größe Wilhelms I., daß er sich stets die richtigen Leute auswählte und nur denen Vertrauen schenkte, die es wirklich verdienten.

Welch riesenhafter Unterschied bestand doch zwischen den Beratern Wilhelms I. und denen seines Enkels Wilhelms II.! Welch himmelweite Kluft zwischen dem vornehmen und würdigen Tone am Hofe Wilhelms I. und der burschikosen, parvenuhaften, marktschreierischen Atmosphäre, welche die Person Wilhelms II. umgab!

Graf Lehndorff hat sehr oft von sich selbst gesagt, er besäße nicht das geringste Verständnis für Politik. Trotzdem hat er jahrelang als politische Mittelsperson zwischen Wilhelm I. und Bismarck fungiert. Vielleicht war es aber gerade jenem Umstand, daß er kein Politiker war, zu verdanken, daß die meisten politischen Fragen, in denen er Bismarck gegenüber gewissermaßen als Sprachrohr des Kaisers und umgekehrt dem Kaiser gegenüber als Sprachrohr Bismarcks diente, sich so glatt erledigten. Wäre er selbst ein eifriger und passionierter Politiker gewesen, so hätte er vielleicht der Versuchung nicht widerstehen können, bei allen mündlichen Übermittelungen eine persönliche Tendenz hineinzulegen.

Andererseits hat er aber auch bei vielen heiklen Fragen, in denen Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kaiser und Bis-

marck herrschten, mit Hilfe seines hervorragenden Taktes und durch geschickte Beeinflussung Wilhelms I. eine Lösung im Bismarckschen Sinne zustande gebracht.

Ich erinnere mich z. B., wie Graf Lehndorff im Jahre 1884 auf einem kleinen intimen Diner bei meinem Onkel eine Episode aus dem Jahre 1866 erzählte, welche bezeichnend dafür sein dürfte, welchen Einfluß er im Notfalle auf Wilhelm I. auszuüben wußte. Zufällig war bei Tisch das Gespräch auf die Schwierigkeiten gekommen, welche Bismarck im Jahre 1866 hatte, um von Wilhelm I. die Ermächtigung zu der damals durchaus notwendigen Kriegserklärung an Österreich zu erlangen. Graf Lehndorff griff in das Gespräch ein und erzählte wie folgt: „Als im Juni 1866 die Spannung zwischen Preußen und Österreich ihren Höhepunkt erreichte und die österreichischen Armeen bereits in Schlesien einzubrechen drohten, suchten Moltke und Bismarck die Ermächtigung zur Kriegserklärung an Österreich vom Könige zu erlangen. Moltke hielt dem König strategische Vorträge über die innere und äußere Linie der österreichischen beziehungsweise preußischen Armeen, und Bismarck malte ihm fortgesetzt die politischen wie militärischen Gefahren, in denen sich Preußen befand, an die Wand. Aber alles schien vergeblich, denn der König weigerte sich auf das hartnäckigste, seine Einwilligung zur Kriegserklärung zu geben. Es schien beinahe so, als würden die Antipoden Bismarcks, welche gegen den Krieg waren, vor allem die Bethmannsche Partei, die Oberhand behalten. Als sich nun die Lage immer mehr zuspitzte, erschien Bismarck eines Nachmittags wieder beim König mit der festen Absicht, die Ermächtigung zur Kriegserklärung durchzusetzen. Es entspann sich eine sehr erregte Auseinandersetzung zwischen dem König und seinem Ministerpräsidenten, welche schließlich damit endete, daß der König Bismarck die Tür wies und sich ein für allemal das An-

sinnen einer Kriegserklärung verbat. Ich selbst befand mich zur Zeit in dem mit den Gemächern des Königs durch eine Tür verbundenen Adjutantenzimmer. Plötzlich öffnete sich diese Tür, und Bismarck stürzte in einem Zustande hochgradiger Aufregung zu mir herein. Anfangs konnte er vor Erregung überhaupt nicht sprechen. Als er sich aber einigermaßen beruhigt hatte, erzählte er mir, was vorgefallen war. Dann erklärte er, daß er seelisch und körperlich vollständig gebrochen sei, sein ganzes Lebensziel, die Begründung des Deutschen Reiches, sei mit dem heutigen Tage endgültig erledigt, er werde jetzt nach Hause fahren und sofort sein Abschiedsgesuch einreichen. Der König könne ja dann Herrn von Bethmann*) zum Ministerpräsidenten ernennen, um zu erfahren, wie schnell dieser Herr Preußen und die deutsche Idee im Dreckkarren zu Grabe tragen werde. Ich versuchte ihn zunächst zu beruhigen und ihm wieder Mut einzuflößen. Schließlich erbot ich mich, selbst zum König zu gehen und einen letzten Versuch zu machen. Bismarck erklärte sich damit einverstanden und sagte, er werde im Adjutantenzimmer warten. Den König fand ich ebenfalls in einem Zustande großer Erregung. Ich blieb etwa eine halbe Stunde bei ihm und erreichte schließlich, daß er einwilligte, Bismarck noch einmal zu empfangen. Hiermit, wußte ich, war das Spiel gewonnen. Bismarck hatte mittlerweile mit größter Ungeduld im Adjutantenzimmer gewartet. Ich holte ihn zum König und ließ dann beide allein. Nach kaum drei Minuten öffnete sich wieder die Tür, ich hörte noch, wie der König und der Ministerpräsident in größter Erregung zur selben Zeit durcheinander sprachen, und Bismarck stürzte sich in mein Zimmer mit den Worten: ‚Ich danke Ihnen von Herzen, mein lieber

---

*) Moritz August von Bethmann Hollweg, einer der erbittertsten Antipoden Bismarcks, ein Onkel des Reichskanzlers Theobald von Bethmann Hollweg.

Lehndorff, der Krieg ist da.' Dann warf er sich auf ein Sofa und verlangte Kognak, da er mit seinen Nerven vollständig fertig sei. Ich ließ sofort durch einen Lakaien eine Flasche Kognak bringen, und nachdem Bismarck die gute Hälfte dieser Flasche geleert hatte, verschwand er eiligst, um sich zu Moltke zu begeben."

Diese Schilderung des Grafen Lehndorff, welche mich natürlich ungeheuer interessierte, habe ich seinerzeit noch am selben Abend, so wie sie hier niedergeschrieben ist, in meinem Tagebuch verzeichnet.

Eine andere kleine Episode, welche Graf Lehndorff einmal in meinem Beisein meiner Tante Malchen erzählte, und die ebenfalls das Verhältnis zwischen Wilhelm I. und Bismarck betrifft, dürfte vielleicht auch von allgemeinem Interesse sein. Graf Lehndorff erzählte wie folgt:

„Als ich zu Anfang der siebziger Jahre wieder einmal mit dem Kaiser im Wildbad Gastein war, erschien plötzlich auch Bismarck, um sich in einer wichtigen Frage in der äußeren Politik mit dem Kaiser auszusprechen und sein Einverständnis zu der Art der Behandlung dieser Frage zu erlangen. Kaiser und Kanzler waren aber anfangs nicht einig, und es kam zu einer scharfen Auseinandersetzung, bei welcher beide in große Erregung gerieten. Nachdem der Kaiser ein kleines Mittagsschläfchen gehalten und sich von der Aufregung erholt hatte, machte er seinen üblichen Nachmittagsspaziergang, wobei ich ihn begleitete. Wir gingen langsam die eine lange Straße von Gastein entlang, welche stellenweise so eng ist, daß es manchmal schwer fällt, den von der anderen Seite kommenden Fußgängern mit Bequemlichkeit auszuweichen. Plötzlich zeigte sich in entgegenkommender Richtung die mächtige Gestalt Bismarcks. Als der Kaiser ihn gewahr wurde, blieb er stehen und sagte zu mir in ganz schüchternem Ton: „Ist denn hier nicht in

der Nähe eine Seitengasse, in die wir einbiegen können, denn da kommt uns ja der Bismarck entgegen, ich fürchte, der ist imstande und grüßt mich heute nicht.‘ Eine Seitengasse war aber nirgends vorhanden, und immer näher und näher wälzte sich uns die Gestalt Bismarcks entgegen. Als er sich uns bis auf etwa fünfzehn Schritte genähert hatte, zog er seinen großen schwarzen Filzhut, schritt unbedeckten Hauptes auf den Kaiser zu und sagte in ehrerbietigstem Tone: ‚Darf ich alleruntertänigst fragen, ob Euere Majestät heute noch Befehle für mich haben?‘ Darauf reichte ihm der Kaiser die Hand und sagte in fast gerührtem Tone: ‚Nein, mein lieber Bismarck, aber es würde mich unendlich freuen, wenn Sie mich zu Ihrer Lieblingsbank oberhalb der Schwemme begleiten würden, damit wir dort gemeinsam den herrlichen Blick ins Tal genießen können.‘ Langsam schritten wir darauf zu dreien die Straße entlang, und als wir bei der Lieblingsbank Bismarcks anlangten, setzte sich der Kaiser nieder und links neben ihm der Kanzler. Sie blickten in das grüne Tal hinab, sie blickten zu den weißen Gletschern empor und genossen gemeinsam die herrliche Natur. Ich aber stand beiseite und genoß von Herzen den Anblick vollster Harmonie zwischen meinem ehrwürdigen Kaiser und seinem großen Kanzler.“

In meinem Tagebuch stehen noch mehrere solcher kleiner Episoden verzeichnet, welche ich im Laufe der Jahre den Grafen Lehndorff habe erzählen hören. Sie alle wiederzugeben würde an dieser Stelle zu weit führen und mich von dem eigentlichen Thema abbringen, das zu schildern, was ich nicht nur vom Hörensagen kenne, sondern mit eigenen Augen gesehen und erlebt habe.

Im Sommer 1875 weilte ich als Junge mehrere Monate bei Onkel Ente und Tante Malchen auf ihrem im Spreewald gelegenen Landsitz Drehna zu Besuch. In einem herrlichen Park, der sich allmählich

in die großen Waldungen des Besitzes verlor, lag das alte, von einem breiten Wallgraben umgebene Schloß. Mehrere steinerne Brücken führten über das Wasser zum Schloß, welches einige runde Ecktürme und einen großen viereckigen Schloßhof besaß. Im Innern war das Schloß mit jedem Komfort der Neuzeit sehr geschmackvoll eingerichtet und enthielt auch sehr schöne Bilder, Waffen und sonstige Kunstsammlungen. Während des ganzen Sommers war das Schloß voller Gäste, welche sich ständig ablösten, denn, wenn der eine oder andere abreiste, so erschienen sofort dafür neue Gäste. Mehr oder weniger waren es meistens amüsante oder zum mindesten interessante Persönlichkeiten, welche die Gastfreiheit von Onkel Ente und Tante Malchen genossen.

Wie ich mich erinnere und heute noch aus meinem Tagebuch entnehmen kann, war kurz nach Pfingsten eine ganz besonders amüsante und interessante Gesellschaft, die sich aus den verschiedensten Berufen und Ständen zusammensetzte, in Drehna versammelt. Es waren anwesend: der Generaladjutant des Kaisers, Graf Heinrich Lehndorff, der talentvolle und leichtlebige Maler, Karikaturenzeichner und Herausgeber des damals sehr bekannten Witzblattes „Puck“, ein Herr von Grimm. Der als amüsante Erzähler berühmte Geheime Justizrat Primker aus Berlin. Der belgische Geschäftsträger Baron de Piteurs und mehrere andere jüngere Diplomaten. Der bekannte Rennstallbesitzer und Generalsekretär des Union-Klubs, Herr von Thielmann. Ein Major von Gayl vom Großen Generalstab mit seiner boshaft witzigen Frau, und mehrere andere. Erwartet wurde auch der Dichter Theodor Fontane.

Als sich die ganze Gesellschaft eines Mittags in der Waffenhalle des Schlosses gerade zu Tisch gesetzt hatte, übergab plötzlich ein Diener meinem Onkl ein Telegramm. Onkel Ente öffnete es, las es wiederholt durch und murmelte vor sich hin: „Wer ist

das eigentlich, dieser Chevalier Wollheim di Fonsecca." Darauf wandte er sich zu Graf Lehndorff, der ihm bei Tisch gegenüber saß, und las ihm das Telegramm laut vor. Es war von Theodor Fontane und lautete etwa folgendermaßen:

„Würden Sie erlauben, lieber Baron, daß ich meinen Freund, den Chevalier Wollheim di Fonsecca, morgen abend nach Drehna mitbringe, er ist ein sehr amüsanter Causeur und wird Sie und die Baronin sicherlich interessieren.

Ihr aufrichtig ergebener

Theodor Fontane."

Graf Lehndorff lächelte und erwiderte: „Ich glaube zu wissen, wie die Sache zusammenhängt. Der Chevalier Wollheim di Fonsecca hat nämlich in einer Theaterangelegenheit ein Anliegen an mich. Wahrscheinlich hat er von seinem Freunde Theodor Fontane erfahren, daß ich hier zu Besuch bin, und diesen dann gebeten, ihn bei Ihnen einzuführen, damit er mich hier sprechen kann." „Aber wer ist denn nun eigentlich dieser Chevalier Wollheim di Fonsecca," warf Tante Malchen ein. „Das will ich Ihnen kurz erzählen," erwiderte Graf Lehndorff. „Er ist von israelitischer Abstammung und, soviel ich weiß, in Breslau geboren. Etwa zu Anfang der vierziger Jahre war er in jüngerem Alter als Schreiber beim alten Kanzler Metternich in Wien tätig, man behauptet sogar, es wäre ihm beinahe gelungen, zum Geheimsekretär Metternichs ernannt zu werden. Da ihm aber dieser Coup schließlich nicht glückte, ging er auf Reisen und kam unter anderem auch nach Portugal, wo er geschäftliche Tätigkeit entfaltete. Dort heiratete er eine Mademoiselle di Fonsecca und nennt sich selbst seitdem Chevalier Wollheim di Fonsecca. Später ging er nach Dänemark, wo es ihm tatsächlich gelang, Privatsekretär des Königs Friedrich VII. zu werden. In dieser Stellung blieb er einige Jahre. Was er dann gemacht hat, weiß

ich nicht. Während des Feldzuges (1870/71) tauchte er plötzlich bei uns im Hauptquartier auf. Durch die Vermittelung von Perponcher gelang es ihm, von Bismarck empfangen zu werden, und dieser wiederum empfahl ihn der Heeresleitung. Bald darauf sah ich ihn in Reims als Herausgeber unserer dortigen Kriegszeitung."

„Ich kenne ihn aus Brüssel," warf Baron de Piteurs plötzlich ein, er leitete dort ein Theater und machte mehrere Jahre hindurch viel von sich reden."

„Auch ich kenne ihn ganz genau aus Leipzig, wo er sich längere Zeit aufhielt und eine große Tageszeitung zu gründen suchte," sagte Herr von Grimm. „Man sagte damals von ihm: ‚Er spricht vierzig Sprachen und lügt in fünfundvierzig.' Andere Freunde von ihm wiederum behaupteten: ‚Wenn man ihn ansieht, ist er ganz Wollheim, wenn man ihn aber reden hört, ist er der Chevalier di Fonsecca.' "

„Der Mann fängt an, mich zu interessieren," sagte Tante Malchen, „ich hoffe, Sie werden so freundlich sein, Herr von Grimm, und auch von ihm eine Ihrer herrlichen Karikaturen für mein Geheimarchiv machen." „Selbstverständlich," erwiderte Herr von Grimm, „er eignet sich wie wenig andere zu einer Hyperkarikatur für Ihr Geheimarchiv."

Darauf erkundigten sich einige der anwesenden Gäste bei Herrn von Grimm, ob sie vielleicht auch als Hyperkarikaturen in das Geheimarchiv der Baronin gewandert seien. Herr von Grimm aber lächelte boshaft und schwieg.

Onkel Ente sandte nach dem Essen ein Telegramm an Theodor Fontane, in dem er ihm mitteilte, daß er sich sehr freuen werde, den Chevalier Wollheim di Fonsecca als seinen Gast in Drehna zu empfangen.

Mit größter Aufmerksamkeit hatte ich der Unterhaltung bei

Tisch zugehört und brannte natürlich vor Neugier, diesen so vielseitigen Chevalier Wollheim di Fonsecca so bald als möglich kennen zu lernen. Deshalb bat ich Onkel Ente, am folgenden Tage mit nach der Bahn fahren zu dürfen, um Theodor Fontane und den Chevalier abzuholen. Onkel Ente willigte ein, und ich fuhr am späten Nachmittag des folgenden Tages mit nach der Bahnstation Lübbenau, um die neuen Gäste dort zu empfangen. Als der Zug aus Berlin eintraf, erkannte ich auf Grund der Beschreibungen, die ich tags zuvor gehört, sofort den berühmten Chevalier. Herr von Grimm hat ganz recht gehabt, dachte ich in meinem Innern, mit der Behauptung, „wenn man ihn ansieht, ist er ganz Wollheim". Ich begrüßte die beiden Herren und sagte, daß mein Onkel mich nach der Bahn geschickt habe, um sie zu empfangen. Zum erstenmal in meinem Leben sah ich hier auch den damals bereits berühmten Theodor Fontane. Die Fahrt vom Bahnhof Lübbenau nach Drehna dauerte im Wagen etwa eineinhalb Stunden. Da es regnete, hatte ich den Wagen schließen lassen. Fortgesetzt unterhielt sich der Chevalier mit Theodor Fontane auf das lebhafteste und sprach dabei deutsch, französisch und englisch, vielleicht auch einige andere Sprachen, die ich nicht verstand, durcheinander. Nach einiger Zeit sagte Fontane zum Chevalier: „Schnattern Sie nicht fortwährend so laut und ohne Unterbrechung, mein verehrter Freund, ich habe bereits Kopfschmerzen." Der Chevalier ließ sich aber nicht abhalten und schnatterte fortgesetzt weiter.

Als wir vor dem Schloß in Drehna vorfuhren, hatten sich die meisten Gäste vor Neugierde, den Allerweltschevalier ankommen zu sehen, in der Nähe des Schloßportals aufgestellt, und ich merkte, wie sie heimlich boshafte Bemerkungen machten.

Während des Abendessens, wo es sehr lebhaft zuging, redete der Chevalier hintereinander weg, ohne eine Pause zu machen, und

zwar auch wieder in mehreren Sprachen durcheinander. Plötzlich unterbrach ihn Theodor Fontane und sagte lächelnd: „Lügen Sie nicht so, Herr Chevalier." Dieser lächelte gleichfalls, ließ sich aber nicht stören und setzte seinen Redeschwall fort. Am folgenden Morgen wurde er als glänzende Hyperkarikatur von Herrn von Grimm in das Geheimarchiv von Tante Malchen einverleibt.

Am Nachmittag des folgenden Tages hatte Onkel Ente zur Unterhaltung seiner Gäste ein Preisschießen mit Duellpistolen arrangiert. Auf einer Wiese im Park waren mehrere Scheiben aufgestellt. Die Pistolen waren sogenannte Vorderlader-Präzisions-Pistolen. Die Gäste machten untereinander Wetten, welche zum Teil ziemlich hohe Summen erreichten, und am höchsten von allen wettete Herr von Thielemann. Der Leibjäger von Onkel Ente sowie ein jüngerer Forstgehilfe luden die Pistolen, und ich half ihnen dabei.

Herr von Thielemann, eine große, breitschultrige Gestalt mit einem langen wohlgepflegten Vollbart, war anscheinend infolge seiner hohen Wetten zeitweise sehr aufgeregt, und das Laden der Pistolen konnte für ihn nie schnell genug von statten gehen. Wiederholt beschimpfte er in barschem Tone den Leibjäger, den Forstgehilfen und auch mich selbst. Nachdem ich mir diese Beschimpfungen eine ganze Weile in Ruhe mit angehört hatte, sagte er plötzlich zu mir, als ich ihm wieder einmal nicht schnell genug lud: „Man sieht ja eben, du bist so dumm wie alle Schlesier." Da stieg mir vor Wut das Blut in den Kopf, denn als geborener Schlesier besaß ich großen Lokalpatriotismus für meine Heimatprovinz, ja eine Art von furor teutonicus erwachte gewissermaßen in meinen Adern, und ich faßte den schnellen Entschluß, diese Beschimpfung zu rächen. Kaum war ich mit dem Laden der Pistole fertig, so richtete ich diese direkt auf die Stirn des Beleidigers und schrie, so laut ich schreien konnte: „Sie werden sofort zurücknehmen, was Sie eben

gesagt haben, Sie werden umgehend Abbitte tun, Herr von Thielemann, oder ich drücke ab.“ Lautlose, atemlose Stille entstand sofort unter sämtlichen Anwesenden, aber keiner wagte es, sich einzumischen oder gar zu versuchen, mir die Pistole aus der Hand zu nehmen, aus Angst, ich könnte wirklich abdrücken. Herr von Thielemann selbst wurde kreideweiß im Gesicht und blieb anfangs sprachlos. Dann fing er aber plötzlich an zu stottern und sagte mit zitternder Stimme: „Sei nur gut, mein Junge, sei nur gut, ich habe das ja nicht so gemeint, ich nehme alles zurück, Ihr Schlesier seid ja ganz gescheite und brave Kerls.“ Darauf setzte ich die Pistole ab, legte sie auf den Ladetisch und sagte zu Herrn von Thielemann: „Ich nehme Ihre Abbitte an, aber ich hoffe, daß Sie sich nie wieder ein derartiges Benehmen erlauben werden.“ Eine ganze Weile noch dauerte es, bis sich auch die Zuschauer dieses kleinen Intermezzos von ihrem Schreck erholt hatten. Herr von Thielemann war immer noch kreideweiß im Gesicht und zitterte an allen Gliedern. Da plötzlich stürzte sich Tante Malchen auf mich, gab mir ein paar ordentliche Ohrfeigen, nahm mich bei der Hand und führte mich stillschweigend in der Richtung des Schlosses ab. Sie führte mich auf mein Zimmer, und nachdem sie mich noch ordentlich ausgescholten hatte, schloß sie die Tür zu und sagte, ich dürfe nicht zum Abendessen kommen. Als ich am nächsten Morgen zum Frühstück in den Eßsaal kam, hörte ich, wie die Gäste sich laut lachend über das Intermezzo des vorigen Tages unterhielten, und daß Herr von Thielemann ganz plötzlich, bereits in aller Frühe, abgereist sei. Ich hatte das Gefühl, die Sympathien aller Anwesenden auf meiner Seite zu haben, denn Herr von Thielemann schien sich wegen seines hochfahrenden Wesens nicht gerade allgemeiner Beliebtheit zu erfreuen. Nach dem Frühstück nahm mich Theodor Fontane bei der Hand und sagte: „Komm, mein Junge, wir wollen jetzt zusammen einen Spaziergang durch

den Park machen." Dann fragte er mich, ob ich wirklich die Absicht gehabt habe, die Pistole abzudrücken, falls Herr von Thielemann nicht Abbitte getan hätte. Ich erwiderte, daß ich nicht die Absicht gehabt, ihn wirklich zu erschießen, daß ich ihm aber wahrscheinlich durch einen Schuß in den Oberschenkel oder in die Wade einen kleinen Denkzettel gegeben hätte. Theodor Fontane lachte und schrieb im Stehen eine Bemerkung in sein Notizbuch. Nach einem langen Spaziergang durch den Park und bis tief in den Wald hinein, wobei der Dichter alle Augenblicke stehen blieb und sich schriftliche Notizen machte, kehrten wir kurz vor der Mittagszeit ins Schloß zurück.

Hier erwartete mich bereits sehnsüchtig Herr von Grimm, um mich zu zeichnen. Von Herrn von Thielemann hatte er bereits eine ausgesucht boshafte Karikatur fertig. Sie stellte ihn dar, wie er mit gesträubtem Haar und Bart, in den Knien zitternd, dastand, die Hände hochhielt und den Mund weit aufmachte. Daneben hatte er mit einigen Strichen einen Jungen gezeichnet, der mit der Pistole in der Hand auf seine Stirn zielte. Dieser Junge stellte mich dar. Um aber die Skizze zu vollenden, mußte ich ihm eine Viertelstunde Modell sitzen.

Diese Karikatur wurde während des Mittagessens zum Gaudium aller Anwesenden herumgezeigt. Dann wanderte sie, wie üblich, in das Geheimarchiv von Tante Malchen.

Mit Theodor Fontane bin ich in späteren Jahren noch oft zusammengekommen. Wir trafen uns nicht nur im Hause von Onkel Ente, sondern saßen auch am runden Stammtisch der alten Berliner Weinstube von Lutter & Wegener in der Charlottenstraße öfters zusammen. Auch der Chevalier Wollheim di Fonsecca kam, wenn ihn seine Wege nach Berlin führten, an diesen Stammtisch, ebenso Herr von Grimm und der amüsante Geheime Justizrat Primker. Angeb-

lich soll es derselbe Tisch gewesen sein, an welchem vor etwa hundert Jahren der berühmte Kammergerichtsrat Hoffmann zu sitzen pflegte, welchen Offenbach in seiner Oper „Hoffmanns Erzählungen" verewigt hat. So manches geistreiche Wortgefecht wurde an diesem Stammtisch ausgetragen. Viele interessante Persönlichkeiten lernte ich dort kennen, darunter auch den berühmten Geographen und Forschungsreisenden Freiherrn Ferdinand von Richthofen.

Eines Tages fragte ich Theodor Fontane, warum er nicht eine Beschreibung von dem Leben im Schloß Drehna in sein berühmtes Werk „Wanderungen durch die Mark" mit aufgenommen habe. Er erwiderte darauf: „Ich habe sehr oft die Absicht gehabt, dies zu tun, bei näherer Überlegung kam ich aber immer zu dem Schluß, daß das elegante Leben in Schloß Drehna und die dort verkehrenden Persönlichkeiten nicht in den eigentlichen Rahmen einer Schilderung märkischer Landhäuser paßten. Oft überlegte ich mir, ob ich nicht ein eigenes Werk über Drehna, seine Insassen und die dort verkehrenden Gäste, welch allen im Gegensatz zur eigentlichen märkischen Gesellschaft eine äußerst liberale Geistesrichtung innewohnte, schreiben solle. Doch auch hier kam ich wieder zu dem Schluß, daß es besser sei, liebe gute Freunde, mit denen ich in regelmäßigem Verkehr stand, zum mindesten zu ihren Lebzeiten selbst im besten und wohlwollendsten Sinne nicht an die Öffentlichkeit zu zerren, da man doch nie weiß, wie der eine oder andere dies auffassen würde."

Vom 13. Juni bis 13. Juli 1878 tagte in Berlin unter dem Vorsitze Bismarcks der sogenannte Berliner Kongreß, um nach Beendigung des Russisch-Türkischen Krieges die neue Ordnung der Dinge im Orient festzusetzen. Die ersten Staatsmänner der europäischen Großmächte waren hier versammelt, darunter der große

englische Staatsmann Lord Beaconsfield, der englische Minister des Äußern Lord Salisbury, der österreichisch-ungarische Staatsmann Graf Julius Andrassy, als offizieller Vertreter Rußlands Graf Peter Schuwalow, neben ihm der russische Kanzler Fürst Gortshakow und viele andere bekannte Namen.

Anfang Juli 1878, als die großen Sommerferien begannen, nahm mich meine Mutter zu einem Besuche von Onkel Ente und Tante Malchen mit nach Berlin beziehungsweise Potsdam, wo diese zur Zeit in ihrer an der Havel gelegenen Villa weilten. Dort blieben wir etwa eine Woche und fuhren dann nach dem Nordseebad Norderney weiter.

Da es damals noch kein Telephon gab, schickte mich Onkel Ente eines Morgens nach Berlin, um dem Grafen Heinrich Lehndorff eine eilige, wichtige Mitteilung zu überbringen, die sich auf einen bevorstehenden Besuch des Grafen nebst einigen fremden Mitgliedern des Kongresses bei meinem Onkel in Potsdam bezog. Ich begab mich zunächst nach dem Palais in der Wilhelmstraße, erfuhr dort aber, daß Graf Lehndorff gerade nach dem naheliegenden Hotel Kaiserhof gegangen sei. Ich folgte ihm dorthin, und als ich in der Vorhalle des Hotels ankam, sah ich ihn in eifrigem Gespräch mit einem großen, schlanken, vornehm aussehenden Herrn. Als er mich gewahr wurde, rief er mich sofort zu sich heran, und ich erledigte mich meines Auftrages. Als ich mich aber von ihm verabschiedete, rief er mich plötzlich wieder zurück. Er stellte mich darauf dem Herrn, mit welchem er zusammen war, vor. Es war dies der bekannte russische Staatsmann und Diplomat Graf Peter Schuwalow. Dieser reichte mir die Hand und sagte, daß er sich ungemein freue, in mir den Sohn eines alten Jugendfreundes kennen zu lernen, mit dem er in jungen Jahren viele lustige Stunden in Berlin verlebt habe.

Als Graf Lehndorff sich von ihm verabschiedete und davoneilte, um den alten Kaiser auf einer Spazierfahrt zu begleiten, sagte mir Graf Schuwalow, er würde sich sehr freuen, wenn ich als sein Gast im Kaiserhof bei ihm frühstücken würde. In der großen Speisehalle des Hotels war unter anderem ein langer Tisch aufgestellt, an welchem eine Anzahl jüngerer fremder Diplomaten des Kongresses mittags zu essen pflegte. Graf Peter Schuwalow, welcher sich stets gern in jüngerer lustiger Gesellschaft bewegte, präsidierte gewissermaßen an diesem Tisch, wenn er nicht anderwärts durch Einladungen oder Verabredungen in Anspruch genommen war.

Beim Essen waren etwa zwanzig diplomatische Mitglieder der verschiedenen auswärtigen Missionen zugegen. An der Spitze des Tisches saß Graf Peter Schuwalow, und als sein Gast saß ich neben ihm.

Im Hotel Kaiserhof war unter anderen auch die englische Mission untergebracht. Lord Beaconsfield wohnte im ersten Stock, und der große, nach dem Zietenplatz gelegene Salon mit dem Balkon über dem Eingangsportal diente ihm als Arbeits- und Empfangszimmer.

An diesem Tage war er gerade bei Bismarck zum Frühstück geladen und stand im Begriff, den bereitstehenden Wagen zu besteigen, um nach dem Reichskanzler-Palais zu fahren, als er erfuhr, daß Graf Peter Schuwalow sich in der Speisehalle des Hotels befand. Da ihm daran gelegen war, bevor er zu Bismarck fuhr, noch schnell eine kleine Aussprache mit dem Vertreter Rußlands zu haben, drehte er um und lenkte seine Schritte nach der Speisehalle. Wie gewöhnlich, gestützt auf den Arm seines politischen Sekretärs Mr. Montague Corry, welcher später den Namen Lord Rowton führte, betrat er ganz plötzlich die Halle, in der wir bei Tisch saßen. Als Graf Schuwalow ihn bemerkte, stand er auf und ging ihm einige Schritte entgegen. Ebenso standen sämtliche Mitglieder der Tischgesell-

schaft auf und setzten sich erst wieder, nachdem Lord Beaconsfield neben dem Grafen Schuwalow Platz genommen hatte. Letzterer stellte mich Lord Beaconsfield vor, indem er, auf mich hindeutend, sagte, „the son of an old friend of mine“. Dieser nickte mir freundlich zu und reichte mir die Hand. Sofort begann dann ein lebhaftes Gespräch zwischen den beiden Staatsmännern. Graf Schuwalow sprach teils in Englisch, teils in Französisch. Ich konnte jedes Wort, was dieser sagte, genau verstehen, kein Wort jedoch von dem, was Lord Beaconsfield sagte, und überlegte mir die ganze Zeit, in welcher Sprache er wohl redete. Nach kaum zehn Minuten erhob sich Lord Beaconsfield und begab sich zu dem vor dem Portal auf ihn wartenden Wagen. Als er sich verabschiedete, standen wir alle am Tisch wieder auf und setzten uns erst, nachdem er die Halle verlassen hatte. Lediglich, um mich zu informieren, fragte ich darauf den Grafen Schuwalow ganz schüchtern, in welcher Sprache wohl Lord Beaconsfield zu ihm gesprochen habe. Graf Schuwalow fing laut an zu lachen und wandte sich dann an die ganze Tischgesellschaft mit den Worten: „Hören Sie, meine Herren, écoutez messieurs, wissen Sie, was mein junger Freund mich soeben fragt? Er will wissen, in welcher Sprache Lord Beaconsfield zu mir gesprochen hat! Schallendes Gelächter darauf am ganzen Tisch. Ich höre, wie ein österreichischer Diplomat von mir sagt: „So jung und schon so boshaft.“ Ich bin mir aber weder bewußt etwas Witziges oder gar Boshaftes gesagt zu haben, werde rot und röter im Gesicht und fange auf ein Haar vor Verlegenheit zu weinen an. Graf Schuwalow fragt mich darauf, wie alt ich denn eigentlich sei. Ich erwidere, ich habe erst vor wenigen Tagen meinen vierzehnten Geburtstag gefeiert. Derselbe österreichische Diplomat bemerkt: „Früh übt sich, wer ein Meister werden will.“ Mir aber bleibt alles unverständlich, alles ein Rätsel.

Erst einige Tage später erfuhr ich den Grund, warum meine harmlose Frage so viel Heiterkeit in der Diplomatenwelt erregte, nachdem Graf Peter Schuwalow Onkel Ente von dieser kleinen Episode erzählt hatte.

Lord Beaconsfield sprach nämlich mit Vorliebe französisch, aber mit einem so ausgeprägten englischen Akzent, daß ihn kaum jemand verstehen konnte. Auch wirkte seine Aussprache des Französischen derartig drollig, daß die meisten Diplomaten sich oft nur mit großer Mühe das Lachen verbeißen konnten. Dieser Umstand beeinträchtigte aber keineswegs das hohe Ansehen, welches er nicht nur in England, sondern auch in der ganzen Welt, als Staatsmann, Schriftsteller und Mensch genoß.

Ich habe bei Schilderung dieser Episode bereits erwähnt, daß Lord Beaconsfield, wie gewöhnlich auf den Arm seines politischen Sekretärs Mr. Montague Corry gestützt, in die Speisehalle des Kaiserhofs hereintrat. Als ich in späteren Jahren zur Botschaft in London kam, hatte ich das Glück, mit diesem liebenswürdigen, vornehmen und hochgebildeten Manne nahe befreundet zu werden. Bis zu dem im Jahre 1881 erfolgten Tode Lord Beaconsfields blieb er politischer Sekretär sowie intimer Freund und Vertrauter des großen Staatsmannes. Später erhielt er den Titel Lord Rowton und entwickelte im Hause der Lords eine rege politische Tätigkeit. Besonders hat er sich auch auf sozialem Gebiet hervorgetan und wurde unter anderem der Begründer der schönen, großen Nachtasyle Londons für obdachlose Arbeiter, welche den Namen Rowtonhouses führen. Sehr vieles hat er mir im Laufe der Jahre aus der politischen Epoche Lord Beaconsfields mitgeteilt, was den Herren Geschichtsforschern bis auf den heutigen Tag kaum bekannt sein dürfte. Aber nicht nur über Lord Beaconsfield habe ich von ihm

viel Interessantes erfahren, sondern auch so manches, was sich im geheimsten Herzenswinkel von Bismarck zugetragen hat, was außer diesem, Lord Beaconsfield und vielleicht dem österreichischen Staatsmann Graf Julius Andrassy niemand jemals gewußt hat, und auf die wahren Ziele und Aspirationen Bismarcks ein ganz neues Licht wirft. Näher eingehen werde ich hierauf aber erst in dem zweiten Bande, welcher den eigentlichen politischen Teil meiner Aufzeichnungen bilden soll.

Als ich Lord Rowton eines Tages von der kleinen Episode, welche sich im Juli 1878 im Hotel Kaiserhof zugetragen hatte, erzählte, sagte er, daß er sich wohl daran erinnere, daß während der bewußten Unterredung zwischen Lord Beaconsfield und Graf Schuwalow neben letzterem ein robuster Junge im Alter von etwa fünfzehn Jahren gesessen und aufmerksam dem Gespräch der beiden Staatsmänner zugehört habe. Dann erzählte er wie folgt: „Mein lieber, hoher Chef besaß leider die kleine Schwäche, mit Vorliebe in Diplomatenkreisen französisch zu sprechen, obgleich er diese Sprache nicht vollständig beherrschte, besonders aber ihre richtige Aussprache in keiner Weise bewältigen konnte. Auf dem Berliner Kongreß hatte er sich in den Kopf gesetzt, seine große Rede in Französisch halten zu wollen. Wir alle versuchten ihn davon abzubringen, die Botschafterin in Berlin, Lady Amphtill, wurde unter anderen auch vorgeschickt, aber es half alles nichts. Nach einer vertraulichen Unterredung, die ich in dieser Angelegenheit mit dem Vertreter einer unserer führenden Londoner Zeitungen hatte, kam ich schließlich auf den Gedanken, eine Notiz in die Londoner Presse zu lancieren, welche der Hoffnung Ausdruck gab, daß der größte englische Staatsmann der Gegenwart seine große Rede auf dem Kongreß in keiner fremden, sondern nur in englischer Sprache halten werde. Diese Notiz erschien denn auch in London, ich ließ sie

mir sofort nach Berlin herübertelegraphieren, legte sie meinem Chef ohne jeden Kommentar vor, und der Zweck war erreicht."

Wie oft habe ich bei Lord Rowton in seinem Arbeitszimmer gesessen und mit ihm geplaudert, wenn er damit beschäftigt war, alte politische Schriftstücke zu ordnen oder, falls sie zu intimer und delikater Natur waren, zu verbrennen. Sein literarisches Material, welches in großen blechernen Kisten in seinem Arbeitszimmer aufgestapelt stand, war so umfangreich, daß es ihm manchmal schwer fiel, sich darin zurechtzufinden. Es war eines Nachmittags im Juli 1899, als ich ihn bei einem Besuche wieder einmal mit dem Ordnen seiner politischen Papiere beschäftigt fand. Er war gerade dabei, die vertrauliche Korrespondenz zwischen Lord Beaconsfield und der Königin Viktoria durchzusehen. Bei dieser Gelegenheit gab er mir Kopien einiger der langen interessanten Briefe zu lesen, welche dieser während des Kongresses im Jahre 1878 von Berlin aus an die Königin gerichtet hatte. Sie waren weniger politischen, als vielmehr feuilletonistischen Inhalts und umfaßten lange, ausführliche Schilderungen des Lebens in Berlin, sowie Charakteristiken sämtlicher politischen, literarischen und sonstigen interessanten Persönlichkeiten, mit denen er zusammenkam. Wie treffend war die Charakteristik Bismarcks, die er der Königin gab; wie interessant diejenige des Fürsten Gortshakow, des Grafen Julius Andrassy, der türkischen, italienischen und rumänischen Missionen und einer großen Anzahl deutscher Persönlichkeiten. Als ein Meister des Stils und der Erzählung wußte er seinen Briefen einen bezaubernden Reiz zu verleihen. In einem dieser Briefe schilderte er unter anderem auch einen Abend im Hause des damaligen Staatssekretärs des Auswärtigen Bernhard Ernst von Bülow, welcher der Vater des späteren Reichskanzlers Fürsten Bernhard von Bülow war. Ganz besonders betont er in diesem Schreiben an die Königin die ge-

wandten Manieren der Söhne des Staatssekretärs und hebt die große formale Begabung des damals kaum dreißigjährigen Bernhard von Bülow, des späteren Reichskanzlers, hervor.

Als ich Lord Rowton fragte, ob er gestatte, daß ich dem letzteren, welcher damals (1899) Staatssekretär des Auswärtigen war, gelegentlich von dem Inhalt dieses Briefes von Lord Beaconsfield Kenntnis geben dürfe, erwiderte er, daß er demnächst der alten Königin auf ihren Wunsch in Osborne auf der Insel Wight einen Besuch abstatten und diese Gelegenheit benutzen werde, um ihre Ermächtigung einzuholen, dem Staatssekretär Bernhard von Bülow die Kopie eines Teiles des gedachten Briefes zukommen zu lassen.

Einige Zeit darauf erhielt ich einen Brief von Lord Rowton, in dem er mir mitteilte, daß die Königin gern die gedachte Erlaubnis erteilt habe. Er fügte zugleich eine Kopie des Briefes von Lord Beaconsfield bei mit der Bitte, sie dem Staatssekretär von Bülow zukommen zu lassen. Diesem übermittelte ich die erwähnte Kopie und erhielt von ihm ein Schreiben, in welchem er eine wunderbar stilisierte Schilderung seiner Erinnerungen an Lord Beaconsfield und dessen vorzüglichen politischen Sekretär Lord Rowton gab. Auch instruierte er mich, diesem seinen aufrichtigsten Dank auszusprechen und ihn zugleich zu bitten, auch der Königin Viktoria seinen ehrerbietigsten Dank zu übermitteln.

Hier der Wortlaut des Briefes:

V e r t r a u l i c h !

Semmering, den 27. September 1899.

Lieber Baron Eckardstein!

Haben Sie besten Dank für die so freundliche Übersendung der von Lord Rowton an Sie gerichteten Zeilen. Die so gütige Art und Weise, in welcher sich der verewigte Earl of Beaconsfield

über die Meinigen ausspricht, hat mich wahrhaft gerührt. Wenn ich auch den überwiegenden Teil seines Lobes auf die ihm eigentümliche Courtoisie zurückführe, so bin ich doch stolz auf die Anerkennung, die ein so hervorragender Staatsmann meinen seligen Eltern zollt. Was ich weiß, ist, daß mein Vater für Lord Beaconsfield sehr große Verehrung und Sympathie empfand, und daß dieser durch seinen glänzenden Geist wie durch den unvergleichlichen Charme seines Wesens ganz das Herz meiner Mutter gewonnen hatte. Ich selbst habe für diesen genialen Staatsmann, welcher in seiner Verbindung von Kühnheit und Zähigkeit, Phantasie und Weisheit, in der Geschichte einzig dasteht, immer eine besondere Bewunderung empfunden.

Bitte sagen Sie Lord Rowton mit meinen verbindlichsten Grüßen meinen herzlichen Dank für seine Aufmerksamkeit. Wie wohl erinnere ich mich an den ausgezeichneten und liebenswürdigen Mr. Corry, die rechte Hand von Lord Beaconsfield! Ich würde glücklich sein, denselben einmal wiederzusehen.

Daß Ihre Majestät die Königin von England so gnädig die Erlaubnis erteilt hat, daß mir die in Rede stehende Stelle aus einem vertraulichen Privatbrief mitgeteilt wurde, erfüllt mich mit ehrfurchtsvollstem Danke, den vielleicht Lord Rowton Ihrer Majestät zu Füßen zu legen die Gelegenheit findet.

Mit bestem Gruß

Ihr

aufrichtig ergebener

Bernhard Bülow.

Neben Lord Beaconsfield wohnte als zweiter Vertreter Englands der Minister des Auswärtigen, Sord Salisbury, dem Berliner Kongreß im Jahre 1878 bei. Zweifellos war er ein hochbedeutender Staatsmann und überragte in den langen Jahren, die er später als Mi-

nisterpräsident an der Spitze des englischen Kabinetts stand, gewaltig die große Mehrzahl seiner zeitgenössischen Kollegen. Wie oft aber habe ich in England von seinen politischen Gegnern einen angeblichen Ausspruch Bismarcks gehört, den dieser zur Zeit des Berliner Kongresses getan haben soll. Danach habe Bismarck behauptet, Lord Salisbury sei ein hölzerner, mit Eisenfarbe bemalter Zaun. In Englisch: „a wooden fence painted like iron." Wie mir Lord Rowton sagte, hielte er es für ausgeschlossen, daß Bismarck diesen Ausdruck je gebraucht habe. Er erzählte wie folgt: „Während des Berliner Kongresses war es ein offenes Geheimnis, daß in manchen Fragen große Meinungsverschiedenheiten zwischen Lord Beaconsfield und Lord Salisbury herrschten. Als eines Tages bei einem Diner des Gespräch hierauf kam, fragte Graf Julius Andrassy Bismarck, was er von Lord Salisbury halte. Dieser erwiderte, er besäße zweifellos eine große staatsmännische Begabung, aber der Jude, nämlich Lord Beaconsfield (Disraeli) schlüge ihn doch noch um einige Pferdelängen. Diesen Ausspruch Bismarcks haben dann die politischen Feinde Lord Salisburys verdreht und schließlich behauptet, Bismarck habe gesagt, er sei „a wooden fence painted like iron". Sowohl vom Fürsten Herbert Bismarck als auch von Holstein wurde mir die Version, wie Lord Rowton sie mir erzählte, bestätigt. Auf Lord Salisbury, mit dem ich, als er Premier und zugleich Minister des Auswärtigen war, viele Jahre hindurch in den freundschaftlichsten Beziehungen stand, werde ich in dem eigentlich politischen Teil meiner Aufzeichnungen noch wiederholt zurückkommen.

Was den Grafen Peter Schuwalow betrifft, so erzählte mir Lord Rowton unter vielem anderen, er habe zur Zeit des Berliner Kongresses zusammen mit seinen Sekretären wiederholt versucht, die bei den Verhandlungen festgesetzten Grenzlinien in Asien, Bessara-

bien usw., welche durch Stecknadeln auf der Karte bezeichnet waren, heimlich durch eine Umstellung der Nadeln zum Vorteil Rußlands zu ändern. Als er, Lord Rowton, ihn eines Tages dabei abfaßte, habe er sich eine Zigarette angezündet, freundlich gelächelt und sich so harmlos gestellt, als ob er nichts davon wisse, was geschehen sei.

Graf Peter Schuwalow war sicherlich einer der bedeutendsten Diplomaten seiner Zeit. Wie bekannt, stand er in den freundschaftlichsten Beziehungen zu Bismarck und war zugleich der schärfste Antipode des Fürsten Gortshakow. Er stand hoch in Gnaden bei Alexander II. und erschien deshalb Gortshakow doppelt gefährlich. Als zu Anfang der siebziger Jahre sein Einfluß in Rußland von Tag zu Tag wuchs und es den Anschein hatte, als beabsichtige Alexander II. ihn an Stelle Gortshakows zum Kanzler zu ernennen, ersann dieser schlaue Fuchs, welcher bisher vergebens versucht hatte, den Einfluß seines Antipoden Schuwalow einzudämmen, eine List, um ihn sich unschädlich zu machen. Er ließ in der gesamten russischen Presse die Fähigkeiten wie die Tatkraft seines Rivalen preisen und ihn wegen seines stetig wachsenden Einflusses mit der Bezeichnung „Peter IV." belegen. All diese Lobpreisungen der Presse, in welchen Schuwalow als Peter IV. fungierte, ließ er dann Alexander II. vorlegen. Damit erreichte Gortshakow, daß der Kaiser schließlich doch mißtrauisch und sogar eifersüchtig auf seinen Günstling Schuwalow wurde. Im Jahre 1874 wurde er dann schließlich verbannt, zwar nicht nach Sibirien, sondern als Botschafter nach London. Auf diese Weise war aber Gortshakow seinen gefährlichen Rivalen zunächst los.

Bismarck, welcher damals mit Bestimmtheit darauf gerechnet hatte, daß an Stelle seines Todfeindes Gortshakow sein Freund Schuwalow den Kanzlerposten in Rußland erhalten werde, war mit

dieser Wendung der Dinge durchaus nicht einverstanden. Als er die Nachricht erhielt, daß Schuwalow zum Botschafter in London ernannt war und Gortshakow Kanzler blieb, gab er bei seinem cholerischen Temperament seiner Entrüstung zunächst dadurch Ausdruck, daß er das Bankhaus Bleichröder instruierte, seine (Bismarcks) russischen Staatspapiere sofort um jeden Preis zu verkaufen. Der alte Bleichröder bekam wegen dieser plötzlich eingetroffenen Verkaufsorder Bismarcks einen furchtbaren Schreck, ging sofort auf das Auswärtige Amt und erkundigte sich dort, ob denn Kriegsgefahr mit Rußland bestände. Er erhielt aber eine durchaus beruhigende Auskunft.

Im Jahre 1878 schien noch einmal der Stern Peter Schuwalows leuchten zu wollen, denn statt des Kanzlers Gortshakow wurde er von Alexander II. zum ersten offiziellen Vertreter Rußlands beim Berliner Kongreß ernannt. Fürst Gortshakow erschien aber trotzdem persönlich während des Kongresses in Berlin, um auf seinen Rivalen Schuwalow aufzupassen und im übrigen so viel als möglich im trüben zu fischen. Aus dieser Lage der Dinge wußte aber der kluge Lord Beaconsfield Vorteil zu ziehen, und letzten Endes ging nicht Rußland, sondern England als Sieger aus dem Kongreß hervor.

Nach Beendigung des Kongresses kehrte Schuwalow auf seinen Botschafterposten in London zurück. Lord Rowton erzählte mir über die Tätigkeit, welche dieser seit dem Berliner Kongreß in London entfaltete, wie folgt: „Peter Schuwalow war sehr mißmutig aus Berlin nach London zurückgekehrt. Daß Rußland viele seiner Aspirationen, vor allem diejenigen auf Konstantinopel, nicht erreicht hatte, war ein großer Schlag für ihn. Ich bemerkte, daß er, während er sich früher kaum um Gladstone gekümmert hatte, plötzlich mit diesem bitteren Feinde meines hochverehrten Chefs in engste

Beziehungen trat. Es dauerte nicht lange, da erschienen auf einmal in der liberalen Presse Englands lange Berichte über die entsetzlichen Greueltaten, welche die Türken in den Balkanländern, vor allem in Bulgarien, begangen haben sollten. So manches mag ja wahr gewesen sein, aber im großen und ganzen bestanden diese Berichte doch aus gewaltigen Übertreibungen einiger weniger vielleicht wahrer Tatsachen. Immer zahlreicher wurden diese Berichte, an welche sich lange Leitartikel der Zeitungen schlossen, und schließlich verdichteten sie sich in heftige Angriffe gegen Lord Beaconsfield. Er wurde als Freund der Türken der wohlüberlegten und systematisch vorbereiteten Beihilfe am Massenmorde bezichtigt, und es gab wohl kaum ein Schimpfwort in der Welt, das meinem hochverehrten Chef nicht an den Kopf geworfen worden wäre. Nach seiner Rückkehr vom Berliner Kongreß nach London war er in ganz England der große gefeierte Held des Tages. Dann auf einmal war er in den Augen der gesamten liberalen Presse ein übler Mordgehilfe, von dem kein Hund ein Stück Brot nehmen dürfe. Aber wir Engländer sind ja zu Zeiten das törichtste und sentimentalste Volk der Welt. Wenn es sich um irgendeinen humanitären Schwindel handelt, läßt sich die öffentliche Meinung bei uns meistens sofort betören und fortreißen, bis endlich der gesunde Menschenverstand und das Selbstinteresse wieder die Oberhand gewinnen. Lord Beaconsfield entschloß sich schließlich, die wirkliche Stimmung des Landes zu erkunden, löste das Parlament auf, und es kam im April 1880 zu Neuwahlen. Mit fliegenden Fahnen ging Gladstone als Sieger aus diesen Wahlen hervor. Es waren dies die sogenannten ‚Bulgarian atrocities elections', es war die Rache des Grafen Peter Schuwalow an meinem hohen Chef Lord Beaconsfield für seinen Sieg auf dem Berliner Kongreß."

II. Kapitel

Im August 1884 trat ich als Avantageur beim Brandenburgischen Kürassierregiment Nr. 6 ein, welches seit seinem langen Bestehen in Brandenburg an der Havel, also nur ein und eine halbe Stunde mit der Eisenbahn von Berlin entfernt, in Garnison lag. Ich wurde der 1. Schwadron, welche damals ein Major von Götz kommandierte, zugeteilt, und meine militärische Ausbildung wurde sofort in Angriff genommen. Allerdings dauerte meine Einzelausbildung zunächst nur vierzehn Tage, denn das Regiment rückte etwa Mitte August zu den Manövern aus, welche mehrere Wochen dauerten. Da ich von Jugend auf an das Reiten gewöhnt war, beschloß mein Schwadronchef, mich trotz der kurzen Ausbildungszeit in das Manöver mitzunehmen. Die Kürassierregimenter rückten damals noch, wie in alten Zeiten, im Küraß in die Manöver, denn dieser gehörte unweigerlich zur Feldausrüstung eines Kürassiers. Lanzen hatten wir Kürassiere damals noch nicht, bei jeder Schwadron besaßen einen Karabiner etwa nur zwanzig Mann, die Waffe der übrigen war der Pallasch sowie ein Revolver, in erster Linie aber ihr Pferd: die Kürassiere galten damals noch in taktischer Beziehung hauptsächlich als Attacken-Kavallerie in geschlossenen Formationen.

Auf einem großen Fuchs und in einem schweren stählernen Kommißküraß und -helm zog ich mit ins Manöver. Es war ein

sehr heißer Augusttag, als wir die Garnison verließen, und die Hitze dauerte während des ganzen Manövers an, so daß ich in meiner schweren Stahlkleidung doch manchmal recht sehr unter den heißen Sonnenstrahlen litt. Nach beendetem Manöver kehrte ich mit meiner Schwadron in die Garnison zurück, und sofort wurde mit meiner Einzelausbildung wieder begonnen. Kommandeur des Regiments war damals der Oberstleutnant Freiherr Friedrich von Maltzahn. Er stammte aus Mecklenburg, hatte aber wie so viele Angehörige adliger Familien kleinerer deutschen Staaten seine militärische Laufbahn in österreichischen Diensten begonnen. So hatte er denn 1866 auch in einem österreichischen Kavallerieregiment gegen Preußen gefochten. Er war ein sehr vornehm gesinnter, liebenswürdiger und wohlwollender Mann, sowie ein vorzüglicher und passionierter Terrain- und Jagdreiter. Von der althergebrachten preußischen Bahn- und Dressurreiterei wollte er aber nichts wissen. Er ritt ungefähr so, wie ein guter englischer Sportsmann Jagd zu reiten pflegt.

Im Oktober 1884 wäre es mit meinem damals noch so jungen Leben beinahe schon aus gewesen, und nur infolge meiner kräftigen Natur gelang es den Ärzten, mich am Leben zu erhalten.

Als ich eines Abends nach dem Essen in der Offiziersmesse, welche sich damals noch inmitten der alten Stadt befand, nach Hause gehen wollte, wurde ich plötzlich von einem vorbeieilenden Polizisten aufgefordert, mich so schnell als möglich nach dem Rathaus zu begeben, um mich an der Verteidigung des Gebäudes zu beteiligen, welches von einer großen, mit allerhand gefährlichen Werkzeugen bewaffneten Menge umzingelt sei. Gegen Abend war nämlich unter Arbeitern, welche vorübergehend in Brandenburg beschäftigt waren und an die Tausende zählten, eine Revolte ausgebrochen. Es war von ihnen beschlossen worden, zunächst das

Rathaus zu stürmen. Als ich in die Nähe des Rathauses kam, fand ich dort eine große johlende Menge vor, welche gegen die aus etwa sechzehn Füsilieren des 35. Infanterieregiments bestehende Schutzwache eine äußerst drohende Haltung einnahm. Schon von weitem sah mich die Menge in meinem weißen Kürassierkoller kommen, und als ich mich ihr näherte, stürzten einige robuste Männer auf mich zu und riefen: „Schlagt doch den langen Kerl von Kürassier tot." Darauf zog ich sofort meinen Pallasch, erwehrte mich der Angreifer und schlug mich durch die Menge hindurch zu den sechzehn Füsilieren, welche auf der Terrasse vor dem Rathaus eine Verteidigungstellung eingenommen hatten. Sämtliche Truppen der Garnison, sowohl mein Regiment als auch das 35. Infanterieregiment, befanden sich ziemlich weit entfernt in ihren Kasernen auf der anderen Seite der Havel. Auf Unterstützung und Entsatz war daher vorläufig nicht zu rechnen. Die Haltung der Menge wurde aber immer drohender. Da entschloß ich mich, das Kommando über die Schutzwache zu übernehmen und einen Ausfall aus unserer dicht belagerten Stellung zu wagen. An der Spitze der sechzehn Füsiliere, welche ihre Seitengewehre aufgepflanzt hatten, unternahm ich dann einen Sturmangriff gegen die tobende Menge. Als diese sah, wie die blanken Bajonette auf sie einstürmten, stob sie auseinander und floh in großer Unordnung die Annenstraße herunter. Wir folgten dem fliehenden Haufen und trieben sie immer weiter zurück.

Schon glaubte ich, daß die Revolte vorüber sei und sich nunmehr alles in Wohlgefallen auflösen werde. Da aber wurden wir plötzlich von neuen Haufen, welche aus verschiedenen Seitengassen kamen, angegriffen und von allen Seiten umzingelt. Es begann jetzt ein heftiger Kampf auf Leben und Tod. Viele Stunden lang mußten wir uns unserer Haut wehren. So mancher von den braven

Füsilieren wurde übel zugerichtet und sank schließlich ohnmächtig zu Boden. Auch mir ging es nicht besser. Mein Pallasch, mit dem ich fortgesetzt dreinhieb, war bereits in der Mitte der Klinge gebrochen, ich selbst schwer verwundet, indem der Knochen über meinem linken Auge zerschmettert war und sich in meinem Rücken und Nacken mehrere klaffende Wunden, die von Beilhieben herrührten, befanden. Durch den großen Blutverlust geschwächt, war ich nahe daran, ohnmächtig zu Boden zu sinken. Ich entschloß mich nun, zu versuchen, in eines der nächstliegenden Häuser zu gelangen, aber alle Türen waren fest verrammelt. Da auf einmal, als die Not am größten war, öffnete sich plötzlich eine Tür. Ich merkte nur noch, wie mich zwei Männer in das Haus hineinzogen und sofort die Tür wieder schlossen. Dann brach ich ohnmächtig zusammen. Als ich nach etwa zwei Stunden von meinem Ohnmachtsanfall erwachte, fand ich mich in einem Bett liegend. Daneben stand ein Mann, welcher im Begriff war, an meinem linken Handgelenk den Puls zu fühlen. Es war dies Herr Cramer, der Besitzer der bekannten alten Weinstube in Brandenburg, wo wir Kürassiere viel zu verkehren pflegten. In wirklich rührender Weise hatte er sich in dieser verzweifelten Lage meiner angenommen, und ihm habe ich zu verdanken, daß ich heute noch am Leben bin. In späteren Jahren erwarb Herr Cramer das alte Weinrestaurant Mitscher in der Französischen Straße in Berlin und entwickelte es zu der Höhe, auf welcher es sich heute befindet. Er selbst ist schon viele Jahre tot, aber sein Sohn ist heute noch der Besitzer des Restaurants.

Längere Zeit habe ich dann noch in lebensgefährlichem Zustande im Lazarett gelegen. Die Wunden, welche von Beilhieben herrührten, heilten bald, aber zu der Wunde über dem linken Auge gesellte sich eine schwere Rose, so daß die Ärzte fürchteten, ich

würde an Blutvergiftung sterben. Als ich wieder genesen war, sagte mir der Oberstabsarzt des Regiments: „Um Sie am Leben zu erhalten, haben wir eine richtige Pferdekur mit Ihnen gemacht, diese ist aber nur gelungen, weil Sie eine so kräftige Natur besitzen." Worin diese Pferdekur in medizinischer Beziehung bestanden hat, habe ich aber nie erfahren.

Im März 1885 kam ich auf die Kriegsschule in Hannover, wo ich bis Dezember des Jahres verblieb und mein Offiziersexamen machte. Kurz vor Weihnachten kam ich wieder zum Regiment und wurde wenige Wochen darauf zum Sekondeleutnant, wie es damals hieß, befördert.

Während der Manöver im Jahre 1886 lagen drei Schwadronen meines Regiments einige Tage in Potsdam in Quartier. Dazu gehörte auch die zweite Schwadron, welche unter dem Kommando des Majors von Rochow stand, und der ich als Leutnant zugeteilt war. Major von Rochow, der ein alter Bekannter von Onkel Ente war, und ich selbst wohnten während dieser Zeit bei ihm in seiner Villa an der Havel. Eines Tages kam auch Graf Heinrich Lehndorff, der als diensttuender Generaladjutant des alten Kaisers zur Zeit mit diesem in Schloß Babelsberg bei Potsdam wohnte, zum Abendessen zu Onkel Ente. Es war bereits festgesetzt, daß der Kaiser persönlich am folgenden Morgen eine Parade über die drei Schwadronen meines Regiments auf dem Bornstedter Felde abnehmen würde.

Nach dem Abendessen nahm mich Graf Lehndorff beiseite und sagte mir im Vertrauen, es sei möglich, daß der Kaiser mich morgen nach der Parade zu sich befehlen werde. Er (Lehndorff) habe dem Kaiser erzählt, daß sich unter den Offizieren der Brandenburger Kürassiere ein Urenkel des Feldmarschalls Kleist von Nollendorff befände, worauf der Kaiser bemerkt habe, daß er, wenn die Zeit

es morgen erlaube, den betreffenden Offizier nach der Parade zu sprechen wünsche. Sollte nach der Parade plötzlich der Befehl an mich gelangen, zum Wagen des Kaisers zu kommen, so möchte ich doch sofort im Galopp auf den kaiserlichen Wagen zureiten, jedoch etwa 15—20 Schritt vor dem Gefährt abstoppen, vom Pferde springen und zu Fuß auf den Kaiser zuschreiten. Es würde dafür gesorgt werden, daß eine Ordonnanz zur Stelle sei, um mein Pferd zu halten. Als Grund dafür gab Graf Lehndorff den Umstand an, daß der alte 89jährige Kaiser sich in einer ganz niedrigen Kalesche befinden werde, von wo aus er die Parade abzunehmen gedenke.

In der Frühe des nächsten Morgens fand auf dem Bornstedter Felde die Parade statt. Wir defilierten dreimal beim Kaiser vorbei, im Schritt, im Trab und im Galopp. Sowie die Parade zu Ende war, kam plötzlich eine Ordonnanz von der Leibwache des Kaisers in Karriere zu meiner Schwadron herangesprengt und fragte nach dem Leutnant von Eckardstein. Er überbrachte mir den Befehl des Kaisers, mich sofort bei ihm zu melden. Ich tat, wie Graf Lehndorff mir gesagt hatte, ritt im Galopp auf die Kalesche des Kaisers zu, stoppte etwa zwanzig Schritt vor dem Gefährt, sprang vom Pferde, übergab mein Pferd einer Ordonnanz, schritt zu Fuß auf den Kaiser zu, und die Hand an den Helm legend, meldete ich mich in strammer Haltung mit den Worten „Leutnant Freiherr von Eckardstein meldet sich bei Euerer Majestät Alleruntertänigst zur Stelle“. Der alte Herr sah mich von oben bis unten an; dann fing er zunächst mit etwas leiser Stimme, die sich aber allmählich verstärkte, zu sprechen an. Er sagte: „Ich habe mich soeben bei Ihrem Kommandeur*) für die vorzügliche Haltung meiner Brandenburger

*) Nicht der Regimentskommandeur Freiherr von Maltzahn führte an diesem Tage die drei Schwadronen meines Regiments, sondern der etatsmäßige Stabsoffizier Major von Patow.

Kürassiere beim Vorbeimarsch bedankt. Es hat mir auch große Freude bereitet, wieder einmal die schönen Füchse meiner Brandenburger Kürassiere zu sehen." Nach einer kleinen Pause fuhr der Kaiser fort: „Ich höre, Sie sind der älteste Urenkel des Feldmarschalls Grafen Kleist von Nollendorff. Für Ihren Urgroßvater habe ich stets eine große Zuneigung und Bewunderung gehabt. Meine erste Feuertaufe erhielt ich, als ich im Jahre 1813 in dem Gefecht bei — ja, bei —, ich kenne ja den Namen des kleinen Ortes in Frankreich ganz genau, aber wenn man alt wird, entfallen einem manchmal Namen, ja, als ich Ihrem Urgroßvater einen Befehl des Königs überbrachte." Darauf nickte der alte Herr mir freundlich zu, was bedeuten sollte, daß ich entlassen sei. Ich machte daher sofort vorschriftsmäßig Kehrt, bestieg meinen Fuchs und galoppierte davon.

Auch während der Manöver des Jahres 1887 lag meine Schwadron auf dem Durchmarsch in Potsdam in Quartier. Der alte Kaiser hatte ein für allemal befohlen, daß Schloß Babelsberg und andere in seinem Privatbesitz befindliche Schlösser mit Einquartierung zu belegen seien, falls er selbst zur Zeit auf dem betreffenden Schlosse nicht anwesend sei. So kam es, daß die Offiziere meiner Schwadron in Schloß Babelsberg einquartiert wurden. Wir wohnten zwar nicht im Schloß selbst, sondern in dem nahe gelegenen Kavalierhaus. Unsere Mahlzeiten nahmen wir aber im kleinen Speisesaal des Schlosses ein. Auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers war auch dafür Sorge getragen, daß die bei ihm einquartierten Offiziere und Mannschaften auf das beste verpflegt und mit genügenden Getränken, wie Wein, Bier usw. versorgt wurden. Man hatte alles in Hülle und Fülle, nur Zigarren und Zigaretten gab es nicht.

Das Herbstmanöver des Jahres 1887 war von sehr langer Dauer. Wir zogen durch einen großen Teil der Mark, und die Hauptmanövertage fanden in der Nähe von Prenzlau statt. Ins-

gesamt dauerte das Manöver mit Hin- und Rückmärschen über sechs Wochen.

Die sechste brandenburgische Division kommandierte damals Graf Gottlieb von Häseler, der allgemein bekannte, spätere Kommandierende General des XVI. Armeekorps in Metz, welcher dann den Rang eines Feldmarschalls erhielt. Zu seiner Division gehörte mein Regiment. Graf Häseler war dafür bekannt, daß er von den ihm unterstellten Truppen an Leistungen das nur Menschenmögliche, manchmal auch sogar das beinahe Menschenunmögliche verlangte. Während dieses langen Manövers im Jahre 1887 war ich temporär als Ordonnanzoffizier zu seinem Stabe kommandiert. Generalstabsoffizier bei der sechsten Division war damals Major von Prittwitz, der spätere Generaloberst, welcher zu Anfang des Weltkrieges im August 1914 Oberstkommandierender gegen die Russen in Ost- und Westpreußen war, kurz vor der Schlacht von Tannenberg aber seines Kommandos enthoben und durch den Feldmarschall von Hindenburg ersetzt wurde. Divisionsadjudant bei der sechsten Division war ein Major von Ziethen von den Gardehusaren. Ebenso wie Prittwitz war er von großer, stattlicher Figur und trug, wie es unter Wilhelm I. Sitte war, einen langen Seitenbart mit ausrasiertem Kinn. Beide, Prittwitz wie Ziethen, waren in keiner Weise Kostverächter. Sie waren im Gegenteil stets darauf bedacht, während des langen, heißen Manövers von 1887 mit den besten Speisen und Getränken versehen zu sein. Abgesehen von einigen Generalstabskarten, hatte Prittwitz seine beiden großen Satteltaschen ausschließlich mit allerhand Delikatessen, wie kalten Rebhühnern, Gänseleberpasteten, Schinken, Würsten, Soleiern usw. stets vollbepackt. Ziethen aber führte die Getränke bei sich, und zwar hatte er neben einer Flasche Kognak stets vier Flaschen Pfirsichbowle in seinen Satteltaschen. Damit die Bowle auch recht

schön kühl blieb, waren die Flaschen in einem Gummibeutel mit Eis verpackt.

Graf Häseler selbst war, wie bekannt, von äußerst enthaltsamen Gewohnheiten. Er lebte eigentlich den ganzen Tag nur von einigen Äpfeln oder sonstigen Früchten, abends aß er dann vielleicht zwei Eier und etwas Käse mit Kommißbrot. An Getränken war Milch sein einzigster Luxus. Man konnte bemerken, wie er sich darüber ärgerte, wenn Prittwitz und Ziethen während der Manöver alle Augenblicke ihre Satteltaschen öffneten und sich an den mitgebrachten Delikatessen sowie Pfirsichbowle labten. Auch während der langen Rückmärsche von dem Manöver fanden auf Befehl des Grafen Häseler fortgesetzt Felddienstübungen statt. Es war daher verboten, so lange diese Übungen dauerten, zu rauchen. Eines Tages, als Prittwitz und Ziethen wieder einmal aus ihren Satteltaschen schlemmten, sagte Graf Häseler zu mir, er freue sich, daß ich so mäßig sei, denn er sehe mich während des ganzen Tages nie etwas essen oder trinken oder mich gar an den Schlemmereien von Prittwitz und Ziethen beteiligen. Ich erwiderte dem General, daß es mir nicht schwer fiele, den ganzen Tag ohne Nahrung auszukommen, ich hole es dann abends nach. Nur eins, was ich sehr vermisse, sei, daß ich nicht rauchen dürfe. Mir rochert die ganze Zeit, Exzellenz, sagte ich zu ihm. „Ihnen gestatte ich das Rauchen," erwiderte darauf der General. Nachdem ich mich bei ihm bedankt hatte, ritt ich etwas zurück, zog meine Zigarrentasche heraus und zündete mir sofort eine meiner langen Zigarren an. Als Prittwitz es bemerkte, ritt er auf mich zu und schrie mich mit den Worten an: „Was fällt Ihnen denn ein, Sie wissen doch, daß Exzellenz das Rauchen während der Felddienstübungen streng verboten hat." Graf Häseler, welcher uns etwas voranritt, hörte dies, hielt sein Pferd an, drehte sich zu Prittwitz und Ziethen herum und sagte, auf

mich deutend: „Dem habe ich das Rauchen erlaubt, denn er frißt und säuft nicht so viel wie Ihr.“ In der Tat bin ich selbst nie ein Kostverächter in meinem Leben gewesen, sogar im Gegenteil! Nur habe ich stets die Fähigkeit besessen, wenn es sein muß, sehr lange ohne Nahrung auszukommen. In späteren Jahren, als ich in England lebte, erzählte König Eduard öfters im Spaß von mir, er könne mich nicht mehr zur Jagd einladen, ich sei ihm ein zu teurer Gast, indem ich jedesmal beim Jagdfrühstück „in one sitting“ einen ganzen Schinken aufäße.

Im Februar 1887 befand ich mich eines Abends auf einem Opernhausball in Berlin, bei welchem der alte Kaiser, der spätere Kaiser Friedrich, als Kronprinz und beinahe sämtliche Mitglieder des Kaiserlichen Hauses zugegen waren. Es fanden damals jeden Winter einige solcher Opernhausbälle statt. Es waren dies Subskriptionsbälle, zu denen auch sonst nicht Hoffähige Eintrittskarten erwerben und auf diese Weise mit dem Hof in Berührung kommen konnten. Der Kaiser war damals schon zu alt, um selbst, wie üblich, an der Spitze der Fürstlichkeiten eine Tournee durch den Saal zu machen. Er sah von einer Loge aus zu, und der Kronprinz führte an seiner Stelle die Tournee. Mit der Prinzessin Albrecht von Preußen am Arm zog er durch den Saal, grüßte nach rechts und nach links und unterhielt sich auch zeitweise mit ihm bekannten Persönlichkeiten, denen er begegnete. Das Opernhaus hatte damals noch keine elektrische, sondern Gasbeleuchtung. Ich stand gerade unter einem großen Gaskandelaber, als der Kronprinz sich in meiner Richtung auf seiner Tournee näherte. Plötzlich fühlte ich einen heftigen Schmerz auf meiner Hand. Ich bemerkte dann, daß fortgesetzt glühende Tropfen von der Decke herab-

fielen. Teile des Gaskandelabers hatten infolge irgendeiner Störung in den Gasröhren angefangen zu schmelzen, und immer intensiver wurde die herabfallende heiße Masse. Alle unter dem Kandelaber stehenden Herren und Damen stoben schleunigst auseinander, um sich zu retten, der Kronprinz aber, welcher damit beschäftigt war, nach rechts und nach links zu grüßen, hatte alles dieses nicht bemerkt und schritt direkt auf die Stelle zu, wo die glühende Masse am dichtesten herabkam. Da trat ich ihm plötzlich entgegen, streckte meinen rechten Arm mit dem Helm in der Hand gegen ihn aus und rief mit lauter Stimme: „Halt, Kaiserliche Hoheit." Der Kronprinz bekam einen Schreck, sah mich mit erstaunten Blicken an, merkte aber dann sofort, als ich mit der Hand nach der Decke wies, was vorging.

Zwei Tage darauf war ein Hofball im Weißen Saale des Königlichen Schlosses. Plötzlich kam der diensttuende Flügeladjutant des Kronprinzen, der damalige Rittmeister bei den Pasewalker Kürassieren, deren Uniform auch der Kronprinz meistens trug*), Freiherr von Viettinghoff, auf mich zu und sagte: „Seine Kaiserliche Hoheit wünschten mich zu sprechen. Er geleitete mich darauf zum Kronprinzen, welcher dicht neben dem Sessel des alten Kaisers stand. Er reichte mir die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen von Herzen für die Geistesgegenwart, die Sie bewiesen und mich dadurch vor einem schweren Unglücksfall gerettet haben. Ich bekam natürlich anfangs einen Schreck, als plötzlich ein Offizier seinen Arm und Helm gegen mich ausstreckte, ich glaubte, der betreffende sei verrückt geworden." Dann sprach der Kronprinz noch von meinen Eltern, erzählte, daß er im Jahre 1869 bei ihnen in Schloß Löwen

*) Freiherr von Viettinghoff war später Kommandierender General des II. Armeekorps. Während des Krieges war er stellvertretender Kommandierender General seines früheren Armeekorps und residierte in Stettin.

zu Besuch gewesen sei, daß es ihm dort sehr gut gefallen habe, und beauftragte mich, meine Mutter sehr von ihm zu grüßen. Schließlich wandte er sich zum alten Kaiser und erzählte ihm, auf mich mit der Hand deutend, ganz kurz den Zwischenfall auf dem Opernhausball. Der Kaiser nickte mir sehr freundlich zu, und ich war dann entlassen.

Schon um diese Zeit war der arme Kronprinz an seinem unheilbaren Leiden schwer krank. Er ließ es sich aber in der Öffentlichkeit nicht merken. Nur wenige Eingeweihte wußten daher, wie es in Wirklichkeit um ihn stand. Aber auch wie falsch unterrichtet war später die öffentliche Meinung in Deutschland, als sie sich von einer starken Gereiztheit gegen die Kaiserin Friedrich beherrschen ließ, weil diese den englischen Halsspezialisten Sir Morell Mackenzie herbeigerufen hatte, um ihren Gemahl zu behandeln. Welch lächerliche und von Grund aus falsche Gerüchte wurden damals in Deutschland verbreitet und geglaubt!

In Wahrheit ist es nicht die Kaiserin Friedrich gewesen, welche darauf bestanden hat, den englischen Arzt zu konsultieren, sondern Professor von Bergmann hat diesen ausdrücklich empfohlen. Der wahre Tatbestand ist folgender: Als Professor von Bergmann beschlossen hatte, eine Operation an dem damaligen Kronprinzen vorzunehmen und der Operationstisch bereits aufgestellt war, erschien plötzlich Bismarck und bedeutete Bergmann, daß es, wo es sich um das Leben des Thronfolgers handelte, doch wohl empfehlenswert sei, erst noch einen oder mehrere ausländische Autoritäten zu konsultieren, bevor zur Operation geschritten würde. Professor von Bergmann schlug darauf vor, den Wiener Professor Schröder, einen Pariser Arzt oder den bekannten englischen Halsspezialisten Sir Morell Mackenzie zu Rate zu ziehen. Der Kronprinzessin (Kaiserin Friedrich), welche vollständig damit einverstanden gewesen war,

daß die Operation von Professor von Bergmann sofort ausgeführt werden solle, wurde darauf die Wahl gelassen, welche von den drei genannten Autoritäten heranzuziehen sei. Ihr Wahl fiel, da sie doch eine geborene Engländerin war, naturgemäß auf Sir Morell Mackenzie. Wenn dieser sich dann gegen eine Operation aussprach, so war dies sicherlich nicht die Schuld der Kaiserin Friedrich.

Mein Regiment war zusammen mit den 11. Ulanen, welche damals in Perleberg in der Mark standen, und den 3. Husaren, den sogenannten Zietenhusaren, in einem Brigadeverbande. Diese drei Regimenter bildeten zusammen die 6. Kavalleriebrigade. Die Zietenhusaren standen in dem etwa 25 Kilometer von Brandenburg gelegenen Städtchen Rathenow. Die Offizierkorps beider Regimenter kamen sehr viel zusammen, besaßen eine gemeinschaftliche Jagdmeute, und es herrschte das nur denkbar kameradschaftlichste Verhältnis nicht nur zwischen den beiderseitigen Offizierkorps, sondern auch zwischen den Mannschaften. Wenn sich auch bei den Manövern die Mannschaften gegenseitig manchmal beschimpften, indem die Husaren uns Kürassiere mit dem Namen „die Mehlsäcke“ titulierten und wir sie dafür „die Bindfaden“ nannten, so hatte dies im Grunde genommen auf das zwischen beiden Regimentern bestehende Freundschaftsverhältnis kaum irgendwelchen Einfluß.

Gegen Ende des Jahres 1886 wurde der Major Viktor von Podbielski zunächst mit der Führung der Zietenhusaren betraut, später wurde er zum Kommandeur ernannt, und als solcher stand er viele Jahre an der Spitze des Regiments. Nachdem er dann einige Zeit eine Kavalleriebrigade in Metz geführt hatte, nahm er als Soldat seinen Abschied und erhielt den Charakter eines Generalmajors. Damit war aber seine Laufbahn im Staatsdienst noch längst nicht zu Ende. Er wurde zunächst Mitglied des Reichstages, darauf ernannte ihn

der Kaiser, mit dem er sich eine Zeit lang sehr schlecht gestanden, dann aber wieder ausgesöhnt hatte, zum preußischen Landwirtschaftsminister. Später wurde er Staatssekretär des Reichspostamts. In diesen Stellungen zeichnete er sich besonders durch das ihm eigene Organisationstalent aus. Im übrigen hat er sich auch große Verdienste um den Rennsport und den deutschen Sport im allgemeinen erworben. Bekannt war er allenthalben unter dem Namen „Pot".

Im Frühjahr 1887 kam er auf den Gedanken, mit dem Offizierkorps seines Regiments von Rathenow aus einen Distanzritt nach der Donau und dann weiter durch den größten Teil Süddeutschlands zu unternehmen. Er erlaubte mir, mich diesem Distanzritt anzuschließen. Außer den Husaren war ich der einzigste sonstige Offizier bei diesem Ritt. Es war bestimmt, daß jeder die ganze Tour auf ein und demselben Pferde zurückzulegen hatte. Der Ritt stellte nicht nur große kavalleristische Anforderungen an den einzelnen, indem wir jeden Tag von etwa 4 Uhr morgens bis 5 oder 6 Uhr nachmittags hintereinander im Sattel saßen, sondern auch die Leistungsfähigkeit unseres Magens wurde stark in Anspruch genommen. Auch war während des vierzehntägigen Rittes kein Ruhetag eingeschoben.

In bezug auf den Magen des einzelnen war der Ritt insofern eine gewaltige Leistung, als sowohl in allen Garnisonorten, die wir passierten, als auch bei einigen der mitteldeutschen Bundesfürsten große Festmähler, bei denen wir sehr viel trinken mußten, uns zu Ehren stattfanden. War es doch damals im allgemeinen Sitte, daß, wenn zwei Offizierkorps bei einem sogenannten Liebesmahl zusammenkamen, sie sich gegenseitig unter den Tisch zu trinken versuchten. Es könnte dies so klingen, als wären wir deutschen Offiziere damals alle Säufer gewesen. Aber gerade das Gegenteil ist der

Fall. Wir lebten im allgemeinen ziemlich einfach und hielten besonders auch im Trinken Maß. Nur an besonderen Tagen und Festen wurde manchmal über die Stränge geschlagen. Der Deutsche überhaupt ist kein regelmäßiger Säufer. Sich allein hinzusetzen und sich in Schnäpsen oder sonstigen schweren alkoholischen Getränken zu übernehmen, wie dies vielfach bei unseren angelsächsischen Vettern, besonders den Amerikanern, der Fall ist, liegt ihm nicht. Der Deutsche trinkt im allgemeinen nur in lustiger Gesellschaft, das heißt er säuft nicht, sondern er kneipt.

Die erste Garnison, wo wir Halt machten, war Naumburg an der Saale. Dort wurden wir von dem Offizierkorps des 4. Jägerbataillons gastlich bewirtet. Dann kam Merseburg an die Reihe, wo damals die 12. Husaren in Garnison standen. Auch hier wurde uns ein großes Festmahl gegeben. Dann kamen wir nach Rudolstadt. Nachmittags etwa gegen 5 Uhr empfing uns der regierende Fürst Georg hoch zu Roß, und von zwei Adjutanten begleitet, an seiner Landesgrenze. Unter seiner Führung zogen wir dann in Rudolstadt ein, wo wir übernachteten. Abends gab der Fürst uns zu Ehren ein prächtiges Galadiner in der großen Halle des Schlosses. Wie während des ganzen Rittes, herrschte auch an diesem Tage — es war Anfang Juni — eine große Hitze, und wir waren in Rudolstadt mit einem geradezu mörderlichen Höllendurst angelangt. An der Galatafel ging es anfangs sehr förmlich zu, und wir saßen, wie es die Hofetikette erforderte, mit umgeschnalltem Säbel bei Tisch. Außer uns waren noch einige Honoratioren der Residenzstadt geladen, und ein Hofmarschall sowie zwei Kammerherren wachten streng über die Innehaltung der althergebrachten Hofetikette. Sowohl das Essen als auch die Weine waren vorzüglich. Nachdem uns erst alter Sherry sowie Rotwein vorgesetzt waren, folgte bald eine Serie alter Rheinweine und schließlich kam ein schöner, halb gefrorener

Pommery. Bei dem gewaltigen Durst, den wir mitgebracht hatten, dauerte es nicht lange, bis wir alle in Stimmung gerieten. Immer lustiger und lustiger wurde die Tafelrunde, zum Entsetzen des Herrn Hofmarschalls und der beiden Kammerherren setzten wir uns über jede Hofetikette hinweg, und es ging schließlich so zu, als ob wir in Rathenow oder Brandenburg im Offizierskasino beim Liebesmahl säßen. Der Fürst selbst kam auch bald in die richtige Stimmung, trank jedem einzelnen von uns zu und schien sich sehr behaglich und wohl in unserer lustigen Gesellschaft zu fühlen. Nur äugte er von Zeit zu Zeit etwas verlegen zu seinem Hofmarschall und den beiden Kammerherren hinüber, welche mehr und mehr in Entsetzen über unser Benehmen gerieten. Auch die anwesenden Honoratioren der Residenzstadt schienen mit unserem Benehmen durchaus nicht einverstanden zu sein. In ihren Gesichtern befand sich ein Ausdruck, welcher etwa besagen sollte, „ja so etwas haben wir am Hofe unseres Allergnädigsten Fürsten und Herrn doch noch nicht erlebt". Nach Beendigung des Galadiners schwankten wir Arm in Arm die große Schloßtreppe herab nach einer Gartenterrasse, wo Kaffee, Schnäpse und Zigarren serviert wurden. Der Fürst selbst taute immer mehr auf, und als er sich von den Herren seines Hofstaates zufällig unbeobachtet sah, fing er an, einigen von uns verschiedene lustige Geschichten zu erzählen.

Fürst Georg von Schwarzburg-Rudolstadt war Junggeselle. Er war von großer, schlanker Figur und besaß ein sehr wohlwollendes und liebenswürdiges Wesen. Seinem Aussehen nach stand er damals etwa in seinem 50. Lebensjahre, vielleicht war er aber auch jünger. Bevor er regierender Fürst wurde, hatte er viele Jahre in Potsdam beim Regiment der Garde du Corps gedient. Wie er uns erzählte, sei einer seiner besten Freunde ein Herr von Schack gewesen, der bei den 1. Gardeulanen stand und in Potsdam allgemein unter dem

Namen „der lange Schack" bekannt war. Von jeher sei er immer sehr geradeheraus gewesen, besonders wenn er einige Flaschen Wein getrunken hatte. Als er, der Fürst, zur Regierung kam und Potsdam verließ, habe er seinen Freund Schack eingeladen, ihn bald einmal für einige Tage in Rudolstadt zu besuchen, aber nur unter der Bedingung, daß er sich so benehmen würde, wie es sich an einem Hofe gezieme, so daß die alten Herren des Hofstaates sich nicht verletzt fühlen könnten. Sein Freund Schack habe ihm dies auch versprochen. Er sei dann nach einigen Monaten nach Rudolstadt gekommen und habe im Schloß gewohnt. Die ersten beiden Tage während seines Besuches habe er sein Versprechen gehalten und sich ganz korrekt aufgeführt. Als am dritten Tage eine größere Hoftafel stattfand, bei der unter anderem auch zwei Staatsminister zugegen waren, sei er jedoch schwer entgleist. Der Wein schiene ihm an diesem Tage ganz besonders gut geschmeckt zu haben. Als der Champagner serviert wurde, habe er aber ganz plötzlich mit lauter Stimme quer über die Tafel gerufen und zu ihm, dem Fürsten, gesagt: „Du, Rudolstädter, schmeiß doch deinen Hofmarschall 'raus, der Sekt schmeckt nach dem Pfroppen." Das Entsetzen der Herren meines Hofstaates brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu beschreiben, bemerkte der Fürst, dann aber sah er sich scheu um, ob nicht vielleicht einer der Herren seiner Erzählung zugehört hatte.

In der Frühe des nächsten Morgens brachen wir wieder auf. Der Fürst begleitete uns zu Pferde bis nach Schwarzburg, wo er uns das Schloß zeigte und persönlich alle Einzelheiten und Sehenswürdigkeiten erklärte.

Wir machten dann in Koburg halt, wo wir vom Herzog auf dem Schloß empfangen wurden. Es fand hier aber keine Galatafel statt wie in Rudolstadt. Der Herzog war sehr liebenswürdig und unterhielt sich mit jedem einzelnen von uns. Es war dies der alte

Herzog Ernst von Koburg-Gotha, welcher im ganzen Deutschen Reich unter dem Spitznamen „der Schützenkönig" bekannt war. Er hatte sich in jüngeren Jahren um die nationalen Bestrebungen in Deutschland sehr verdient gemacht, war von sehr freier Anschauung, ein Förderer von Kunst und Wissenschaft und selbst Komponist wie auch Schriftsteller. Allgemein bekannt ist sein Briefwechsel mit Gustav Freytag. Sein jüngerer Bruder war der verstorbene Prinzgemahl der Königin Viktoria von England, Prinz Albert.

Von Koburg aus ritten wir nach Bayern hinein. In Bamberg gaben uns die Ulanen ein großes Fest, in Nürnberg die dort garnisonierten 6. Chevaulegers, und so ging es weiter. Bei Donauwörth erreichten wir die Donau. Von dort aus bogen wir ins Württembergische ein, wo wir ebenfalls von allen Offizierkorps, deren Garnisonen wir passierten, gastlich bewirtet wurden. Am lustigsten ging es in Ludwigsburg zu, wo uns die dort in Garnison liegenden Kavallerieregimenter ein großes Festmahl gaben. Dann ritten wir wieder nach Bayern hinein und beendeten unsere Tour in Würzburg. Es war ein ausnahmsweise heißer Tag, als wir in Würzburg einzogen. Bei dem großen Bankett, das uns zu Ehren die Garnison gab, waren der Kommandierende General mit seinem Stabe, der Divisionskommandeur, viele andere Stäbe und sämtliche Offiziere der dort garnisonierten Truppen zugegen. Bei der großen Hitze wurde sehr stark gezecht, und die Bayern versuchten, uns unter den Tisch zu trinken. Wir waren ja nur etwa zwanzig an Zahl, während die Bayern gut hundert Köpfe zählten. Als die Husaren nach dem vielen Rheinwein und Champagner, den wir getrunken hatten, bereits zu wanken anfingen, ließen die Bayern plötzlich ihren schweren Würzburger Steinwein, oder auch Boxbeutel genannt, auffahren. Als Podbielski dies merkte, bekam er einen Schreck und fürchtete,

seine Husaren würden nun vollends unter den Tisch sinken. Da erhielt ich plötzlich durch eine Tafelordonnanz einen Zettel von ihm, auf welchem geschrieben stand: „Kommen Sie sofort jedem Bundesbruder einen Ganzen in Steinwein vor.“ Es war dies allerdings eine kräftige Order, aber ich faßte sie als militärischen Befehl auf und kam ihr nach. Vom Kommandierenden General bis zum jüngsten Fähnrich herunter kam ich jedem einzelnen einen Ganzen in ihrem Würzburger Steinwein vor. Zum Glück waren es ziemlich kleine Gläser, in denen der Wein serviert wurde, aber immerhin war es doch keine Kleinigkeit, meinen Auftrag auszuführen. Trotzdem blieb ich aber ganz nüchtern.

Von Würzburg aus schickten wir unsere Pferde mit der Bahn heim. Mit dem Rittmeister von Seydlitz, mit Spitznamen „Box“ genannt, und einigen anderen fuhr ich noch für einige Tage nach dem nahe gelegenen Bad Kissingen und begab mich von dort wieder in meine Garnison nach Brandenburg.

III. Kapitel

An dem von Podbielski inszenierten Distanzritt seines Offizierkorps, über welchen täglich lange Berichte in der Presse erschienen waren, hatte die Öffentlichkeit großes Interesse genommen. Podbielski hatte unter anderem auch auf allen Schlachtfeldern und sonstigen historischen Stätten, die wir passierten, kriegsgeschichtliche Vorträge gehalten und daran militärische sowie politische Lehren für die Gegenwart und Zukunft geknüpft. So z. B. auf dem Schlachtfeld von Roßbach, auf dem Napoleonsberg bei Jena, in Gmünd im Württembergischen, wo er über die Hohenstauffen, ihre Verdienste und Fehler sprach usw. Alle diese Vorträge und Reden von Podbielski waren in der Presse erschienen und hatten Anlaß zu einer lebhaften Diskussion, zum Teil auch Polemik, gegeben. An alledem hatte auch Bismarck Interesse genommen. Was ihn aber unter anderem ganz besonders interessierte, war, zu erfahren, wie sich das Verhältnis gestalte, wenn ein geschlossenes preußisches Offizierkorps mit geschlossenen süddeutschen, insbesondere bayerischen Offizierkorps zusammentreffe. Es interessierte ihn dies vom innerpolitischen und nationalen Standpunkt aus. Von Podbielski hatte er einen langen Bericht erhalten, welcher so fesselnd und amüsant geschrieben war, daß er sich diesen auf sein pommersches Landgut Varzin einlud. Podbielski, welcher ein sehr amüsanter Erzähler

war, berichtete ihm bei dieser Gelegenheit in äußerst witziger Form alle, auch die kleinsten Einzelheiten. So erzählte er Bismarck unter anderem auch von meiner Trinkleistung in Würzburg; vielleicht hat er dabei, um dieser kleinen Episode eine möglichst witzige Gestalt zu geben, etwas stark übertrieben. Wie es scheint, hat er Bismarck erzählt, die hundert bayerischen Offiziere hätten uns, zwanzig preußische Offiziere, unter den Tisch trinken wollen, da hätte er mich aber vorgeschickt, um die hundert bayerischen Offiziere in ihrem eigenen Würzburger Steinwein unter den Tisch zu trinken, was mir auch gelungen sei.

Im Winter 1887/88 traf ich Herbert Bismarck, welcher damals Staatssekretär des Auswärtigen Amtes war, und den ich schon längere Zeit kannte, eines Abends auf einem Empfang beim russischen Botschafter Grafen Paul Schuwalow. Er kam auf mich zu und sagte, sein Vater habe sich herrlich darüber amüsiert, wie Podbielski ihm erzählt habe, daß ich in Würzburg etwa hundert bayerische Offiziere in Steinwein unter den Tisch getrunken hätte. Ich erwiderte Herbert Bismarck, daß diese Version doch vielleicht etwas übertrieben sei. „Das macht gar nichts,“ fuhr er fort, „mein Vater hat sich eben herrlich darüber amüsiert und mir gegenüber bemerkt, daß er Sie kennen zu lernen wünscht.“

Etwa vierzehn Tage später erhielt ich plötzlich in Brandenburg ein Telegramm von Herbert Bismarck, welches besagte, ich möchte ihn am folgenden Tage um 6 Uhr nachmittags abholen kommen, um mit ihm zusammen bei seinem Vater zu Abend zu essen. Ich fuhr nach Berlin, ließ mich pünktlich um 6 Uhr bei ihm melden und, nachdem er mich etwa eine halbe Stunde hatte warten lassen, indem er noch beschäftigt war, gingen wir zusammen nach dem Reichskanzlerpalais. Wir begaben uns dann in das Empfangszimmer, wo sich von den eingeladenen Gästen bereits der Unterstaatssekretär

und Chef der Reichskanzlei Rottenburg sowie der sächsische Gesandte in Berlin Graf Hohenthal befanden. Der alte Fürst war selbst noch nicht zugegen. Nach einer Weile erschien auch der bekannte alte Mitarbeiter Bismarcks, Lothar Bucher. Soviel ich weiß, war dieser damals nicht mehr im Dienst. Endlich trat auch der alte Fürst ins Zimmer. Nachdem er den Grafen Hohenthal und die anderen Herren begrüßt hatte, stellte Herbert Bismarck mich ihm vor. Da es das erstemal war, daß ich dem Fürsten vorgestellt wurde, war ich auf Veranlassung von Herbert Bismarck mit Helm und angeschnalltem Pallasch im Empfangszimmer erschienen. Der Fürst sah mich mit seinen großen durchdringenden Augen zunächst von oben bis unten an. Dann reichte er mir die Hand und sagte, er freue sich, mich kennen zu lernen, er hätte schon viel von mir gehört. Auf meinen großen Pallasch deutend, sagte er: „Sie haben recht, den Pallasch zu führen, der ist ein viel besseres Möbel als der Kavalleriestichdegen, den wir Kürassiere gewöhnlich in Gesellschaft zu tragen pflegen." Dann fragte er mich, wie groß ich sei, und was mein Gewicht betrage. Ich erwiderte ihm, ich sei zwei Meter weniger einviertel Zoll groß und wöge ungefähr 110 Kilo. Hierauf wandte sich der Fürst zu den übrigen Gästen und bemerkte lächelnd, er habe zwar selbst mitgeholfen, das Metermaß und Kilogrammgewicht im Deutschen Reiche einzuführen, rechne selbst aber immer noch nach den alten Maßen. „Wieviel Fuß sind eigentlich zwei Meter," fragte er dann. Rottenberg bemerkte, „zwei Meter seien seiner Schätzung nach ungefähr sechs Fuß und vier bis fünf Zoll." „Na, dann wären Sie ja ein Teil größer als ich," erwiderte der Fürst, sich zu mir wendend. Ein Diener meldete, daß das Diner serviert sei, und wir begaben uns in den Eßsaal.

An der Tafel saß Graf Hohenthal rechts neben dem alten Fürsten, links von ihm Lothar Bucher, Herbert Bismarck saß seinem

Vater gegenüber, rechts von diesem Rottenburg, und links von ihm saß ich.

Der Fürst war in vorzüglicher Laune. Er bemerkte gleich zu Anfang der Tafel, heute dürfe er essen und trinken, soviel er wolle, dafür müsse er dann aber die übrigen Tage der Woche wieder krumm liegen und strengste Diät halten. Sein verehrter Dr. Schwenninger sei ein entsetzlicher Tyrann. Mit seinem Prinzip, daß alles erlaubt sei auf dem Wege des Exzesses, habe dieser aber recht. Danach habe Schwenninger ihm erlaubt, einen Tag in der Woche Exzesse zu begehen, soviel er wolle, die übrigen Tage sei er aber auf elende Magerkost gesetzt und dürfe auch nicht trinken. Seitdem er dieses Prinzip befolge, fühle er sich aber viel wohler.

Während der Tafel fand ununterbrochen eine sehr lebhafte allgemeine Unterhaltung statt, wobei der Fürst Verschiedenes aus seinen Lebenserinnerungen in prägnanter und amüsanter Form zum besten gab. Von Zeit zu Zeit fixierte er mich mit seinen großen durchdringenden Glotzaugen, und ich hatte manchmal das Gefühl, als wolle er mich verlegen machen. Als zufällig das Gespräch auf Kaiser Karl V. von Deutschland kam, indem Lothar Bucher einen angeblichen Ausspruch von ihm zitierte, wandte sich plötzlich der Fürst an mich mit den Worten: „Erzählen Sie mir doch einmal, was Sie von Karl V. und über den Augsburger Religionsfrieden wissen.“ Zunächst war ich konsterniert, dann faßte ich mich aber, indem ich mich an eine Abhandlung von Julius Rodenberg, die ich erst kürzlich in einer Zeitschrift gelesen hatte, erinnerte und erwiderte: „Die Zeit vom Augsburger Religionsfrieden im Jahre 1555 bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1618 ist die längste Zeit, die Deutschland hintereinander Frieden gehabt hat, und darum war es auch bisher die größte Blütezeit Deutschlands.“ Der Fürst sah mich mit einem durchdringenden Blick groß an,

brach das Gespräch mit mir ab und begann ein langes Gespräch mit dem Grafen Hohenthal über Bundesratsangelegenheiten. Als dann im weiteren Verlauf der Unterhaltung das Gespräch auf den Berliner Kongreß vom Jahre 1878 kam, wandte sich der Fürst plötzlich wieder an mich und fragte: „Was wissen Sie über den Berliner Kongreß?“ Nach kurzem Überlegen erwiderte ich, daß der Berliner Kongreß den Zweck gehabt habe, nach Beendigung des Russisch-Türkischen Krieges eine Neuordnung der Verhältnisse im Orient festzusetzen. Dann erzählte ich, daß ich zur Zeit des Kongresses sowohl den Grafen Peter Schuwalow als auch Lord Beaconsfield kennen gelernt, und erwähnte, daß ich im Hotel Kaiserhof einem Gespräch zwischen den beiden Staatsmännern zugehört habe, bei welchem Lord Beaconsfield französisch gesprochen, ich aber wegen seiner sonderbaren Aussprache kein Wort verstanden hätte. Da lachte der Fürst und begann wie folgt zu erzählen: „Für Lord Beaconsfield habe ich stets eine große Verehrung gehabt, er war zweifellos ein sehr kluger und weitblickender Staatsmann. Seine Aussprache des Französischen und auch Lateinischen, wenn er alte Klassiker zitierte, war aber geradezu exorbitant. Alles fing zu lachen an, wenn er anhub, französisch zu reden. Andererseits ist es aber auch ein Beweis dafür, daß jemand ein bedeutender Staatsmann sein kann, ohne besondere Sprachenkenntnisse zu besitzen. Die größten Sprachenkenner sind sogar manchmal, was politische Urteilsfähigkeit betrifft, die größten Esel. Oft haben allerdings auch kleine Ursachen große Wirkungen. Ich erinnere mich z. B., wie Lord Beaconsfield, als während der Kongreßverhandlungen die Frage der Befestigung von Batum zur Sprache kam, plötzlich sehr erregt zu zetern anfing und vor sich hermurmelte „cāsus bellei, cāsus bellei“. Er wollte sagen casus belli. Da er es aber in Englisch aussprach, verstanden ihn die wenigsten, und man

ging zur Tagesordnung über. Ich selbst wußte wohl, was er meinte, aber es war mir in diesem Augenblick sehr angenehm, daß fast niemand ihn verstand, und ich selbst fühlte mich nicht berufen, die anderen Kongreßmitglieder aufzuklären."

Wir alle hatten bei der Mahlzeit an Speise und Trank die herrlichsten Genüsse vorgesetzt bekommen. Besonders auch hatte sich der alte Fürst selbst nicht wenig zugute getan. Er hatte alten Sherry, Rotwein, Moselwein, verschiedene alte Rheinweine sowie Champagner getrunken, und man konnte ihm anmerken, wie sehr er ihn genoß, seinen Tag des Exzesses.

Nach Beendigung der Tafel führte uns der Fürst in sein großes, behagliches Arbeitszimmer. Hier wurden Kaffee, die verschiedensten Schnäpse und Zigarren gereicht. Der Fürst selbst rauchte zuerst eine Zigarre, dann aber zündete er sich eine seiner langen Pfeifen an. Bald öffnete sich auch eine Seitentür, seine beiden Doggen kamen herein und legten sich in der Nähe seines Sessels zu seinen Füßen nieder.

Noch lange blieben wir dort sitzen, rauchten, tranken Schnäpse und hörten zu, wie der alte Fürst aus seinem Leben erzählte.

Als er mitten im Erzählen war, wurden ihm plötzlich einige eilige Staatstelegramme gebracht. Er las sie durch und zeigte eins davon an Lothar Bucher und Rottenburg, Herbert Bismarck kannte bereits den Inhalt, da es sich auf auswärtige Angelegenheiten bezog. Ich hörte ganz genau, wie der Fürst mit gedämpfter Stimme zu Lothar Bucher sagte: „Wenn man doch endlich einmal unseren Diplomatenschädeln eintrichtern könnte, daß Ägypten für uns keinen politischen Selbstzweck darstellt, sondern lediglich ein Mittel, um unsere internationalen Beziehungen in unserem Sinne zu regeln." Von wem das Telegramm kam, und auf welche Persönlichkeiten er speziell anspielte, habe ich nie erfahren.

Wie ich bereits im ersten Kapitel geschildert habe, sprach der Fürst an diesem Abend unter anderem auch von dem Ritt des Grafen Reinhold Finkenstein in der Nacht vor Königgrätz und über Vorgänge am Morgen der Schlacht.

Eine andere interessante Erinnerung, die er uns schilderte, betraf eine Episode, welche der österreichische Kanzler Metternich, als er im Jahre 1805, einige Tage nach der Schlacht von Austerlitz, Napoleon in der Hofburg in Wien besuchte, erlebt und ihm (Bismarck) erzählt hat. Anlaß hierzu hatte eine Äußerung des Grafen Hohenthal gegeben, welche besagte, daß, wenn die Technik auf elektrischem Gebiet so weiter fortschreite, es vielleicht einmal dazu kommen werde, daß man bequem von Berlin nach Paris telephonieren könne. Der Fürst bemerkte darauf wie folgt: „Ich selbst verstehe gar nichts von Technik. Dieser Sinn geht mir vollständig ab. Ich kann mich aber damit trösten, daß selbst solche großen Geister wie der alte Fritz und auch Napoleon I. auf technischem Gebiet weder Verständnis noch Voraussicht gezeigt haben. Als ich den alten Kanzler Metternich einmal in Schloß Johannisberg besuchte, erzählte er mir, daß er bald nach der Schlacht von Austerlitz eines Tages zu Napoleon gerufen worden sei, welcher zur Zeit in der Hofburg in Wien wohnte. Dieser habe ihn eine ganze Weile im Vorzimmer warten lassen. Da habe sich plötzlich die Tür, welche von Napoleons Arbeitszimmer in den Vorraum führte, geöffnet, ein jüngerer Mann sei förmlich herausgeflogen, und Napoleon habe in den gröbsten Worten hinter ihm her geschimpft. Der Kaiser habe ihn (Metternich) darauf aufgefordert, in sein Arbeitszimmer zu kommen. Zunächst habe er ihn um Entschuldigung gebeten, daß er ihn habe warten lassen. Dann habe er ihm in ganz entrüstetem Ton erzählt, daß der amerikanische Gesandte Livingstone in Paris es gewagt habe, ihm einen Irrsinnigen mit einem Empfehlungsbrief nach Wien zu

schicken. Dieser Idiot habe ihm (Napoleon) gesagt, er hätte eine Erfindung gemacht, vermittels welcher er, der Kaiser, in die Lage versetzt würde, unabhängig von Wind und Flut Truppen in England zu landen, und zwar mit Hilfe von kochendem Wasser. Das sei ihm (Napoleon) denn doch zu viel gewesen, und er habe den Idioten an die Luft gesetzt. Dieser Mann sei aber, wie Metternich erzählte, niemand anderes gewesen als der Amerikaner Robert Fulton, der Erfinder des Dampfschiffes."

Soviel ich weiß, hat der bekannte Staatssekretär des Reichspostamts Heinrich von Stephan einmal in einem Vortrage über die Fortschritte der Technik der gedachten Episode Erwähnung getan. Nach Stephans Schilderung habe sich dieser Vorfall in Paris ereignet. Bismarck erzählte aber, wie ich soeben berichtet, Metternich habe ihm gesagt, daß die Episode sich kurz nach der Schlacht von Austerlitz in Wien zugetragen.

Wir blieben bis nach Mitternacht beim alten Fürsten in seinem Arbeitszimmer und lauschten seinen interessanten Erzählungen. Als Graf Hohenthal aber bemerkte, daß der Fürst anfing, müde zu werden, stand er auf, sprach ihm seinen Dank aus und bat, sich verabschieden zu dürfen. Dies war das Signal zum Aufbruch, und wir alle folgten seinem Beispiel.

In der Markgrafenstraße in Berlin, zwischen dem Gensdarmenmarkt und der Behrenstraße, befand sich bis vor einigen Jahren ein Weinrestaurant namens Hupka. In einem besonders reservierten Raum verkehrte dort seit den siebziger Jahren eine geschlossene Gesellschaft, welche den Namen Hupkaverein führte. Präsident dieser Gesellschaft war ein alter Regierungsrat Haß, welcher früher lange in Rußland gelebt hatte und unter anderem auch Präsident der Eisenbahn Warschau—Wien gewesen war. Zu dieser Gesellschaft, welche nicht allzu groß war, gehörten eine Zeitlang sehr interessante Per-

sönlichkeiten, darunter der russische Botschafter Graf Paul Schuwalow, ein Bruder des Grafen Peter Schuwalow, Fürst Herbert Bismarck, der bekannte Wiener Porträtmaler Herr von Angeli, der Herzog Paul von Mecklenburg, der alte Fürst Putbus, mehrere jüngere fremde Diplomaten in Berlin sowie eine Anzahl Offiziere der Berliner und Potsdamer Kavallerieregimenter, vor allem der bekannte Graf Konrad Lüttichau von den Gardekürassieren, der damalige Rittmeister Rudolf von Rabe vom Regiment des Gardedukorps, Major von Frankenberg von den Gardekürassieren und verschiedene andere.

Es ging meistens in dieser Hupkagesellschaft sehr lustig zu. Alles saß zusammen an einem langen Tisch, und es herrschte meistens eine sehr interessante allgemeine Unterhaltung. In späteren Jahren wurde die Gesellschaft aber immer weniger interessant. Viele der ursprünglichen Mitglieder waren gestorben, und unter dem Nachwuchs befanden sich Elemente, welche zweifellos hoch respektabel und korrekt waren, kurzweg alles, nur nicht amüsant.

Bereits im Jahre 1884 hatte mich Graf Konrad Lüttichau in diese damals so interessante Gesellschaft eingeführt, und seitdem verkehrte ich dort regelmäßig, wenn ich in Berlin war.

Einige Tage nach dem Diner beim alten Fürsten Bismarck begab ich mich eines Abends spät wieder einmal zu Hupka, und als ich in das Zimmer trat, fing die ganze Gesellschaft laut an zu lachen. Nachdem ich mich hingesetzt hatte, sagte Herbert Bismarck zu mir: „Na, ich will Ihnen jetzt erzählen, warum wir so gelacht haben, als Sie hereintraten. Ich hatte in dem Augenblick gerade erzählt, wie mein Vater sich über Sie geäußert hat. Er sagte, der Kerl ist über 6 Fuß groß, kann saufen, bleibt dabei immer nüchtern, und da er sich auch sonst zu eignen scheint, wollen wir den Kerl in den diplomatischen Dienst nehmen.“ Dann erzählte Herbert Bismarck weiter, sein

Vater sei sehr zufrieden gewesen mit der kurzen, prägnanten Antwort, die ich ihm erteilt, als er mir gegenüber das Gespräch auf den Augsburger Religionsfrieden brachte, ebenso über meine Antwort, als er mich über den Berliner Kongreß befragte. Der Botschafter Graf Paul Schuwalow, welcher auch an diesem Abend zugegen war, spitzte die Ohren, als er das Wort Berliner Kongreß hörte, und fragte: „Was hat denn der Fürst gefragt, und was war die Antwort des jungen Mannes?“ Herbert Bismarck lachte laut auf und erwiderte dem Botschafter: „Das ist Geschäftsgeheimnis, meine verehrte Exzellenz.“ Hierauf bemerkte der Botschafter: „Ja, es ist wirklich hochinteressant, zu hören, wie der Fürst sich seinen Nachwuchs für den diplomatischen Dienst aussucht.“

Während dieser Gespräche wurde mir auf einmal erst klar, was der alte Fürst damit bezweckt hatte, als er mich zu einem kleinen intimen Diner einlud, mich ständig fixierte und mich gewissermaßen einem geschichtlichen Examen unterwarf. Der Gedanke in den diplomatischen Dienst einzutreten war mir bisher überhaupt nie gekommen, denn ich fühlte mich sehr wohl in meinem Regiment und hatte die Absicht, die militärische Laufbahn weiter zu verfolgen.

„Was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht, als Sie der Fürst plötzlich zum Diner einlud,“ fragte mich Graf Konrad Lüttichau. Was ich mir dabei gedacht habe, erwiderte ich, eigentlich gar nichts, höchstens, daß Fürst Bismarck zur Abwechselung einmal die Ehre haben wollte, mit einem brandenburgischen Kürassierleutnant zu kneipen. Da erhob sich ein schallendes Gelächter am ganzen Tisch, und Herbert Bismarck, welcher mit am allermeisten lachte, sagte, „So was von Frechheit habe ich doch noch nicht erlebt, das muß ich doch meinem Vater sofort erzählen.“ Darauf fragte jemand Herbert Bismarck, ob er mir denn nicht vorher gesagt habe, um was es sich handele, und daß der Fürst mich einem Examen unterziehen

würde. Herbert Bismarck erwiderte: „Sicherlich nicht, das wäre ein großer Fehler gewesen, hätte ich unserem jungen Freunde gesagt, um was es sich handele, so hätte er sich vor meinem Vater nicht so natürlich gegeben, er wäre aufgeregt oder verlegen gewesen und hätte sein Examen wahrscheinlich nicht bestanden."

Das eigentliche vorschriftsmäßige diplomatische Examen habe ich später nie gemacht. Als ich Attaché bei der Botschaft in London war, wurde ich zwar eines Tages aufgefordert, nach Berlin zu kommen, um die Themata meiner Examenarbeiten in Empfang zu nehmen und mich für das mündliche Examen vorzubereiten. Mein hochverehrter Chef, der Botschafter Graf Paul Hatzfeldt, schrieb aber an Holstein und bat darum, daß man mich vorläufig noch in London belasse. Seitdem hat kein Hahn mehr nach meinen Examenarbeiten gekräht, ich wurde zunächst Legationsrat ohne Examen und später zum ersten Sekretär bei der Botschaft in London ernannt. Als ich diesen Posten erhielt, regte sich bei vielen kleinen Geistern in der Wilhelmstraße der Neid. Es wurde von diesen unter anderem das Gerücht aufgebracht, ich sei dreimal durch das diplomatische Examen gefallen, und noch viele ähnliche Liebenswürdigkeiten wurden mir angeheftet.

Der alte Fürst Münster, ein kluger, gewiegter Diplomat, ein Grandseigneur vom Kopf bis zur Zeh, von scharfer, unabhängiger Urteilskraft und starkem Willen, welcher viele Jahre Botschafter in London und später in Paris war, belegte nach der Entlassung Bismarcks die Zentralbehörde, nämlich das Auswärtige Amt, in intimem Kreise meistens mit der Betitelung „Das Zentralrindvieh". All die kleinen Geister, Wichtigtuer, Streber und Phantasten, welche sich in der wilhelminischen Ära breit zu machen begannen, nannte er das geistige Kleinvieh der Wilhelmstraße. Ich habe stets sehr nahe persönliche Beziehungen zu ihm gehabt, er war gewissermaßen ein

väterlicher Freund von mir, und in dem ausgedehnten Briefwechsel, in welchem ich mit ihm stand, kommen unter anderem die obenbezeichneten Titulaturen wiederholt vor. In einem späteren Kapitel komme ich noch eingehend auf die bedeutende Persönlichkeit des Fürsten Münster zurück.

Nur in einer Ära wie der wilhelminischen war es möglich, daß solch geistiges Kleinvieh, wie Fürst Münster diese Kategorie zu bezeichnen pflegte, im In- und Auslande vermittels Schaumschlägerei und persönlichen Strebertums in hohe verantwortliche Stellen gelangen konnte. Für einen auswärtigen Vertreter war es das größte Verbrechen, die Dinge so zu schildern, wie sie wirklich lagen. Nur das fand Anerkennung, was in das große Narrenparadies in Berlin hineinpaßte und dort genehm war, denn nichts war mehr verpönt als die Wahrheit. Nur zu willig fügte sich die große Mehrzahl dieser kleinen Geister, welche obendrein selbst nie die Wahrheit erkannten, indem sie, nach sich selbst urteilend, überall nur kleine Menschlichkeiten witterten, der in Berlin vorherrschenden Nachfrage nach Mummenschanz.

Heute hat das deutsche Volk die furchtbare Zeche dafür zu bezahlen.

Fürst Münster ebenso wie mein jahrelanger Chef in London, der hochbedeutende Botschafter Graf Paul Hatzfeldt, haben es immer vorausgesagt, aber weder Wilhelm II., und seine persönlichen Ratgeber, noch das „Zentralrindvieh" in Berlin haben es geglaubt, denn sie wollten ja die Wahrheit nicht hören*).

*) Selbstverständlich gab es im Auswärtigen Amt auch Persönlichkeiten welche die Wahrheit erkannten, sich dem vorherrschenden System der Vogel-Strauß-Politik zu widersetzen suchten und ihr möglichstes taten, um unsere auswärtige Politik in vernünftige Bahnen zu lenken, vor allem aber auch die marktschreierische und verderbliche Flottenpolitik des Herrn von Tirpitz ver-

Ob es aber jemals wieder anders werden wird mit der Vorherrschaft des „geistigen Kleinviehs“ der Wilhelmstraße?

urteilten. Unter anderen gehörten dazu der verstorbene Staatssekretär Freiherr von Richthofen, der Direktor der Kolonialabteilung Dr. Stübel und vor allem auch der damalige Vortragende Rat in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes Dr. Rosen, unser jetziger Gesandter im Haag.

IV. Kapitel

Als ich mich an dem bewußten Abend in der Hupkagesellschaft bei Herbert Bismarck verabschiedete, sagte er mir, ich solle ihn doch in den nächsten Tagen nach 6 Uhr nachmittags im Auswärtigen Amt aufsuchen, da er eine dienstliche Aussprache mit mir haben möchte. Ich tat dies auch, und Herbert Bismarck schlug mir vor, ich solle durch meinen Regimentskommandeur beim Militärkabinett meine Kommandierung zum Auswärtigen Amt beantragen lassen. Seinerseits würde er das Militärkabinett benachrichtigen, daß dem Auswärtigen Amt meine Kommandierung genehm sei. Ich dankte ihm für das große Wohlwollen, das der alte Fürst wie er selbst mir entgegenbrächten, bat ihn aber, mir erst etwas Zeit zu lassen, um mir die Sache reiflich zu überlegen, da ich doch noch sehr jung und mir über meine künftig einzuschlagende Karriere noch nicht ganz schlüssig sei. Herbert Bismarck willigte ein und sagte, die Sache habe ja gar keine so große Eile.

Erst nach einigen Monaten entschloß ich mich, dem Wunsche von Herbert Bismarck nachzukommen und meinen Regimentskommandeur zu bitten, beim Militär-Kabinett meine Kommandierung zum Auswärtigen Amt zu beantragen. Dieser war anfangs gar nicht damit einverstanden, da er, wie er sagte, bei den im Herbst bevorstehenden großen Kaisermanövern mit möglichst vollzähligem Offi-

zierkorps zur Stelle sein möchte. Jedenfalls bitte er mich darum, meine Abkommandierung erst im Herbst zu beantragen und dementsprechend mit Herbert Bismarck eine Verabredung zu treffen. Ich sprach mit diesem, und es wurde vereinbart, daß meine Kommandierung zum Auswärtigen Amt erst gegen Ende des Jahres (1888) stattfinden solle.

Mittlerweile war der alte, ehrwürdige Kaiser in seinem 91. Lebensjahre gestorben, drei Monate darauf war auch Kaiser Friedrich seinem schweren Leiden erlegen, und das Deutsche Reich war in die Ära Wilhelms II. getreten.

Den großen Kaisermanövern, welche im Herbst unter der persönlichen Führung Wilhelms II. stattfanden, wohnte ich, dem Wunsche meines Regimentkommandeurs entsprechend, noch bei, und bald darauf erfolgte meine Kommandierung in das Auswärtige Amt.

Unter anderem mußte ich mich auch bei meinem Divisionskommandeur Grafen Häseler (dem späteren Feldmarschall) abmelden. Als ich im vorschriftsmäßigen Paradeanzug in seiner Wohnung erschien, fand ich ihn mit einem Zirkel in der Hand auf dem Fußboden kniend. Das ganze große Zimmer war mit Generalstabskarten besät, und man konnte sich kaum bewegen, ohne auf eine solche Karte zu treten. Zum großen Entsetzen des Generals blieb, als ich mich nachher endgültig verabschiedete, eine Generalstabskarte an meinen Sporen hängen.

Ich sagte: „Leutnant Freiherr von Eckardstein meldet sich bei Eurer Exzellenz ganz gehorsamst, zum Auswärtigen Amt kommandiert.“ Ungefähr wie Archimedes bei der Einnahme von Syrakus mit erstaunten Blicken zu den in seinen Raum eindringenden römischen Soldaten sagte: „störet mir meine Zirkel nicht“, so blickte Graf Häseler mich erstaunt an, als ich ihn in seiner Arbeit störte

und meine Meldung machte. Darauf erhob er sich vom Fußboden und sagte: „Was wollen Sie denn eigentlich bei den Skribifaxen im Auswärtigen Amt, bei diesen Brüdern kann man keine Seide spinnen. Sie sollten Soldat bleiben, sich auf Kriegsakademie kommandieren lassen und dann versuchen, in den großen Generalstab zu kommen."

Dies war im Spätherbst 1888. Seitdem habe ich den Grafen Häseler nicht wiedergesehen bis zum 24. September 1914, also volle 26 Jahre. Vom Hauptquartier des Kronprinzen in Stenay aus, wo ich mich um diese Zeit aufhielt, wohnte ich unter anderem auch den am 24. September in den Argonnen in der Nähe von Aprémont und Baulny stattfindenden Kämpfen bei. In Baulny erfuhr ich beim Generalkommando des XIII. Armeekorps, daß der damals bereits 80jährige Feldmarschall Graf Häseler sich bei seinem alten Armeekorps, nämlich dem XVI., das er in Friedenszeiten so viele Jahre kommandiert hatte, befände und sein Quartier zur Zeit in dem Dorfe Romange-sous-Montfaucon habe. Ich beschloß daher, ihn auf meiner Rückkehr nach Stenay dort zu besuchen.

In einem kleinen Raum über der Feldpost war der Feldmarschall einquartiert. Ich fand ihn dort, an einem kleinen hölzernen Tisch sitzend und Zeitungen lesend, vor. Auf dem Tisch stand eine Flasche mit einem schlecht brennenden Stearinlicht, und der Boden des kleinen Raumes war mit Generalstabskarten besät. Der alte Herr, bei welchen mich sein langjähriger Diener Gustav angemeldet hatte, empfing mich in der liebenswürdigsten Weise und erinnerte sich trotz der langen Spanne Zeit, die wir uns nicht gesehen hatten, ganz genau an mich. Eine Zeitung in der Hand haltend, wies er auf einen Artikel hin, den er gerade gelesen hatte, und bemerkte: „Ich verstehe gar nicht, wie unsere Presse solchen Unsinn schwatzen kann und behaupten, die Offensivkraft der Franzosen sei endgültig gebrochen." Ich bemerkte, daß die Presse im allgemeinen doch nur

das bringe, was ihr von der Obersten Heeresleitung vorgeschrieben würde. „Ja," fuhr der Feldmarschall fort, „das mag wohl stimmen, aber dann ist es eben unverantwortlich von der Obersten Heeresleitung, daß sie die Presse und öffentliche Meinung in Deutschland mit solchen Trugbildern füttert. Ich selbst bin sehr besorgt und sehe mit schwarzen Ahnungen in die Zukunft. Wie konnte man nur versuchen, unsere braven Truppen mit offener Flanke bei Paris vorbeizutreiben ohne staffelförmige Deckung im Rücken? Wie konnte man versuchen, zur selben Zeit zwischen Nancy und Toul durchbrechen zu wollen? Was würde der große Moltke, was würde Schlieffen dazu gesagt haben! Ich fürchte, im Großen Hauptquartier irrt man sich vollständig über die wahren Machtverhältnisse unserer Gegner."

Durch diese Äußerungen des alten Feldmarschalls wurde mir zum erstenmal klar, was wirklich geschehen war. Es wurde mir klar, daß wir trotz aller offiziellen Beschönigungen, infolge der Unzulänglichkeit unserer Obersten Heeresleitung eine furchtbare Schlappe an der Marne erlitten hatten. Ich erinnerte mich auch an die Worte, welche der alte Feldmarschall vor 26 Jahren zu mir gesagt: „Bei den Brüdern im Auswärtigen Amt ist keine Seide zu spinnen, versuchen Sie lieber, in den Großen Generalstab zu kommen." Aber wäre bei den Epigonen des großen Moltke und Schlieffens, welche im Jahre 1914 die Geschicke des deutschen Volkes in Händen hielten, mehr Seide zu spinnen gewesen als bei den Epigonen Bismarcks?

Als ich auf der Rückkehr zum Kronprinzlichen Hauptquartier in Stenay die über die Maas geschlagene Pontonbrücke in der Nähe von Dun passierte, erzählte mir ein Soldat, daß sie von den Truppen Häsclerbrücke getauft worden sei. Der Vorname des alten Feldmarschalls ist bekanntlich Gottlieb. Als ich mich in Dun eine kurze

Weile aufhielt, hörte ich Soldaten ein Lied singen. Soweit ich mich erinnere, lautete der erste Vers wie folgt:

> Wo ist Gottlieb?
> Müßig Fragen
> nach dem Generalfeldmarschall:
> Gottlieb ist in diesen Tagen
> nirgendwo und überall.

V. Kapitel

Kurz bevor meine Kommandierung zum Auswärtigen offiziell herauskam, sagte mir Herbert Bismarck, ich würde zunächst der Botschaft in Konstantinopel attachiert werden. Ich hatte mich bereits vollständig in den Gedanken eingelebt, nach dem Goldenen Horn zu gehen, als ich plötzlich von dem damaligen Personalienrat im Auswärtigen Amt, dem Geheimrat Humbert, ein Schreiben erhielt, in welchem er mir mitteilte, daß beschlossen worden sei, mich der Gesandtschaft in Washington*) als Attaché zuzuteilen, und ich mich bereit halten solle, ungefähr Mitte Januar (1889) nach Amerika abzureisen. Schließlich wurde dieser Termin noch etwas verlängert, und ich trat meine Reise erst gegen Ende des Monats an. Zunächst begab ich mich nach London, wo ich mich etwa sechs Tage aufhielt, und schiffte mich dann auf dem Norddeutschen-Lloyddampfer „Aller" in Southampton nach Neuyork ein. Die Aller galt damals als eines der größten und besten Schiffe, die den Ozean durchquerten. Soweit ich mich erinnere, besaß sie wenig über viertausend Tonnen. Im Vergleich zum Imperator, Vaterland und anderen großen Dampfern der späteren Zeit, deren Tonnengehalt über

*) Washington war damals noch nicht Botschaft, sondern nur Gesandtschaft.

fünfzigtausend hinausging, war sie daher gewissermaßen nur eine Nußschale.

Ich war damals erst 24 Jahre alt und hatte mit Ausnahme einiger Reisen nach Wien und Ungarn sowie einer Tour durch Dänemark, Schweden und Norwegen noch nicht sehr viel von der Welt gesehen. Welch faszinierender Reiz war es daher für mich, zum erstenmal nach England zu kommen, dann den Ozean zu durchfurchen und die neue Welt kennen zu lernen. Als ich nach einer beinahe 14 tägigen Ozeanreise, bei welcher größtenteils sehr schweres Wetter herrschte, ohne daß ich aber seekrank geworden wäre, in Neuyork eintraf, hielt ich mich dort zunächst nur drei Tage auf und reiste dann nach Washington weiter. Im Verlauf späterer Jahre bin ich noch wiederholt nach Amerika hinübergefahren, und ich habe bis jetzt im ganzen achtzehn Ozeanfahrten hinter mir.

Als ich in Washington eintraf, meldete ich mich sofort auf der Gesandtschaft bei meinem Chef. Gesandter war damals der geistreiche, oft auch boshaft witzige Graf Louis von Arco-Valley. Er war ein Mitglied des bekannten alten Adelsgeschlechtes in Bayern und stand damals in seinem 40. Lebensjahre. In jüngeren Jahren war er mit einer bekannten Wiener Schauspielerin verheiratet gewesen, hatte sich später aber scheiden lassen, oder, soweit mir bekannt, hatte vielmehr der Papst die Ehe annulliert. Daher lebte er in Washington als Junggeselle. Bei ihm weilte meistenteils seine ebenfalls unverheiratete Schwester, die liebenswürdige und überaus gutmütige Gräfin Leopoldine von Arco-Valley. Er war ein sehr raffinierter Lebemann, liebte schöne, amüsante Frauen, und auf dem Gebiete der Gastrosophie war er eine nahezu weltbekannte Größe. Sein vorzüglicher französischer Küchenchef hatte es oft nicht leicht mit ihm. Vor allem aber war er ein sehr begabter Diplomat von großer Urteilskraft und Witterung, im Gegen-

satz zu einem jüngeren Bruder, dem freundlichen und gutmütigen Grafen Emmerich Arco. Dieser war erst in späteren Jahren, nachdem er bis dahin sein ganzes Leben ausschließlich juristisch tätig gewesen war, in den diplomatischen Dienst übernommen worden. Gesandter wurde er in Tokio und in Rio de Janeiro. Er besaß, wie gesagt, viele gute Eigenschaften, aber zum Diplomaten hatte ihn der liebe Herrgott in seinem Zorn gemacht.

Mein Chef, Graf Louis Arco-Valley, war auch wegen seiner großen weltmännischen und diplomatischen Begabung ein großer Protegé Bismarcks. Leider starb er bereits im November 1891, erst 42 Jahre alt, infolge einer Bruchoperation. Ich wohnte in München seiner Beerdigung bei und betrauerte in ihm mit ganzem Herzen nicht nur den Verlust eines klugen und wohlwollenden Vorgesetzten, sondern auch eines wahrhaften Freundes.

In Washington fing ich sehr bald an, mich in die von Grund aus neuen Verhältnisse einzuleben. Französisch hatte ich von Kind auf gesprochen, da meine erste Erziehung zum Teil einer französisch-schweizerischen Gouvernante unterstellt war. Englisch dagegen sprach ich damals so gut wie gar nicht. Ich nahm daher in Washington sofort englische Stunden, lernte aber am leichtesten durch den Verkehr mit amerikanischen Herren und Damen. So schloß ich unter anderem auch in dem bekannten Metropolitanklub in Washington, wo das Diplomatische Korps viel verkehrte, sehr bald Freundschaften, und eine Anzahl meiner neuen Freunde machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, mich den sogenannten amerikanischen Slang zu lehren. Es dauerte kaum drei Monate, bis ich soweit war, daß ich sämtliche amerikanische Zeitungen ohne Schwierigkeit lesen sowie jeder Unterhaltung folgen und mich daran beteiligen konnte. Immer mehr drang ich in den Geist der englischen Sprache ein und beherrschte sie schließlich vollkommen.

Als ich in Washington eintraf, war noch „Grover Cleveland" Präsident der Vereinigten Staaten. Bereits am 4. März fand aber im Kapitol die Inauguration des neuen Präsidenten „General Benjamin Harrison" statt. Diesem feierlichen Akt wohnte unter anderem auch das ganze Diplomatische Korps in Galauniform bei, und für mich war es die erste offizielle Gelegenheit, mit der politischen Welt Amerikas in Berührung zu kommen. Viele Staatssekretäre, Senatoren, Abgeordnete, Journalisten und sonstige politische Persönlichkeiten lernte ich an diesem Tage kennen und trat mit ihnen in der Folge in nähere, zum Teil sogar sehr rege freundschaftliche Beziehungen. Auch mit dem bisherigen Präsidenten Grover Cleveland und seiner schönen, liebenswürdigen Frau wurde ich bekannt, sowie mit dem neuen Präsidenten.

Mein Chef Graf Louis Arco, welcher mir vom ersten Tage an großes Wohlwollen entgegenbrachte, plagte mich nicht allzusehr mit Kanzleiarbeiten. Er ging von dem Standpunkt aus, daß ich in erster Linie Land und Leute kennen lernen sollte, um mir ein richtiges Urteil bilden zu können, vor allem aber in die Psyche des Amerikaners einzudringen. Auch war er dafür, daß ich soviel Reisen als nur irgend möglich in dem großen Lande machen solle. Nur zu gerne kam ich seinem Wunsche nach und bereiste die Vereinigten Staaten sowie auch Kanada von Nord nach Süd und von Ost nach West.

In seinem gastfreien Hause, welches für seine ausgesucht raffinierte Küche, vor allem aber auch wegen der geistreichen Persönlichkeit des Wirtes, großes Ansehen genoß, lernte ich viele interessante Leute kennen. Aber nicht nur interessant und amüsant war seine weitberühmte Tafelrunde, sondern auch in hohem Maße lehrreich, indem, abgesehen von schönen Frauen der amerikanischen

Gesellschaft, die klügsten Köpfe des Landes auf politischem, wissenschaftlichem und literarischem Gebiet dort vielfach vertreten waren.

Wenn der Monat Juni herannahte und es in Washington anfing, unerträglich heiß zu werden, verzog sich die Washingtoner Gesellschaft sowie auch die gesamte politische und Diplomatenwelt mehr nach dem Norden. Der beliebteste Sommeraufenthalt war für die elegante Welt das im Staate und auf der Insel Rhode Island gelegene Seebad Newport. Es war dies kein Seebad, wie man es sich in Europa vorzustellen pflegt, mit einem Kurhaus, großen Hotels usw. Es war vielmehr eine Art Villenkolonie der obersten Schicht der Neuyorker wie amerikanischen Gesellschaft im allgemeinen. Ein großer Teil dieser Villen bestand aber nicht etwa aus kleinen, traulichen Behausungen, sondern es waren eher von großen Gärten oder sogar Parks umgebene Paläste. Das ganze Leben spielte sich beinahe ausschließlich in diesen zum Teil äußerst prunkhaften Sommersitzen ab. Auch befinden sich in Newport zwei Klubs, das Kasino sowie ein kleinerer Klub, welcher den Namen Readingroom führte. Während der Saison, welche sich von etwa Ende Mai bis Ende September erstreckte, jagte ein Fest das andere.

Anfang Juni des Jahres (1889) begab sich Graf Arco, den ich begleitete, zunächst nach Neuyork. Hier blieben wir etwa vierzehn Tage und gingen dann für den Rest des Sommers nach Newport. In Washington selbst blieben nur der Chef der Kanzlei und ein oder zwei Kanzleibeamte zurück. Alles übrige verschwand in die Sommerfrische, und die nötigsten Geschäfte wurden von Newport aus geleitet.

Als wir dort eintrafen, war die Saison bereits in vollem Gange. Eine Diner- und eine Balleinladung folgte der anderen, und bald waren wir von dem gesellschaftlichen Strudel völlig mit fortgerissen. Nach Beendigung der Festlichkeiten ging die männliche Jeunesse

dorée gewöhnlich noch in das Kasino und blieb dort bis in die frühen Morgenstunden, plaudernd und Cocktails oder andere amerikanische Getränke verzehrend, beisammen. Auch ich beendete gewöhnlich mein Tag- oder vielmehr Nachtwerk in dieser lustigen Gesellschaft im Kasino.

Eines Nachts, es war an meinem 25. Geburtstag, dem 5. Juli, saßen wir wie gewöhnlich nach einem großen Ball im Kasino zusammen. Die Stimmung war in dieser Nacht ganz besonders angeregt und lustig. Zugegen waren unter vielen anderen ein Mr. Duncan Elliot, ein alter Mr. Laurence, ein bekannter amerikanischer Sportsmann Mr. Courtney, welcher wegen seiner ungewöhnlich kleinen Figur den Spitznamen „little Minch" besaß, Mr. Charlie Havemeyer, der älteste Sohn des damals allgemein bekannten Zuckerkönigs von Amerika, und Mr. Jack Jacob Astor, der bekannte amerikanische Milliardär, welcher bei der entsetzlichen Katastrophe des Untergangs der „Titanic" im April 1912 sein Leben verlor. Wir unterhielten uns gerade über allerhand sportliche Angelegenheiten, als plötzlich little Minch, der in der Tat an Statur nicht sehr viel mehr als die Hälfte meines Längenmaßes besaß, plötzlich erklärte, er wolle jede Wette machen, daß er trotz seiner kurzen Beine viel schneller die Treppe herab auf die Straße gelangen könne als ich. Ich erwiderte, daß ich gegen ihn die Wette aufnähme. Unter der ganzen Gesellschaft erregte der bevorstehende Austrag dieser Wette große Heiterkeit und Spannung, und Jack Astor beantragte, daß ein allgemeiner Pool, d. h. Einsatz zur Wette, arrangiert würde. Charlie Havemeyer und Duncan Elliot wurden zu Unparteiischen ernannt. Der Saal, in dem wir saßen, befand sich im ersten Stock, und nach der Straße heraus lag ein Balkon. Schon mehrmals hatte ich gesehen, wie little Minch sich blitzschnell wie eine Schlange an dem Geländer die Treppe herabgewunden hatte, und ich war über-

zeugt, daß er auf diese Weise zweifellos schneller auf die Straße gelangen würde, als mir dies trotz meiner langen Beine auch nur annähernd möglich gewesen wäre.

Als der alte Mr. Laurence, welcher zum Starter gewählt war, das Signal „go“ gab, schwang sich little Minch auf das Treppengeländer und begann sich so schnell wie eine Eidechse herabzuwinden. Als er vor der Tür ankam, fand er mich aber dort bereits vor. Ich selbst war nämlich mit größter Eile auf das Balkongeländer getreten und aus der Höhe des ersten Stocks auf die Straße herabgesprungen. Mit großem Jubel wurde ich von der ganzen Gesellschaft als Sieger begrüßt; wir saßen dann noch lange auf und tranken ungezählte Mengen von Champagner. Ich selbst stand aber nach etwa zwei Stunden auf und drückte mich polnisch, da ich es vor Schmerzen in meiner linken Seite und im rechten Handgelenk nicht mehr länger aushalten konnte. Als ich bei meinem Sprung auf dem harten steineren Trottoir vor dem Torweg landete, war ich nämlich auf meine rechte Hand gefallen und hatte mir dabei das Handgelenk gebrochen. Da die Nacht tief dunkel war und auf der Straße keine Laternen brannten, hatte ich ferner nicht bemerkt, daß ein an dem Portal befestigter großer eiserner Gaskandelaber nach der Straße zu hervorragte. Mit meiner linken Seite hatte ich diesen beim Herabspringen gestreift und dabei eine schwere Rippenquetschung davongetragen.

Am nächsten Tage mußte ich zu Bett bleiben. Alle meine Freunde kamen mich besuchen, und verschiedene brachten sogar ihren Hausarzt mit, um mir zu helfen. Schließlich wurde mein Handgelenk, welches mehrfach gebrochen war, von einem großen Chirurgen aus Neuyork, der gerade in Newport weilte, in Gips gelegt. Mehrere Tage mußte ich zu Bett liegen, ehe ich wieder aufstehen durfte.

Da alles, was sich in dem fashionablen Seebad Newport zuträgt, die öffentliche Meinung ganz Amerikas im höchsten Grade interessiert, so wurde auch dieser Vorfall wochen- oder gar monatelang in der amerikanischen Presse breitgetreten. Allgemein wurde mir der Spitzname „Brody" gegeben, denn ein gewisser Brody war vor Jahren von der großen Brooklynbrücke in den Hudson herabgesprungen.

Meine alten Freunde in Amerika nennen mich heute noch so.

Im Herbst des Jahres machte ich eine Anzahl von Besuchen bei Freunden auf ihren Landsitzen. Unter anderem war ich auch einige Zeit bei meinem Freunde Mr. Seward Webb, dessen Frau eine geborene Vanderbildt war, auf seinem am Lake Champlain so herrlich gelegenen Landhaus Shelbourne-Farm zu Besuch. Eine große Anzahl liebenswürdiger und interessanter Leute war dort versammelt, und es ging sehr heiter zu. Da die kanadische Grenze nicht allzu weit war, unternahm ich von dort aus eine Tour nach Montreal und Ottawa. Über Toronto kehrte ich zurück, hielt mich noch einige Tage in Buffalo auf, von wo aus ich die nicht weitgelegenen Niagarafälle besuchte, und verbrachte den Rest des Jahres in Washington. Anfang Januar 1890 erhielt ich einen sechswöchentlichen Urlaub nach Europa. Auf dem Norddeutschen-Lloyddampfer „Fulda" machte ich die Überfahrt von Neuyork nach Bremen. Unter den Fahrgästen befand sich unter anderem auch der österreichische Admiral Freiherr von Spaun, welcher von der Seeschlacht von Lissa im Jahre 1866 her damals bereits allgemein bekannt war. In späteren Jahren, von 1898 bis 1904, war er Oberstkommandierender der österreichisch-ungarischen Flotte. Er kehrte gerade von einer internationalen Marinekonferenz in Washington,

der er als erster österreichischer Delegierter beigewohnt hatte, nach Wien zurück. Er war ein ungemein kluger und weitsichtiger Mann, und zwar nicht nur als Marineoffizier, sondern auch als Politiker. Wilhelm II. hatte damals, im Jahre 1890, bereits den Ausspruch getan, „die Zukunft Deutschlands liegt auf dem Wasser". In die ganze Welt posaunte er bereits hinaus, daß für die nächste Zukunft die Hauptaufgabe Deutschlands darin bestehe, eine England ebenbürtige Flotte zu bauen. Admiral von Spaun äußerte sich hierüber wie folgt: „Ich halte die Äußerungen Ihres Kaisers nicht für sehr weise. Er wird auf die Dauer dadurch nur das Mißtrauen Englands erregen und dieses in die Arme Frankreichs und Rußlands treiben. Daß Deutschland seinen Seehandel erweitern und kräftigen muß, ist selbstverständlich. England wird sich dem auch nie ernstlich widersetzen. Sollte Deutschland aber wirklich den Versuch machen, sich je eine England ebenbürtige Kampfflotte zu schaffen, so könnte dies nur in einer Katastrophe für Deutschland enden. Ein Land, welches sich in einer geographischen Lage wie Deutschland befindet und im Osten wie im Westen so mächtige übelgesinnte Staaten wie Rußland und Frankreich besitzt, kann es sich nicht leisten, mit England in Feindschaft zu geraten. Im Gegenteil, Deutschland und England sind beide fest aufeinander angewiesen. Wäre Deutschland die prädominante oder gar allein maßgebende Macht des europäischen Kontinents, so würde seine Lage in der Welt natürlich eine ganz andere sein." Diese prophetischen Worte des Admirals von Spaun, welche ich in mein Tagebuch eintrug, sind mir nie aus dem Sinn gekommen.

Die Geschichte hat gelehrt, wie der Admiral leider mit seiner Anfang Januar 1890 mir gegenüber getanen Äußerung recht behalten hat.

Nachdem die „Fulda" in Bremerhaven eingetroffen war, begab

ich mich mit dem Admiral von Spaun und seinem Adjutanten zunächst nach Bremen. Hier feierten wir im Bremer Ratskeller durch ein mehr als sechs Stunden dauerndes Frühstück, bei der wir eine ganze Serie der schönsten alten Rheinweine vertilgten, unsere Ankunft in Deutschland. Dann fuhren wir in etwas müdem Zustande nach Berlin weiter.

Am 16. Januar war ich in Berlin eingetroffen, und tags darauf suchte ich sofort Herbert Bismarck im Auswärtigen Amt auf. Außer der üblichen Depeschensendung der Gesandtschaft überbrachte ich ihm einen langen Privatbrief des Grafen Louis Arco. Ich fand Herbert Bismarck in einer sehr mürrischen Laune vor, und er war ziemlich kurz angebunden. Ich überlegte mir, ob er vielleicht persönlich gegen mich etwas haben könnte, ob vielleicht jemand gegen mich intrigiert hätte usw. Einige Tage darauf stellten sich aber meine Befürchtungen als durchaus unbegründet heraus, denn als ich ihn abends in der Hupkagesellschaft traf, war er die Liebenswürdigkeit selbst. Wir unterhielten uns sehr lange allein, und ich mußte ihm viel aus Amerika erzählen.

Auch der russische Botschafter Graf Paul Schuwalow war an diesem Abend bei Hupka anwesend. Soviel ich weiß, war er ganz kürzlich erst aus Petersburg zurückgekehrt, wohin Alexander III. ihn zu einer Besprechung befohlen hatte. Wir waren den Abend wie gewöhnlich wieder sehr lustig, und der Botschafter geriet schließlich in eine so gute Laune, daß er uns alle aufforderte, noch zu ihm auf die Botschaft Unter den Linden zu kommen und bei ihm weiter zu soupieren. Es war schon nahezu zwei Uhr nachts, als wir bei Hupka aufbrachen, um der Einladung des Botschafters Folge zu leisten. Graf Schuwalow, der am Abend einem offiziellen Diner beigewohnt hatte, war im Frack und mit dem Schwarzen Adlerorden

sowie unzähligen anderen Dekorationen behaftet. Er erklärte, er würde das Kommando beim Hinmarsch zur Botschaft übernehmen, und verlangte nach einem Kürassierpallasch. Ein solcher wurde ihm auch angeschnallt, Graf Lüttichau stülpte ihm seinen Kürassierhelm auf den Kopf, und so zogen wir dann unter dem Kommando des Botschafters, welcher in einem prachtvollen Astrachanpelz, einen Kürassierhelm auf dem Kopf und mit gezücktem Pallasch vorausschritt, nach den Linden. Herbert Bismarck ging dicht hinter ihm. Plötzlich berührte der Botschafter ihn mit der Pallaschklinge auf der Schulter und sagte: „Dragonerbruder, wenn du nicht im Tritt bleibst, dann bekommst du nachher keinen Schnaps." Auf den Straßen befanden sich nur noch wenig Menschen, und die vereinzelten Nachtschutzleute, denen wir begegneten, lächelten und machten Front vor unserer Kavalkade. Auf der Botschaft angelangt, ließ Graf Schuwalow durch den Portier seinen Haushofmeister wecken, und es dauerte nicht lange, da stand im kleinen Eßsaal der Botschaft ein prachtvoll gedeckter Tisch mit allerhand kalten Delikatessen, wie großkörnigem, grauen Kaviar, Spickgans, Gänseleberpastete usw. bereit. Auf dem Anrichtetisch waren die Weine aufgestellt, darunter viele Flaschen von altem Deutz und Geldermann, sowie ungezählte russische Schnäpse. Es war ungefähr einhalb vier Uhr morgens, als wir uns zur Tafel setzten. Hier blieben wir dann sitzen und tafelten bis nach sechs Uhr früh. Aber ganz so harmlos, wie das Nacht- oder eher Morgensouper auf der russischen Botschaft dem verehrten Leser dieser Schilderung vielleicht erscheinen mag, war es denn doch nicht. Graf Paul Schuwalow, neben welchem Herbert Bismarck saß, benutzte diese Gelegenheit, um mit diesem eine Aussprache über die Erneuerung des Rückversicherungsvertrages zwischen Deutschland und Rußland zu haben. Sie sprachen beide in gedämpfter Stimme, aber ich konnte

durch angespanntes Zuhören aus dem Gespräch der beiden Staatsmänner soviel entnehmen, daß es sich um die Verlängerung oder Nichtverlängerung eines geheimen Vertrages handelte. Unter anderem hörte ich den russischen Botschafter sagen: „Jetzt oder nie." Tatsache ist, daß damals Alexander III., mit welchem Schuwalow erst kürzlich gesprochen hatte, sei es über Kopenhagen oder sei es durch einen direkten Briefwechsel mit Wilhelm II., bis in die kleinsten Einzelheiten bereits viel genauer über die bevorstehende Entlassung Bismarcks unterrichtet war, als dieser selbst. Näher eingehen hierauf werde ich aber erst in dem politischen Teile meiner Memoiren, im zweiten Bande.

Als ich mich gegen Mitte Februar vor meiner Rückkehr nach Washington bei Herbert Bismarck auf dem Auswärtigen Amte verabschiedete, fand ich ihn in sehr gedrückter und mißmutiger Stimmung. Er war aber sonst mir persönlich gegenüber sehr liebenswürdig. Beim Abschied sagte er: „Ob Sie mich, wenn Sie das nächste Mal nach Deutschland kommen, noch in diesem Zimmer vorfinden werden, ist sehr fraglich." Ich wollte nicht neugierig erscheinen und ihn fragen, was er mit dieser Äußerung gemeint hätte. Als ich aber das Auswärtige Amt verließ, traf ich vor dem Eingangsportal den Legationsrat Hermann vom Rath, welcher mit Herbert Bismarck auf sehr intimem Fuß stand. Als ich ihm von der Äußerung, die Herbert Bismarck mir gegenüber beim Abschied getan hatte, erzählte, klärte er mich im Vertrauen auf über das, was im Gange war.

Auf der Rückreise nach Washington hielt ich mich etwa eine Woche in London auf. Unter meinen Papieren fand ich einen Empfehlungsbrief, den mir der General der Kavallerie und Generaladjutant Kaiser Wilhelms I. Graf Alten an seine Schwester, die verwitwete Herzogin von Manchester, in London gegeben hatte, als ich

vor mehr als einem Jahr zum erstenmal über London nach Washington fuhr. Ich hatte den Brief damals nicht abgegeben, da ich hörte, daß die Herzogin verreist sei. Diesmal besuchte ich sie und überreichte meinen Empfehlungsbrief. Die Herzogin empfing mich sehr liebenswürdig und lud mich für den nächsten Tag zu einem kleinen Diner ein. Nach beendeter Tafel ging die ganze Gesellschaft in einen damals noch bestehenden sehr eleganten, kleinen Gesellschaftsklub, in welchem der Prinz von Wales (der spätere König Eduard) und viele Herren und Damen seiner intimen Clique verkehrten. Die Herzogin nahm mich dorthin mit und machte mich mit einer großen Anzahl der anwesenden Mitglieder des Klubs bekannt. Später erschien der Prinz von Wales. Auch ihm stellte mich die Herzogin vor. Es war dies das erstemal, daß ich mit dem späteren König Eduard in Berührung kam. Im Klub wurde getanzt, woran der Prinz von Wales sich sehr lebhaft aktiv beteiligte, und dann wurde soupiert. Im Jahre 1892 heiratete die Herzogin in zweiter Ehe den bekannten englischen Staatsmann, den Herzog von Devonshire. Vielleicht selten in der modernen Zeit hat eine Frau so großen gesellschaftlichen, zum Teil auch politischen Einfluß besessen, wie die Herzogin von Devonshire, verwitwete Herzogin von Manchester und geborene Gräfin Alten aus dem bekannten hannoverschen Adelsgeschlecht. Im zweiten Bande meiner Memoiren wird sie und ihr zweiter Gemahl noch oft in Verbindung mit politischen Angelegenheiten Erwähnung finden.

Auf dem Norddeutschen-Lloyddampfer „Lahn“ gondelte ich von Southampton aus wieder nach Neuyork hinüber und begab mich zurück nach Washington. Als ich meinem Chef, dem Grafen Louis Arco, erzählte, was in Berlin im Gange sei, war er sehr betrübt und bemerkte, daß er bereits aus Privatbriefen von Herbert Bismarck

Ahnungen geschöpft habe über das, was bevorstehe. Seine, Herbert Bismarcks, Briefe seien schon seit einiger Zeit immer seltener und kürzer geworden. Zwischen den Zeilen hätte man deutlich lesen können, daß zwischen dem Reichskanzler und dem Kaiser die Sache nicht mehr klappe.

Als nicht lange darauf, am 21. März, die welterschütternde Nachricht von Bismarcks Entlassung durch Extrablätter der neuen Welt verkündet wurde, befand ich mich gerade in Neuyork. Wenige Tage darauf besuchte ich den amerikanischen Politiker und Publizisten deutscher Geburt Karl Schurz, mit welchem ich bereits seit einiger Zeit in näheren Beziehungen stand. Bekanntlich hatte Karl Schurz, weil er seinem politischen Gesinnungsgenossen Kinkel, welcher in Spandau auf Festung saß, im November 1850 zum Entkommen verholfen, selbst aus Deutschland fliehen müssen. Seit 1852 lebte er in Amerika, focht als General während des Amerikanischen Bürgerkrieges auf Seite der Nordstaaten unter Präsident Lincoln und war später vom Jahre 1877 bis 1881 Staatssekretär des Innern. Bei meinem Besuch kam natürlich sofort das Gespräch auf die Entlassung Bismarcks. Der amerikanische Staatsmann äußerte sich hierüber wie folgt: „Ich habe für Bismarck die größte Verehrung. Er war der Mann, welcher die Träume von uns Achtundvierzigern verwirklicht hat. Er hat sämtliche deutschen Stämme durch Blut und Eisen zu einem mächtigen Reich vereinigt und diesem dann, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, den Frieden erhalten. Ob aber sein Werk lange lebensfähig bleiben kann, ist eine andere Frage, denn die Verfassung, welche er geschaffen hat, ist einzig und allein auf seinen eigenen Leib zugeschnitten. Danach hat aber das deutsche Volk so gut wie gar kein Mitbestimmungsrecht an seinen eigenen Schicksalen. Auch wird das Volk auf diese Weise nie eine richtige politische Schulung, die ihm so sehr fehlt, erhalten können. Hier in

Amerika ist man über das gewaltige Ereignis der Entlassung Bismarcks sehr schnell zur Tagesordnung übergegangen. Der Durchschnittsamerikaner sagt sich einfach*) ‚The Emperor and Bismarck are both hard headed chaps, they could not work together, one of them had to go, and as the Emperor could not go, Bismarck had to go.' Andere sagen sogar**): ‚The Emperor is a fine plucky young fellow, he kicked out Bismarck, as soon as it suited him, and he will kick out many other Chancellors to follow.' Darin liegt aber meiner Ansicht nach gerade die Gefahr, daß ein so junger, impulsiver Mann, wie der Kaiser, von dem man noch gar nicht weiß, wie er sich entwickeln wird, eine derartig unkontrollierbare Machtfülle in seinen Händen besitzt, daß er jeden Minister durch einen einzigen Federstrich ernennen oder entlassen kann, ohne auch nur im geringsten die Volksvertretung befragen zu müssen. Hoffentlich irre ich mich, aber ich kann die schwere Besorgnis nicht los werden, daß vielleicht eines Tages Ereignisse eintreten könnten, welche das deutsche Volk zwingen würden, seine Schicksale selbst in die Hand zu nehmen. Wahrscheinlich wird aber dann ein großes und nie wieder gutzumachendes Unglück bereits geschehen sein."

Diese prophetischen Worte von Karl Schurz trug ich am Abend des 26. März 1890 in mein Tagebuch ein.

Ich selbst war damals noch zu jung, um den tiefen Sinn dieser Worte richtig zu begreifen. Im Verlauf der folgenden Jahre wurde mir aber immer klarer, wie berechtigt die von Karl Schurz gehegten Befürchtungen waren.

---

*) Der Kaiser und Bismarck hatten beide harte Köpfe, und sie konnten nicht zusammen arbeiten. Einer von beiden mußte daher gehen, und da der Kaiser nicht gehen konnte, mußte Bismarck gehen.

**) Der Kaiser ist ein feiner, schneidiger, junger Mann, er hat Bismarck an die Luft gesetzt und wird noch viele nachfolgende Kanzler an die Luft setzen.

Heute besitzt das deutsche Volk das Selbstbestimmungsrecht über seine Schicksale, das furchtbarste, entsetzlichste Unglück in der Weltgeschichte ist aber bereits geschehen.

Im April (1890) unternahm ich eine lange Reise nach dem Westen der Vereinigten Staaten. Zunächst fuhr ich nach Chicago, und von dort schlängelte ich mich allmählich nach Kalifornien. Welch faszinierender Augenblick ist es doch für jeden, der tagelang das kalte, unwirsche Hochplateau der Rocky Mountains auf der Eisenbahn durchquert hat, dann in die schneebedeckte Sierra Nevada gelangt und von einer hohen Paßstraße aus ganz plötzlich tief unten das grüne, fruchtbare Paradies Kalifornien mit seinem herrlichen sonnigen Klima erblickt. In San Franzisko, wohin ich von Freunden empfohlen war, wurde ich sehr gastfrei und liebenswürdig aufgenommen. Von dort aus machte ich eine Tour nach Südkalifornien, besuchte das großartige Yosemitetal mit seinen mächtigen Bäumen, die herrliche Bucht von Monterrey und die entzückende, damals noch ziemlich kleine Stadt Santa Barbara. In San Franzisko wieder angelangt, machte ich unter anderem auch die Bekanntschaft des damals weit und breit bekannten Negerkönigs der Sandwichinseln, Kalakaua, welcher sich gerade auf der Rückreise von Europa nach seinem Königreich befand. Wir tranken in der Bar des Hotels, wo wir wohnten, viele Cocktails und Whiskys zusammen. Schließlich freundeten wir uns so an, daß er mich einlud, ihn als sein Gast nach dem mit dem Schiff etwa sechs Tagereisen von San Franzisko gelegenen Honolulu zu begleiten. Sehr gern wäre ich dieser Einladung nachgekommen, aber ich erhielt ein Telegramm vom Grafen Louis Arco, daß er erkrankt sei und mich bitte, möglichst bald nach Washington zurückzukehren.

Gegen Ende Mai traf ich wieder in Washington ein. Dort

blieb ich aber nicht lange, sondern begleitete meinen Chef nach den im Norden von Neuengland gelegenen White Mountains, wohin er von seinem Arzt zur Erholung geschickt war. In der kräftigen Luft der Weißen Berge war Graf Arco sehr bald wieder vollständig hergestellt, und wir begaben uns von dort zur Saison nach Newport, wo es wie immer wieder sehr lustig zuging.

Gegen Ende der Saison erschien plötzlich in Newport der bekannte Schriftsteller Rudolf Lindau. Er stand damals als Geheimer Legationsrat an der Spitze des Pressedezernats im Auswärtigen Amt in Berlin und hatte seinen Urlaub dazu benutzt, um nach Amerika herüberzukommen und dort Land und Leute zu studieren. Wir wohnten zusammen in demselben Hotel und freundeten uns sehr an. Während seines Aufenthaltes in Newport begann er seinen Roman „Der Flirt" zu schreiben. Wir machten gemeinschaftlich einige kleinere Reisen, so nach Boston und anderen Orten an der Nordküste, und verbrachten vor seiner Rückkehr nach Europa noch etwa vierzehn Tage zusammen in Neuyork. In späteren Jahren bin ich noch sehr viel mit diesem interessanten und liebenswürdigen Mann zusammengekommen, und durch ihn kam ich auch mit seinem jüngeren Bruder Paul Lindau in nähere Beziehungen.

Den Herbst verbrachte ich wieder in Washington. Hier lernte ich um diese Zeit den bekannten französischen Schriftsteller Grafen Keratry kennen. Zum Zwecke wissenschaftlicher Studien war er für längere Zeit nach Washington gekommen, und beinahe jeden Abend saßen wir zusammen im Metropolitanklub und plauderten bis tief in die Nacht hinein. Im Jahre 1870 war er Polizeipräsident von Paris gewesen. Er erzählte sehr interessant über das dortige Leben während der Belagerung, und vieles erfuhr ich von ihm über die Kaiserin Eugenie. Als nach Sedan die Revolution in Paris ausbrach, hatte er sein möglichstes getan, um der Kaiserin zur Flucht

zu verhelfen. Schließlich entkam sie aus Paris in Begleitung ihres amerikanischen Zahnarztes Dr. Evans, der sie nach dem Seebad Trouville brachte. Dort nahm sie der englische Baronet Sir John Bourgoyne auf seiner kleinen, kaum 40 Tonnen großen Segeljacht auf und landete sie nach einer furchtbar stürmischen Fahrt in Ryde auf der Insel Wight. Sir John Bourgoyne, mit welchem ich später in England sehr befreundet wurde, habe ich oft alle so überaus interessanten Einzelheiten dieser stürmischen Seefahrt mit der Kaiserin Eugenie an Bord erzählen hören. Der Exkaiserin, welche nachher ganz in England lebte, wurde ich durch ihre Neffen, den Herzog von Alba, in späteren Jahren vorgestellt. Mit diesem war ich von Madrid her, wo ich im Jahre 1891 einige Zeit als Attaché der Botschaft angehörte, befreundet. Wiederholt habe ich dann die Kaiserin, wenn sie sich während der Cowes-Regatten auf ihrer schönen Dampfjacht befand, besucht. Eines Tages brachte sie mir gegenüber ganz plötzlich das Gespräch auf den Krieg von 1870. Mit aller Emphase betonte sie, daß sie mit diesem Krieg nicht das geringste zu tun gehabt. Sie habe von Anfang an gewußt, daß der Krieg für Frankreich schlecht ablaufen müsse. Ein Beweis dafür, daß sie dieser Überzeugung gewesen, sei unter anderem, daß sie sofort bei Ausbruch des Krieges sämtliche Kronjuwelen zum Polizeipräsidenten behufs sicherer Aufbewahrung geschickt habe. Graf Keratry war, wie aus seinen Erzählungen hervorging, allerdings anderer Meinung, denn er schob die Schuld am Kriege in erster Linie der Kaiserin Eugenie zu.

Eine andere interessante Persönlichkeit, welche ich in dieser Zeit kennen lernte, war der berühmte Afrikareisende Henry Stanley. Ich traf ihn in Neuyork bei der damals gesellschaftlich sehr bekannten alten Mrs. Perran Stevens. Sie war eine sehr kluge und originelle Frau mit sehr viel Humor. Mit Spitznamen wurde sie allge-

mein in der Neuyorker Gesellschaft Antipyrin genannt. Mir brachte sie stets das größte Wohlwollen entgegen, und in ihrem gastfreien Hause in Neuyork wie in Newport habe ich so manche heitere Stunde verbracht. Henry Stanley und ich waren eines Abends ganz allein ohne andere Gäste bei ihr zu Tisch geladen. Anfangs machte er einen sehr schwerfälligen, beinahe plumpen Eindruck. Wenn er aber von seinen Afrikareisen, der Befreiung Livingstones, dem Entsatz Emin Paschas, sowie der Gründung des Kongostaates zu erzählen anfing, taute er auf und gab uns die lebhaftesten und interessantesten Schilderungen seiner vielen Erlebnisse.

Auch tauchte in Neuyork und Washington der damalige französische Kronprätendent, der Graf von Paris, in Begleitung seines ältesten Sohnes, des Herzogs von Orleans, eines Tages auf. In jüngeren Jahren hatte er auf seiten der Nordstaaten im Amerikanischen Bürgerkrieg gefochten. Soviel ich weiß, war er damals dem Stabe eines Generals zugeteilt. Er war herübergekommen, um seine alten Kameraden aus der Kriegszeit einmal wiederzusehen, und außer dem Herzog von Orleans befand sich eine Anzahl französischer Royalisten in seiner Umgebung, darunter der damals noch sehr junge Herzog von Luynes. Ich traf den Grafen von Paris auf einem Empfange bei dem ältesten Bruder meines Freundes Creighton Webb, dem aus dem Bürgerkrieg sehr bekannten General Webb. Ich wurde dem Grafen von Paris vorgestellt und hatte eine lange Unterhaltung mit ihm über allerhand amerikanische wie französische Dinge. Er besaß ein ungeheuer vornehmes, natürliches und liebenswürdiges Wesen. Hier lernte ich auch zuerst den Herzog von Orleans kennen, mit dem ich in späteren Jahren noch oft in London zusammen war. Die meisten seiner alten Kriegskameraden behandelten den Grafen von Paris als ihresgleichen; so zerrten sie ihn zum Beispiel fortwährend zum Büfett, um mit ihnen Cocktails

zu trinken. Sein Gefolge, das ihn als ihren legitimen und gesetzmäßigen König betrachtete und mit der entsprechenden Etikette behandelte, war entsetzt, zu sehen, wie man mit ihrem König umging. Er selbst aber bewahrte unausgesetzt seine würdige Haltung und fügte sich in alles mit der größten Liebenswürdigkeit.

Eines Tages erhielt ich in Washington einen Brief, dessen Unterschrift ich anfangs nicht ordentlich lesen konnte. Dann aber entzifferte ich schließlich den Namen „Bratfisch". Zuerst wußte ich auch nicht, wer denn dieser Bratfisch eigentlich sei, und erst ganz allmählich dämmerte es in mir auf, daß dieser Bratfisch wohl identisch mit dem Fiakerkutscher, Leibsänger und Vertrauten des unglücklichen Kronprinzen Rudolf von Österreich sein dürfte*). Bratfisch schrieb in diesem Brief, er habe gehört, daß ich jetzt bei der deutschen Gesandtschaft in Washington sei. Er selbst befände sich zur Zeit in Neuyork, es ginge ihm ja im allgemeinen äußerlich ganz gut, aber er fühle sich sehr vereinsamt und sehne sich sehr nach seinem lieben, alten Wien zurück. Das furchtbare Schicksal seines guten, lieben, gnädigen Herrn sei ihm so nahegegangen, daß er zu Zeiten an großer seelischer Niedergeschlagenheit leide. Sollte ich einmal nach Neuyork kommen, so bäte er mich, doch ihm dies mitzuteilen, denn er möchte so gern einmal wieder mit jemandem zusammen sein, mit dem er über alte Zeiten und sein liebes Wien reden könne.

Nachdem ich den Brief mehrmals sorgfältig durchgelesen hatte, stand mir auf einmal ein ganzes Bild von Erinnerungen vor Augen, die ich vergessen zu können gehofft hatte. Ich erinnerte mich, wie

*) Bratfisch war vom Hofmarschallamt in Wien kurz nach der furchtbaren Tragödie im Jagdschloß Meyerling mit reichlichen Geldmitteln versehen nach Amerika geschickt worden, weil man befürchtete, daß man ihm in Wien allzusehr zusetzen könnte, um den wahren Tatbestand der Tragödie von ihm zu erfahren.

mein großer Gönner, der Graf Nikolaus Esterhazy, mich gelegentlich eines Besuches bei ihm in Wien dem Kronprinzen Rudolf vorgestellt hatte, wie ausnehmend freundlich der Kronprinz zu mir gewesen war, wie er mich bei einer späteren Gelegenheit, wo ich mit ihm zusammenkam, zu einem kleinen Souper einlud; wie die schöne und geistreiche Baroneß Vetsera bei diesem Souper anwesend war, wie die Leibkapelle des Kronprinzen bei dem Souper zum ersten Mal einen ganz neuen Marsch spielte, wie schließlich der Bratfisch heraufgeholt wurde, um lustige Wiener Fiakerlieder zu singen. Und dann im Januar 1889 die Nachricht von der furchtbaren Tragödie, welche dem blühenden Leben des Kronprinzen und der schönen Baroneß Vetsera ein jähes Ende machte.

Sowieso hatte ich die Absicht, für einige Tage nach Neuyork zu fahren. Ich schrieb daher an Bratfisch, er möchte mich doch in den nächsten Tage im Albemarle-Hotel aufsuchen kommen. Gleich am selben Tage meiner Ankunft erschien denn auch der brave Bratfisch bei mir. Den Abend verbrachten wir zusammen in einem Pilsener Bierrestaurant, dessen Besitzer ein Österreicher war. Bratfisch war den größten Teil des Abends in gehobener Stimmung und sehr gesprächig. Im Verlauf unserer Sitzung erzählte er mir auch, auf mein Befragen, im strengsten Vertrauen die wahren Tatsachen über die furchtbare Tragödie im Jagdschloß Meyerling. Längst hatte ich bereits geahnt, daß dies die einzigste richtige Version sei, und nicht die behufs Verschleierung des wahren Tatbestandes augenscheinlich absichtlich ausgestreuten Gerüchte. Im Restaurant spielte eine Zigeunerkapelle. Als diese plötzlich eine bestimmte Wiener Melodie anschlug, brach der arme Bratfisch in Tränen aus. Während des Schluchzens, das gar nicht aufhören wollte, hörte ich ihn von Zeit zu Zeit die Worte murmeln: „O mein lieber, guter, gnädiger Kronprinz.“

Bratfisch war ein Fiakerkutscher, aber durch und durch ein Gentleman; er besaß den wahren Adel der Seele.

Gegen Ende November (1890) erhielt ich einen Erlaß aus Berlin, in dem mir mitgeteilt wurde, daß ich mich Anfang Januar dort melden solle, um bis auf weiteres im Auswärtigen Amt beschäftigt zu werden. Kurz nach Weihnachten schiffte ich mich daher auf dem englischen Cunarddampfer „Umbria" ein, landetet in Liverpool und fuhr von dort über London nach Berlin weiter. Mein Chef gab mir in Neuyork das Geleit bis zum Dampfer. Hier habe ich ihn zum letztenmal in meinem Leben gesehen, denn im November des folgenden Jahres erlag Graf Louis Arco einer Bruchoperation in Berlin. Sein Freund Dr. Schwenninger hatte ihm dringend abgeraten, sich dieser Operation zu unterziehen. Leider folgte er aber nicht seinem Rat. Ich fuhr von Paris aus, wo ich mich gerade befand, zu seiner Beerdigung nach München. Stets werde ich ihn in dankbarster Erinnerung behalten.

VI. Kapitel

In der ersten Woche des Monats Januar (1891) traf ich in Berlin ein und meldete mich sofort zum Dienstantritt auf dem Auswärtigen Amt. In der Wilhelmstraße hatten sich seit meinem letzten Besuch in Berlin die Verhältnisse von Grund aus geändert. An Stelle Bismarcks war der General von Caprivi Reichskanzler geworden, und Herbert Bismarck war als Staatssekretär des Auswärtigen Amts durch den Freiherrn von Marshall ersetzt worden. In der Tat hatte aber der Geheimrat Fritz von Holstein als beinahe allein maßgebender Faktor die Leitung der auswärtigen Politik in seine Hand bekommen.

Daß Holstein bei den Treibereien gegen Bismarck, dessen eigentliche Schöpfung er selbst doch war, seine Hand mit im Spiel gehabt hat, unterliegt keinem Zweifel. Mit ihm war auch eine ganze Anzahl früherer Protegés Bismarcks von diesem abgefallen. Vielleicht ging aber Fürst Bismarck doch zu weit mit dem Haß gegen viele seiner früheren Schützlinge unter den höheren Beamten und Diplomaten, nur weil sie sich dem neuen Regime angepaßt hatten. Er konnte doch unmöglich verlangen, daß jeder Diplomat oder Beamte, mit dem er in freundschaftlichen, näheren Beziehungen gestanden hatte, infolge des Regimewechsels mit ihm sofort aus dem Staatsdienst ausschied. Geradezu ekelerregend für jeden, der Na-

tionalgefühl besaß, war aber die gemeine und niedrige Gehässigkeit, mit welcher Wilhelm II. nebst seinen Trabanten, den Epigonen des großen Kanzlers, diesen fortan verfolgten. Der Löwe lag zur Strecke, und die Aasgeier kamen jetzt aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um seinen Leib zu zerfetzen. „Ich unterscheide zwischen dem Fürsten Bismarck von sonst und jetzt", so fingen die meisten geheimen kaiserlichen Erlasse an, welche bei verschiedenen Gelegenheiten den auswärtigen deutschen Missionen zugestellt wurden. Sollte jemals der dritte Band von Bismarcks „Erinnerung und Gedanken" der Öffentlichkeit in seinem vollen Wortlaut zugänglich gemacht werden, so dürften sehr viele, welche durch unwahre oder tendenziös gefärbte Veröffentlichungen der Gegenpartei ein ganz falsches Bild über die wahren inneren Zusammenhänge bei der Entlassung des großen Kanzlers besitzen, ihr Urteil gewaltig modifizieren. Herbert Bismarck hat mir gelegentlich so manches über den Inhalt dieses dritten Bandes erzählt, und ich war erstaunt, daraus zu entnehmen, mit welcher Stirn die offizielle und offiziöse Presse während der Kanzlerschaft Caprivis unter dem Druck höherer und allerhöchster Beeinflussung viele wichtige Tatsachen direkt auf den Kopf gestellt hat. Im Interesse der Wahrheit und der Geschichtschreibung erscheint es daher dringend notwendig, daß der dritte Band der Bismarckschen Memoiren endlich der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Auch hier besitzt das deutsche Volk ein Recht darauf, die nackte, ungeschminkte Wahrheit zu erfahren.

Im Auswärtigen Amt wurde ich zunächst auf ganz kurze Zeit der Rechtsabteilung zugewiesen, dann der Handelsabteilung, die mich schon bedeutend mehr interessierte als die erstere, und schließlich der politischen Abteilung, wo ich direkt unter ihrem Leiter, dem Geheimrat von Holstein, stand und mit dem größten Interesse alles verfolgte, was in politischer Beziehung vor sich ging. Sehr verant-

wortlicher Natur war selbstverständlich zunächst die mir zugewiesene Tätigkeit nicht, sondern eher schablonenhaft. Ich hatte unter anderem die gedruckten Formulare auszufüllen, welche den Austausch der politischen Berichte unserer verschiedenen auswärtigen Missionen zu Orientierungszwecken betrafen. Diese Arbeit benannten wir gewöhnlich mit dem Ausdruck „Hemdchen ausfüllen". Trotzdem war diese an und für sich schablonenhafte Tätigkeit sehr interessant und lehrreich, weil beinahe sämtliche, auch die geheimsten politischen Berichte durch meine Hände gingen und ich sie bei dieser Gelegenheit zu lesen bekam. Was wir damals bereits besonders auffiel, war, daß dieser sonderbare Kauz Fritz von Holstein diejenigen Botschafter und Gesandten, welchen er nicht gewogen war, damit bestrafte, daß er ihnen alle wirklich interessanten und lehrreichen Berichte anderer Missionen, soweit es irgend nur ging, vorenthielt. Nur langweilige und unwichtige Berichte wurden ihnen zu Informationszwecken übermittelt, wie z. B. solche von dem Konsul in Haiti, dem Vizekonsul in Grand Popo oder Petit Popo usw.

Im übrigen bestand aber meine Tätigkeit auch darin, daß ich vom Staatssekretär oder von Holstein zu den in Berlin akkreditierten fremden Botschaften und Gesandtschaften geschickt wurde, um mündliche Kommunikationen zu vermitteln oder Informationen einzuziehen.

Persönlich näher kam ich Holstein erst, nachdem er mich einmal eingeladen hatte, in dem dunkeln Hinterzimmer des bekannten Restaurants Borchert in der Französischen Straße, wo er damals regelmäßig mittags verkehrte, zu frühstücken. Außer mir war niemand zugegen, und wir saßen mindestens drei Stunden allein am Frühstückstisch. An und für sich war es nicht Holsteins Gewohnheit, so lange beim Frühstück zu verweilen, aber an diesem

Tage hatte es seine besondere Bewandtnis. Der Kaiser war nämlich plötzlich im Auswärtigen Amt erschienen, um sich zu Orientierungszwecken eine Anzahl geheimer Akten aus der Bismarckschen Zeit vorlegen zu lassen. Mit ihm waren auch der damalige Chef des großen Generalstabes Graf Waldersee sowie einige andere Widersacher des Altreichskanzlers gekommen. Um welchen Einzelfall es sich hierbei gehandelt hat, habe ich nie erfahren können; jedenfalls steckte aber irgendeine niederträchtige Intrige dahinter. Während der langen Unterhaltung, die ich bei Borchert mit Holstein hatte, gewann ich den bestimmten Eindruck, daß er bei dieser Intrige zum mindestens die Finger mit im Spiel hatte, wenn nicht gar ihr geistiger Urheber war. Augenscheinlich wollte Holstein sich zur Zeit nicht im Amt aufhalten, um nach außenhin den Beweis des Alibis zu besitzen. Ganz abgesehen davon, vermied Holstein es aber auch auf das konsequenteste überhaupt, persönlich mit Wilhelm II. zusammenzukommen. War es von seiten Holsteins nur eine Pose, war es Verlegenheit, oder war es kühle Berechnung? Ich weiß es nicht. Meines Wissens ist Holstein in den mehr als sechzehn Jahren, während welcher er hinter den Kulissen die deutsche Außenpolitik mehr oder weniger ausschlaggebend beeinflußte, nur ein einziges Mal mit Wilhelm II. persönlich zusammengekommen, und zwar erst in der letzten Zeit seiner Amtstätigkeit.

Nachdem wir etwa drei Stunden bei Borchert zum Frühstück gesessen und uns sehr lebhaft bei einigen Flaschen leichten Moselweins unterhalten hatten, forderte Holstein mich plötzlich auf, einen kleinen Spaziergang mit ihm die Linden entlang zu machen. Als wir an der Ecke der Friedrichstraße und den Linden ankamen, fragte Holstein einen Schutzmann, ob er den Kaiser in der letzten halben Stunde habe vorbeifahren sehen. Der Schutzmann verneinte dies. Darauf gingen wir hinüber zur anderen Seite der Linden und

marschierten dort zwischen der Neuen Wilhelm- und Schadowstraße mindestens eine Stunde auf und ab, wobei Holstein genau aufpaßte, ob der Kaiser, aus der Wilhelmstraße kommend, die Linden hinauffahren würde. Schließlich wurde er ungeduldig und sagte zu mir, ich möchte nach dem Auswärtigen Amt gehen und mich erkundigen, ob der Kaiser noch dort sei; falls er bereits das Auswärtige Amt verlassen hätte, um wieviel Uhr er fortgefahren sei und wohin. Ich begab mich sofort nach dem Amt und brachte dort in Erfahrung, daß der Kaiser vor etwa einer Viertelstunde, begleitet vom Grafen Waldersee, zur sächsischen Gesandtschaft in die Voßstraße gefahren sei und beim Einsteigen in den Wagen zum Staatssekretär Freiherr von Marshall, der ihn herabgeleitete, geäußert habe, in etwa einer halben Stunde werde er sich auch auf die bayerische Gesandtschaft begeben. Das Auswärtige Amt solle den Grafen Lerchenfeldt sofort dementsprechend benachrichtigen. Als ich Holstein, welcher mittlerweile immer weiter die Linden auf- und abmarschiert war, diese Neuigkeit überbrachte, machte er sich sofort im Eilschritt nach der Wilhelmstraße auf. Ich begleitete ihn in das Auswärtige Amt, wo er sich umgehend zum Staatssekretär begab.

Einige Tage darauf hatte ganz plötzlich in der Berliner Gesellschaft ein Gerücht allgemeine Verbreitung gefunden, demzufolge der Kaiser beschlossen habe, den Fürsten Bismarck verhaften und ihn in Untersuchungshaft nach der Festung Spandau bringen zu lassen. In der Berliner Presse war dieses Gerücht nirgends verzeichnet, dagegen brachten es ausländische Zeitungen, insbesondere französische. Wie mir einige Wochen später unser Botschafter in Paris Graf*) Münster erzählte, habe er feststellen können, daß ein bekannter französischer Journalist, der ganz kurz

*) Seit 1899 Fürst Münster.

vorher in langer Audienz vom Großherzog von Baden empfangen worden sei, die gedachte Nachricht in die ausländische Presse lanciert habe.

Bald verstummte aber das Gerücht, und ich habe nie wieder etwas davon gehört. Eins aber steht fest, daß an dem Tage, wo ich mit Holstein bei Borchert frühstückte, Feinde des Fürsten Bismarck, welche sich vor Enthüllungen seitens des Altreichskanzlers fürchteten, die für sie selbst sehr unangenehme Folgen hätten haben können, unter Beihilfe Holsteins eine ganz infame Intrige gegen den Begründer des Deutschen Reiches zu inszenieren versuchten, für die auch Wilhelm II. nur zu willig sich hatte einfangen lassen.

Über die merkwürdige und geheimnisvolle Persönlichkeit Holsteins habe ich bereits im Vorwort eine kurze Charakteristik gegeben. Sein Name wird in folgenden Kapiteln meiner Memoiren, besonders aber im politischen Teil noch sehr oft vorkommen, denn in späteren Jahren, insbesondere in der langen Zeit, wo ich als erster Sekretär bei der Botschaft in London den kranken Botschafter Grafen Paul Hatzfeldt vertrat, habe ich in beinahe täglichem privatem Telegramm- und Briefverkehr mit ihm gestanden und bin, wenn ich in Berlin weilte, fast täglich manchmal stundenlang mit ihm persönlich zusammen gewesen. Viele Jahre haben wir zusammen gearbeitet, bis ich mich im Jahre 1905 genötigt sah, seine damals für das Deutsche Reich direkt selbstmörderische Marokkopolitik, welche auf einen Krieg mit Frankreich hinzielte, mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zu durchkreuzen. Damals erwog Holstein, wie mir später von verschiedener einwandfreier Seite mitgeteilt worden ist, so z. B. auch von dem damaligen, mir sehr freundlich gesinnten Staatssekretär Freiherrn von Richthofen, ganz ernstlich meine Verhaftung. Weil ich seiner direkt staatsgefährlichen, geradezu irrsinnigen Politik auf meine eigene Faust entgegengetreten war, wollte er mir

wegen angeblichen Hochverrats den Prozeß machen. Schließlich besann er sich aber eines Besseren, denn, wie Freiherr von Richthofen sich ausdrückte, „zum Vorteile Holsteins hätte ein solcher Prozeß nie ablaufen können; vielleicht ist es aber schade, daß es nicht dazu gekommen ist, denn dann wäre dieser gefährliche Mann vor der Welt öffentlich entlarvt worden". Die Schilderung aller diesbezüglichen Einzelheiten folgt im zweiten Bande.

Eines Tages, es war Anfang Mai 1891, erhielt ich, als ich in meinem Arbeitszimmer im Auswärtigen Amt saß, plötzlich aus der Reichskanzlei eine kurze Notiz, in welcher mir mitgeteilt wurde, daß der Reichskanzler Exzellenz von Caprivi mich am nächsten Morgen um elfeinhalb Uhr zu empfangen wünsche, und zwar im militärischen Meldeanzug. Ich war damals noch aktiver Offizier und zum Auswärtigen Amt nur abkommandiert. Im weißen Paradeanzug war ich pünktlich um elfeinhalb Uhr zur Stelle und wurde auch sofort vom General von Caprivi empfangen. Er saß vor seinem Schreibtisch und forderte mich auf, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Der General sagte, es sei ihm daran gelegen, den Nachwuchs im diplomatischen Dienst persönlich kennen zu lernen, insbesondere auch die zum Auswärtigen Amt kommandierten Offiziere. „Nicht wahr, der Offizier kann alles," sagte er zu mir mit freundlich lächelnder Miene. Darauf forderte er mich auf, ihm einiges aus Amerika zu erzählen, z. B. über die Negerfrage, über die damals angeblich geplante Vereinigung Kanadas mit den Vereinigten Staaten usw. Während ich ihm frisch von der Leber weg meine hierüber gemachten persönlichen Beobachtungen schilderte, bemerkte ich, daß meine Personalakten auf seinem Schreibtisch lagen. Nachdem ich etwa zwanzig Minuten von meinen amerikanischen Erfahrungen erzählt hatte, sah der Reichskanzler plötzlich nach der Uhr, stand auf, reichte mir die Hand und sagte mit freundlichem Lächeln: „Ich

danke Ihnen sehr für Ihre Meldung und Ihre Schilderungen aus Amerika, aber der badische Gesandte wartet bereits, und ich muß ihn gleich empfangen." Hiermit war ich entlassen. Darauf begab ich mich, da sich bereits mein Magen zu regen anfing, nach dem Kavalierkasino auf dem Pariser Platz, um dort zu frühstücken. Als ich hereintrat, sah ich den alten General der Kavallerie Grafen Wilhelm von Brandenburg in seiner gewohnten Fensterecke sitzen und Zeitungen lesen. Graf Wilhelm von Brandenburg war nebst seinem Zwillingsbruder Friedrich sowie seinem jüngeren Bruder Gustav, welcher als Gesandter dem diplomatischen Dienst angehört hatte, der Sohn des preußischen Ministerpräsidenten Grafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher durch die oktroyierte Verfassung vom 5. Dezember 1848 in der Geschichte bekannt ist. Dieser wiederum war ein Sohn des Königs Friedrich Wilhelm II. aus seiner morganatischen Ehe mit der Gräfin Döhnhoff. Auf dem Leipziger Platz in Berlin, gegenüber dem alten Feldmarschall Wrangel, befindet er sich in Bronze verewigt. Bekanntlich steht er dort in Kürassieruniform im Küraß und hohen Stiefeln und streckt seine rechte Hand nach vorwärts. Als das Denkmal errichtet wurde, behauptete der Altberliner in seinem boshaften Witz, mit der vorgestreckten Hand wolle er sagen: „Und wenn der Dreck auch so hoch steht, ich mit meine Kürassierstiefel kann doch durch." Da seine drei Söhne unverheiratet blieben, ist die Familie bereits seit einigen Jahren ausgestorben.

Die drei Gebrüder Brandenburg waren echte Typen aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I. Sie waren große, schöne Gestalten, besaßen eine sehr vornehme Gesinnung, im übrigen aber hafteten ihnen der Dünkel und die Einseitigkeit des Altpreußentums an.

Besonders Graf Wilhelm von Brandenburg war eine äußerst

originelle Figur. Er trug immer die Uniform der Gardekürassiere und war stets auf das peinlichste korrekt angezogen, wie in seinem Äußeren gepflegt. Neben anderen Eigenheiten, ließ er seine Wäsche sowie seine Handschuhe grundsätzlich nur in Paris waschen. Er verkehrte täglich im Kavalierkasino auf dem Pariser Platz. Ich erinnere mich, wie einige jüngere Mitglieder an einem sehr heißen Abend in der im Hinterhaus des Klubs befindlichen Kegelbahn sich beim Kegelschieben den Rock ausgezogen, wie dem Grafen dies von einem anderen älteren Mitglied mit Entsetzen erzählt wurde, und wie dieser dann lakonisch bemerkte: „Wer überhaupt Kegel schiebt, der kann sich auch ruhig den Rock ausziehen." Mich selbst hat Graf Wilhelm von Brandenburg stets mit dem größten Wohlwollen behandelt, denn er hatte mit meinem Vater zusammen bei den Gardekürassieren gestanden und war als Major sein Schwadronschef gewesen.

Als ich den Grafen in seiner Fensterecke begrüßte, fragte er mich, warum ich im Paradeanzug sei. Ich erwiderte, daß ich soeben vom Reichskanzler von Caprivi käme, der mich zur Meldung befohlen habe. „Diesen kommissigen Backzahn*) Caprivi habe ich nie leiden können," bemerkte Graf Brandenburg hierauf, und fuhr dann fort, seine Zeitung zu lesen.

In späteren Jahren wurde mir erst klar, warum Graf Brandenburg so schlecht auf Caprivi zu sprechen war. Der liebenswürdige und amüsante Großherzog Friedrich Franz III. von Mecklenburg-Schwerin erzählte mir einmal, als wir bei den Regatten in Cowes auf der Insel Wight zusammen segelten, einen Vorfall, den er am Morgen des 16. August 1870, kurz vor dem Todesritt der preußischen

*) Mit dem Ausdruck Backzahn pflegte Graf Brandenburg die Infanteristen zu bezeichnen.

Kavallerieregimenter bei Mars-la-Tour und Vionville, als Augenzeuge erlebt hatte. Der Großherzog, welcher sich damals (1870) noch in sehr jugendlichem Alter befand, war bei den Kämpfen vor Metz Ordonnanzoffizier im Hauptquartier und galoppierte während der ganzen Schlachttage zwischen den Generalkommandos der verschiedenen Armeekorps zur Überbringung von Befehlen hin und her. Er erzählte wie folgt: „Als die Bazainsche Armee in der Nähe von Vionville und Mars-la-Tour unsere schwachen Linien zu durchbrechen drohte, mußte Kavallerie einspringen, um den Durchbruch aufzuhalten, bis frische Truppen herangezogen waren. Die Dispositionen hierzu unterstanden dem Oberbefehl des kommandierenden Generals des X. Armeekorps General von Voigts-Rhetz. Chef seines Stabes war der Generalstabsoffizier Major von Caprivi. Plötzlich kam der Generalmajor Graf Wilhelm von Brandenburg, welcher die Gardedragonerbrigade kommandierte, zu Voigts-Rhetz herangesprengt, meldete diesem, daß seine Brigade an der und der Stelle zur Attacke bereit stände, und erbat nähere Direktiven. Darauf mischte sich Major von Caprivi, der Chef des Stabes, welcher die Nerven verloren zu haben schien, plötzlich ein und brüllte den Grafen Brandenburg mit folgenden Worten an: „Warum reiten Ihre Kerls denn nicht schon los, zum Kanonenfutter ist ja die Kavallerie da.“ Graf Brandenburg sah den Major von Caprivi einen Augenblick mit verächtlichem Blick von oben bis unten an, wandte sich dann zu Voigts-Rhetz und sagte: „Exzellenz, ich bitte diesen kommissigen Generalstäbler, welcher so despektierlich von Regimentern spricht, die im Begriff stehen, für ihren König in den Tod zu reiten, in gebührender Weise zu rektifizieren.“ Darauf galoppierte er, ohne ein weiteres Wort zu sagen, davon, gab seiner Brigade den Befehl zur Attacke und ritt, ohne selbst den Säbel zu ziehen, in vorschriftsmäßigem Paradesitz am rechten Flügel der

ersten Schwadron der Ersten Gardedragoner in die französischen Infanteriemassen hinein."

Die Grundzüge der Politik des Reichskanzlers Grafen Caprivi, insbesondere in auswärtigen Fragen, waren zweifellos vernünftig und richtig. Die auf Anraten Holsteins erfolgte Kündigung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland war aber sicherlich ein Fehler. Im übrigen verfolgte er, was England betraf, genau dieselben Ziele wie Bismarck. In Wahrheit bestanden diese in dem fortgesetzten Bestreben, zu einem Bündnis mit England zu gelangen. Leider war aber, ebenso wie zu Bismarcks Zeiten, auch während der Kanzlerschaft Caprivis England noch nicht bündnisreif. Bevor ein Bündnis mit England nicht gesichert war, durfte daher der Rückversicherungsvertrag mit Rußland unter keinen Umständen aufgegeben werden. Caprivi war ein ausgesprochener Feind jeder abenteuerlichen Flottenpolitik und kein Freund kolonialer Expansion, so lange Deutschland seinen kontinentalen Widersachern (Frankreich und Rußland) gegenüber nicht die Rückendeckung Englands besaß. In dieser Beziehung hatte er sicherlich recht. Näher auf die Politik Bismarcks und Caprivis einzugehen, würde an dieser Stelle zu weit führen. In dem politischen Teil meiner Memoiren werde ich aber darauf eingehend zurückkommen, insbesondere auch auf die in späteren Jahren tatsächlichen Bündnismöglichkeiten mit England.

Wilhelm II. gegenüber war Caprivi viel zu sehr der devote, gehorsame Diener. Durch seine niedrige Gehässigkeit, mit welcher er den Begründer des Deutschen Reiches fortgesetzt verfolgte, hat er aber direkt bewiesen, daß er als Mensch auch nicht den Hauch einer vornehmen großen Seele besaß. Wie allein schon aus der Affäre mit dem Grafen Brandenburg hervorgeht, war und blieb er bei all seiner Begabung doch nur ein kleiner „Kommißgeist".

Dem großen Genie seines Vaters gegenüber konnte Herbert

Bismarck auch nicht annähernd das Wasser reichen. Seinem Nachfolger als Staatssekretär, dem Freiherrn Marschall von Bieberstein, aber war er an Geist und politischem Verstand turmhoch überlegen. Dieser Staatsanwalt aus Mannheim, welcher überhaupt nur in juristischen Formeln zu denken vermochte, dem von Natur aus jeder politische Instinkt fehlte, der die Hauptschuld an dem verhängnisvollen Telegramm Wilhelms II. an den Präsidenten Krüger trug, der öffentlich im Reichstag erklärte, die Unabhängigkeit der Burenrepubliken sei eine vitale Frage für Deutschland, der, mit sechsfachen Scheuklappen versehen, ohne sich um die allgemeine Weltlage zu kümmern, schließlich in dem Bau der Bagdadbahn das allereinzigste außenpolitische Interesse des Deutschen Reiches erblickte, dieser Mann ist Jahre hindurch in Deutschland als einer der größten Staatsmänner der Welt gefeiert worden! Freilich eine große Gabe besaß er im höchsten Maße, nämlich die Kunst der Selbstverkündung!

Sicherlich hatten ihn die in Berlin akkreditierten fremden diplomatischen Missionen richtiger beurteilt, indem sie ihm, als er Staatssekretär des Auswärtigen Amtes war, den Titel eines „Ministre étranger aux affaires“ beilegten.

VII. Kapitel

An einem Nachmittag des Monats Juni (1891) ließ mich Holstein plötzlich zu sich rufen und eröffnete mir, daß ich mich bereithalten sölle, nach Madrid abzureisen, da beschlossen worden sei, mich aushilfsweise der dortigen Botschaft zu attachieren. Als er mich fragte, ob mir die aushilfsweise Ernennung zur Botschaft in Madrid genehm sei, oder ob ich lieber noch bis auf weiteres bei der Zentralbehörde tätig sein wolle, erwiderte ich ihm, daß ich mich zwar in meiner gegenwärtigen Tätigkeit sehr wohl fühle, aber auch sehr gern nach Madrid gehen würde, um neue Länder und Menschen kennen zu lernen.

Einige Tage darauf reiste ich über Paris nach Madrid ab. In Paris, wo gerade die Saison in vollem Gange war, hielt ich mich etwa eine Woche vor meiner Weiterreise nach Madrid auf. In dieser einen Woche habe ich sehr viel Interessantes erlebt und viele bedeutende Persönlichkeiten kennen gelernt. Ich besuchte zunächst unseren Botschafter, den alten Grafen Münster, und dieser lud mich gleich für den nächsten Abend zu einem größeren, auf der Botschaft stattfindenden Diner ein.

Auch besuchte ich sofort den bekannten jahrelangen Vertreter der „Times“ in Paris, Monsieur de Blowitz, den ich einmal durch Rudolf Lindau in Berlin kennen gelernt, und mit welchem ich mich

sehr schnell angefreundet hatte. Er war von jüdischer Abstammung, sein Geburtsland war Böhmen und sein eigentlicher Name Heinrich Stephan Oppert. In Paris hatte er sich aber den Namen Monsieur de Blowitz beigelegt. Er hat mich stets in seinen Allüren ungeheuer an den Chevalier Wollheim di Fonsecca erinnert, den ich im ersten Kapitel beschrieben habe. Nur selten hat ein politischer Journalist eine derartige einflußreiche Stellung in der Welt eingenommen wie dieser kleine Monsieur de Blowitz. Uns Deutschen gegenüber hat er sich während seines langen Wirkens als Pariser Vertreter der „Times" stellenweise nicht gerade sehr wohlwollend benommen, denn viele seiner Sensationsartikel aus Paris trugen einen durchaus deutschfeindlichen Charakter. Dann schwenkte er aber auch öfters ein und schrieb zur Abwechslung eine zeitlang deutschfreundlich. Er sprach und schrieb ein vorzügliches Französisch, aber beherrschte nur in sehr geringem Maße die englische Sprache. Sämtliche Berichte, die er aus Paris der „Times" zusandte, waren in Französisch. Später habe ich ihn unter anderem auch wiederholt im Hause des früheren Besitzers der Times, Walter, wiedergesehen. Ich erinnere mich, wie er auf einer Abendgesellschaft bei der Familie Walter in London in seinem gebrochenen Englisch eine Dame mit den Worten begrüßte: „Good Evening, Madame, how is your behaviour." Er wollte sagen „Guten Abend, Madame, wie geht es Ihnen", sagte aber statt dessen „Guten Abend, Madame, wie ist Ihr Benehmen". Sehr interessant sind zum Teil seine vor mehreren Jahren erschienenen Memoiren.

Als ich am späten Nachmittag des Tages meiner Ankunft in Paris Herrn von Blowitz aufsuchte, fand ich ihn beim Anziehen. Er war sehr in der Eile, um noch rechtzeitig bei einem am Abend auf der englischen Botschaft stattfindenden größeren Diner zur Stelle zu sein. Er freute sich sehr, mich zu sehen, und bat mich, während

er sich zum Abendessen anzog, noch etwas mit ihm zu plaudern. Beim Abschiednehmen fragte er mich, ob ich am späten Abend was vorhabe, und als ich dies verneinte, gab er mir eine Einladungskarte zu einem Empfangsfest, das von Künstlerkreisen arrangiert war und im Hotel Continental an diesem Abend stattfinden sollte. „Dort," sagte er, „können wir uns heute abend wiedertreffen, und ich werde Sie mit vielen interessanten Persönlichkeiten aus der politischen, literarischen und Kunstwelt bekannt machen. Diese Einladung nahm ich mit Dank an und begab mich, nachdem ich mich umgezogen und im alten Café Anglais ein vorzügliches Diner eingenommen hatte, gegen einhalb zwölf Uhr nachts dorthin.

Bald erschien dann auch der kleine Blowitz, hängte sich an meinen Arm und zog mit mir durch den von Menschen gefüllten Saal, um mir zunächst alle interessanten anwesenden Persönlichkeiten, Herren und Damen, zu zeigen. Später stellte er mich gelegentlich den einen oder anderen vor.

Auch lernte ich an diesem Abend durch Blowitz den viele Jahre hindurch allgemein bekannten oder vielmehr berüchtigten französischen „Agent provocateur" Jules Hansen kennen. Von Geburt aus ein Däne, war er bereits in jüngeren Lebensjahren nach Paris gekommen, hatte sich dort zu einem Journalisten von gewissem Ruf emporgearbeitet und wurde schließlich wegen seiner Rührigkeit und hervorragenden Gewandtheit in das französische Auswärtige Amt übernommen. Meistens befand er sich aber auf Spionage oder Agitationsreisen im Auslande. Einer der Gründe, warum man ihn in den diplomatischen Dienst übernommen und ihm den Titel eines „Conseiller de Légation" verliehen hatte, bestand in der Absicht, ihm die diplomatischen Exterritorialitätsrechte zu verleihen, damit Bismarck, der längst auf ihn fahndete, ihn nicht während seiner vielen Reisen durch Deutschland auf dem Wege nach Petersburg,

Kopenhagen oder dem Balkan etwa eines Tages verhaften lassen könnte. Besonders befreundet war Jules Hansen auch mit der intriganten und ehrgeizigen Prinzessin Waldemar von Dänemark, einer geborenen Prinzessin von Orleans, welche beim Hofe und der Regierung in Kopenhagen Jahre hindurch die Geschäfte der französischen Regierung besorgte. Allgemein hieß es auch, Jules Hansen hätte hinter der großen Intrige gegen Bismarck, den sogenannten „Bulgarischen Briefen" gesteckt. Dieses waren gefälschte oder vielleicht auch nur zum Teil gefälschte Briefe, welche Alexander III. von Rußland beweisen sollten, daß Bismarck, im Gegensatz zu seiner der russischen Regierung offiziell angekündigten, hinter ihrem Rücken eine russenfeindliche Politik im Balkan getrieben habe. Alexander III. hielt jedenfalls diese Briefe, welche ihm in die Hand gespielt wurden, für echt und geriet dadurch in eine namenlose Wut gegen Bismarck, dem er schon sowieso nie recht getraut hatte. Als Alexander III. Mitte November 1887 von Kopenhagen aus nach Berlin kam, fand auf direkte Veranlassung Kaisers Wilhelm I. eine Aussprache zwischen dem Zaren und Bismarck statt.

Bismarck ließ nach dieser Aussprache der Welt offiziell verkünden, daß es ihm gelungen sei, Alexander III. in der bulgarischen Briefangelegenheit von seiner Unschuld zu überzeugen, und daß zwischen dem Zaren und ihm wieder das vertrauensvollste Verhältnis Platz gegriffen habe. Bis jetzt steht es auch so in den meisten Geschichtsbüchern verzeichnet. Ich bezweifle aber sehr, ob diese Version der Wahrheit entspricht. Erst vor wenig Jahren gab mir noch der alte Graf Thiessenhausen, welcher als Deutschrusse viele Jahre Landmarschall von Livland gewesen war und mit dem russischen Hofe in naher Fühlung gestanden hatte, eine ganz andere Version. Wir waren zusammen beim Grafen August Bis-

marck auf dessen Landsitz Lilienhof am Kaiserstuhl im Breisgau zu Besuch, und Graf Thiessenhausen äußerte sich diesem sowohl als auch mir gegenüber wie folgt: „Als Alexander III. Mitte November 1887 in Berlin weilte und bei dieser Gelegenheit eine längere Aussprache mit Bismarck über die Affäre der bulgarischen Briefe hatte, befand ich mich gerade auf der russischen Botschaft, wie der Kaiser von seiner Unterredung mit Bismarck zurückkehrte. Er schritt mit dem Grafen Paul Schuwalow die Treppe hinauf, und ich hörte ihn zu diesem in Russisch sagen: „Ich habe Bismarck kein Wort geglaubt, er ist mir zu schlau."

Sehr stark bezweifle ich auch, daß Bismarck selbst geglaubt hat, es sei ihm gelungen, Alexander III. von seiner Unschuld zu überzeugen und sein Vertrauen wiederzugewinnen. Was die Frage der Urheberschaft der sogenannten bulgarischen Briefe betrifft, so steht es fest, daß Bismarck selbst im engsten Familienkreise, wenn die Sprache auf diese Affäre kam, sich in eisiges Stillschweigen hüllte oder das Gespräch schleunigst auf andere Dinge abzulenken versuchte. Ziemlich unvorsichtig benahm sich manchmal Herbert Bismarck, wenn das Gespräch auf diese Angelegenheit kam. Ich erinnere mich, wie er eines Abends, als jemand in seiner Gegenwart in der Hupkagesellschaft bemerkte, die Fälschung der bulgarischen Briefe sei doch ein unerhörter Skandal, schweigend zuhörte, zugleich aber nach der Decke hinaufsah und pfiff. Als Herbert Bismarck fortgegangen war, bemerkte Graf Konrad Lüttichau: „Ein Glück, daß weder Schuwalow noch der kleine Knorring*) heute abend zugegen waren, denn die hätten aus dem Benehmen Herbert Bismarcks doch sicher ihre Schlüsse gezogen."

---

*) Baron Knorring war ein russischer Diplomat, der viele Jahre hindurch der Russischen Botschaft in Berlin attachiert war.

Daß aber Jules Hansen in diese Affäre verwickelt war, ist unzweifelhaft sicher. Dahingestellt möge bleiben, ob die Briefe echt oder ob sie gefälscht waren, fest steht jedenfalls, daß Jules Hansen sie mit Hilfe der Prinzessin Waldemar von Dänemark in die Hände Alexanders III. gespielt hat. Letzteres bestätigte mir auch Blowitz auf das bestimmteste.

Als Blowitz mich mit Jules Hansen bekannt machte, entwickelte sich zwischen uns eine längere Unterhaltung. Wir sprachen, wie der Lateiner zu sagen pflegte, „de rebus omnibus et quibusdam aliis*)". Jules Hansen stellte sich während der ganzen Unterhaltung furchtbar harmlos „wie ein Engel, so rein"! Dies reizte mich, und ich konnte es mir nicht verkneifen, ihm mein Kompliment über seine weit und breit bekannte Gewandtheit zu machen, und ihm auf den Kopf zuzusagen, daß ja alle Welt auch wisse, mit welcher hervorragenden Geschicklichkeit er die gefälschten bulgarischen Briefe mit Hilfe der Prinzessin Waldemar von Dänemark in die Hände Alexanders III. gespielt habe. Blowitz, der sich die ganze Zeit an der Unterhaltung beteiligt hatte, geriet über diese meine Äußerung vor Vergnügen beinahe in Verzückung. Mit einem diabolischen Lächeln im Gesicht sagte er**): „Mais non, mais non, il ne faut pas toucher des affaires tellement embarassantes." Jules Hanson wurde aber puterrot, seine Stimme fing an zu zittern, und er benutzte die Gelegenheit, wo ihn eine Dame im Vorübergehen begrüßte, sich von uns eiligst zu verabschieden und unter der Menge zu verschwinden.

Als ich am folgenden Abend beim alten Grafen Münster auf der Botschaft zum Diner erschien, erzählte ich ihm diese kleine Episode mit Jules Hansen. Er fing sehr an zu lachen, wackelte wie üblich

*) Über alles und noch verschiedenes andere.

**) Aber nein, aber nein, solche mißliche Angelegenheit soll man nicht berühren.

mit dem Kopf und sagte: „Ja, ja, der Kerl wird's schon gewesen sein.“

Unter vielen anderen Gästen war bei dem Diner auf der deutschen Botschaft auch der englische Botschafter Lord Bulwer Lytton zugegen. Als Graf Münster mich ihm vorstellte und dabei erwähnte, daß ich mich nur auf der Durchreise nach Madrid in Paris befände, fragte mich Lord Lytton: „Sind Sie vielleicht der deutsche Attaché, welcher gestern abend Jules Hansen so in Verlegenheit gebracht hat, Blowitz hat mir heute morgen eine sehr amüsante Schilderung davon gegeben.“ Als ich seine Frage bejahte, lachte der Botschafter herzlich und sagte wörtlich in Englisch*): „You have served him right this damned fellow, he is a mischief maker allround.“

Lord Lytton saß beim Essen neben einer alten russischen Fürstin. Sie schwatzte die ganze Zeit auf ihn ein, und man konnte bemerken, wie sie ihm mit ihren banalen Redensarten und Fragen auf die Nerven fiel. Als das Diner zu Ende war, führte Lord Lytton seine Tischdame in den Salon, erschien dann aber sofort wieder im Eßsaal und zündete sich eine Zigarette an. Ich hatte zufällig dasselbe getan und befand mich bereits wieder im Eßsaal, als Lord Lytton hereintrat. „O,“ sagte er, „Sie haben, wie ich sehe, dieselben Gewohnheiten wie ich und wollen gleich nach beendetem Diner Ihre Zigarette haben.“ Dann bemerkte er, daß die englische Sitte, wonach die Damen nach dem Diner allein herausgehen und die Herrn noch eine Weile am Tisch sitzen bleiben, viel angenehmer sei als die kontinentale Sitte. Er fing darauf an, in dem großen Eßsaal auf- und abzulaufen und zündete sich eine Zigarette nach der anderen an. Ich ging neben ihm und tat dasselbe. Wir unterhielten uns dabei in Englisch und fingen an, uns immer mehr anzufreunden.

---

*) Sie haben den verdammten Kerl gut bedient, er ist ein Unheilstifter auf der ganzen Linie.

Ich sagte zu ihm, ich hätte bemerkt, wie seine Tischnachbarin, die russische Fürstin, ihm mit ihrem banalen Geschwätz auf die Nerven gegangen sei. „Ja," erwiderte er, „das war entsetzlich, das Leben ist wirklich zu kurz, um sich langweilen zu lassen." Auf meine Bemerkung, daß ich derselben Ansicht sei und wie ein Hirsch liefe, wenn Leute mich langweilten, lachte Lord Lytton und sagte, daß er sich freue, mich bis jetzt noch nicht wie ein Hirsch vor ihm davonlaufen zu sehen. Als eine Tür sich öffnete und die Diener hereinströmten, um den Tisch abzudecken, bemerkte Lord Lytton, es sei jetzt Zeit, wieder zu den Damen in den Salon zu gehen, „to join the Ladies", wie er sich in Englisch ausdrückte. Ehe wir uns trennten, sagte er zu mir, er hoffe, ich werde noch Zeit finden, ihn vor meiner Weiterreise nach Madrid auf der englischen Botschaft zu besuchen. Ich bedankte mich für seine liebenswürdige Aufforderung und sagte, ich würde sicherlich nicht verfehlen, ihm meine Aufwartung zu machen.

Lord Robert Bulwer Lytton war der Sohn des berühmten Romandichters Edward Bulwer. Auch er selbst war ein bedeutender Dichter. In der Literaturgeschichte ist er hauptsächlich unter seinem Federnamen „Owen Meredith" bekannt. Wer in England hätte nicht seinen berühmten Roman in Versen „Lucile" gelesen, wer hätte nie von seinen Gedichtsammlungen „Poems and Fables in song" gehört. Von seinen „Fables" ist wohl beinahe jedem Schulkind in England die schönste derselben, „The thistle", geläufig.

Zwei Tage darauf begab ich mich nach der englischen Botschaft und ließ mich bei Lord Lytton anmelden. Der Botschafter empfing mich auch sofort, bemerkte aber gleich bei der Begrüßung, daß er gerade im Begriff stände, seinen üblichen Nachmittagsspaziergang zu machen, den er auf Befehl seines Arztes nie versäumen dürfe, er würde sich aber sehr freuen, wenn ich ihn auf

seinem Spaziergang begleitete. Wir gingen darauf zusammen in ganz langsamem Schritt zur Place de la Concorde und dann die Champs Elysées hinauf bis zum Arc de Triomphe. Auf demselben Wege kehrten wir auch zur Botschaft zurück. Während des Spazierganges erzählte mir Lord Lytton viel Interessantes aus Indien, wo er mehrere Jahre in seiner Eigenschaft als Vizekönig gelebt hatte. Auch kam er wiederholt auf die englische wie französische Literatur zu sprechen. Ich selbst hatte dabei einen schweren Stand, und es fiel mir manchmal nicht leicht, meine Unwissenheit zu verbergen. In der Nacht nach diesem Spaziergang wachte ich plötzlich auf, alles, was Lord Lytton mir erzählt hatte, ging mir durch den Kopf, und ein Gefühl von Scham ergriff mich über meine grenzenlose Unwissenheit. Zugleich faßte ich aber den Entschluß, schon am folgenden Tage damit anzufangen, mich ständig mit englischer und französischer Literatur zu befassen. Lord Lytton hatte mir dazu die Anregung gegeben, er, der berühmte „Owen Meredith“, war somit mein erster Lehrer in der englischen und französischen Literatur geworden. Zwei Tage darauf sollte ich aber noch eine neue verstärkte Anregung erhalten. Während unseres Spazierganges war das Gespräch auch auf Emile Zola gekommen. Das einzigste Werk, was ich damals von ihm gelesen hatte, war „Nana“. Diese meine geringe Kenntnis hatte ich mit einem derartigen Erfolg ausgebeutet, daß Lord Lytton den Eindruck erhielt, als wäre ich ein ausgesprochener Zolaverehrer. Als wir uns nach dem Spaziergang an dem Portal der englischen Botschaft trennten, sagte er zu mir: „Emile Zola kommt übermorgen zu mir zum Lunch, und da ich sehe, welch großes Interesse Sie an dieser eigenartigen Persönlichkeit nehmen, so würde ich mich freuen, wenn auch Sie übermorgen bei mir frühstücken würden, um ihm zu begegnen.“ Diese Einladung nahm ich natürlich mit Dank an und erschien am nächstfolgenden Tage

um 1 Uhr bei Lord Lytton zum Frühstück. Wie ich in späteren Jahren von meinem Freunde, dem bekannten dramatischen Kritiker Joseph Knight in London, erfuhr, soll Lord Lytton sich sehr oft in intimem Kreise seiner literarischen Freunde in scharfen Worten über die neue realistische Geistesrichtung Emile Zolas geäußert haben. Ob er später seine Ansicht geändert hatte, weiß ich nicht, jedenfalls waren die beiden Dichter während ihres Zusammenseins die besten Freunde.

Außer Lord Lytton, Zola und mir war nur noch ein jüngeres Mitglied der Botschaft beim Frühstück anwesend. Die Unterhaltung, welche durchweg in Französisch stattfand, spielte sich natürlich beinahe ausschließlich zwischen den beiden Dichtern ab. Von Zeit zu Zeit allerdings brachte Lord Lytton auch einige Zitate aus alten englischen Klassikern in englischer Sprache vor. Emile Zola, der, soviel ich weiß, fast kein Wort in Englisch richtig aussprechen konnte, schien ihn aber sehr gut zu verstehen. Bei einem Zitat, welches lautete: „Life like a Dome of many coloured glass staines the white radiants of eternity“ geriet Zola in Ekstase und sagte wiederholt, „c'est magnifique, c'est magnifique cela“. Als ich Lord Lytton fragte, woher dieses Zitat sei, erwiderte er, es stamme aus Shelleys Gedicht „tribute to the death of Keats oder Adonais genannt“.

Mit Emile Zola bin ich in späteren Jahren noch öfters zusammengekommen, den prachtvollen Lord Lytton sollte ich aber seit diesem Frühstück nie wiedersehen, denn etwa sechs Monate später, am 24. November 1891, hauchte er in Paris sein schönes, edles Leben aus.

Nachdem Emile Zola sich verabschiedet hatte, blieb ich noch einige Minuten allein bei Lord Lytton. Er hatte mir nämlich während unseres Spazierganges einen Empfehlungsbrief an den größten

englischen Lyriker seinerzeit, Lord Tennyson, in Aussicht gestellt, für den Fall, daß ich wieder einmal nach England käme. Als ich ihn daran erinnerte, setzte er sich sofort an seinen Schreibtisch, schrieb den Brief und übergab ihn mir.

Am Tage meiner Abreise nach Madrid besuchte ich noch einmal den Grafen Münster, um mich bei ihm zu verabschieden. Ich fand ihn in seinem Arbeitszimmer mit der Lektüre der mit dem Kurier aus Berlin eingetroffenen Depeschen beschäftigt. Auf seinem Schreibtisch lag ein Erlaß, der ihn besonders zu interessieren schien. Im Verlauf des Gespräches nahm er plötzlich dieses Schriftstück in die Hand, überflog es noch einmal, drehte es in den Fingern herum und sagte: „Ihr Freund Holstein hat sich hier wieder einmal etwas Herrliches geleistet. Ich weiß wirklich nicht, wen er mehr haßt, die Franzosen oder mich. Aber ich ärgere mich nie über solche Extravaganzen, ich freue mich höchstens, wenn ich daran denke, wie Holstein sich selbst ärgern mag, wenn er solche ganz unnütz scharfen und bissigen Erlasse verfaßt." Da ich merkte, daß der Botschafter sehr beschäftigt war, stand ich bald auf, dankte ihm für sein großes Wohlwollen, wie seine Gastfreundschaft und bat ihn, daß ich mich verabschieden dürfe. Beim Abschied sagte er zu mir: „Madrid ist ja ganz interessant, aber auf die Dauer ist da nicht viel zu holen, kommen Sie nur recht bald wieder nach Paris zurück."

Am selben Abend fuhr ich mit dem Nachtexpreß nach Madrid ab und traf dort am nächsten Nachmittag gegen 6 Uhr ein.

Botschafter in Madrid war damals Freiherr Ferdinand von Stumm. Er war noch einer der eingefleischten Bismarckianer aus der alten Schule und hing an dem alten Fürsten wie an der ganzen Familie Bismarck mit großer Anhänglichkeit fest. Vielleicht war

dieser Umstand einer der Hauptgründe, warum Holstein ihn so sehr haßte. Freiherr von Stumm selbst war Holstein natürlich auch nicht übermäßig gewogen, schon damals (1891) sagte er einmal zu mir: „Dieser große, gefährliche Narr Holstein wird, wenn seinem Treiben nicht bald ein Ende gesetzt wird, das Deutsche Reich noch einmal in große Schwulitäten bringen.“ Unter mehreren anderen Missionschefs war er einer derjenigen, welche Holstein damit strafte, daß er ihnen von den Berichten anderer Missionen so gut wie nichts zur Information zukommen ließ. Der Botschaft in Madrid wurden zeitweise kaum noch Berichte des Vizekonsuls von Grand Popo oder Petit Popo mitgeteilt. Berichte anderer Botschaften oder Gesandtschaften von irgendwie interessanter Natur bekam ich in den Monaten, welche ich in Madrid war, überhaupt nicht zu lesen.

Als ich mich bei meinem neuen Chef zum Dienstantritt meldete, war er zwar höflich, aber dabei auffallend zurückhaltend. Ich konnte mir anfangs nicht zurecht reimen, was wohl der Grund seiner Zurückhaltung sei. Schließlich gab mir der damalige erste Sekretär der Madrider Botschaft Prinz Franz von Thurn und Taxis einen sehr wertvollen Wink, indem er mich darauf aufmerksam machte, daß der Botschafter gegen jeden, der mit Holstein irgendwie in näheren Beziehungen stehe, das größte Mißtrauen habe. Bald überzeugte sich aber Freiherr von Stumm davon, daß ich in keiner Weise eine Kreatur Holsteins, sondern ein ganz harmloses Lebewesen sei, und war dann während meines ganzen übrigen Aufenthaltes in Madrid die Liebenswürdigkeit selbst.

Ich lebte mich in Madrid sehr schnell ein, erlernte Spanisch in der kürzesten Zeit, wenigstens soweit, daß ich jeder Unterhaltung folgen und die Zeitungen sowie auch die spanischen Klassiker, vor allem meinen Lieblingsdichter Cervantes, mit größter Bequemlichkeit lesen konnte. Ende Juli ging der Botschafter auf einen längeren

Urlaub nach seinem Landsitz in der Nähe von Marburg. Prinz Franz von Thurn und Taxis führte während des größeren Teils dieser Zeit als Geschäftsträger die Botschaft. Später erkrankte er aber, mußte auf Anraten des Arztes in ein nördlicheres Klima gehen und begab sich daher für einige Wochen nach Biarritz. Außer dem Vorstand der Kanzlei und zwei Kanzleisekretären blieb ich allein in Madrid zurück. Viel Welterschütterndes ist in dieser Zeit in Madrid nicht passiert, trotzdem hatte ich aber verschiedene laufende Angelegenheiten durch längere Verhandlungen mit dem damaligen Minister des Äußern, dem Herzog von Tetuan, zu erledigen.

Prinz Taxis hatte mir, bevor er erkrankte, Urlaub erteilt, um Südspanien und auch die marokkanische Nordküste zu bereisen. Die Madrid am nächsten liegenden Orte, wie Aranjuez, La Granja und viele andere hatte ich bereits durch kurze Tagesausflüge kennen gelernt. Ich fuhr daher direkt nach Sevilla. In dieser sehenswürdigen Stadt am Guadalquivir mit ihren herrlichen Kulturüberresten aus der Maurenzeit verblieb ich etwa drei Tage. Von dort aus machte ich auch einen Abstecher nach der geschichtlichen Stätte Jeres de la Frontera, wo die Westgoten im Jahre 711 n. Chr. von den Mauren vernichtend aufs Haupt geschlagen wurden. Bekanntlich ist Jeres de la Frontera auch Mittelpunkt der Weinberge, auf welchen der Sherrywein wächst. Der bekannte Vertreter des Hauses Rothschild in Madrid, Herr Bauer, hatte mir einen Empfehlungsbrief an die dortigen Weinmagnaten mitgegeben. Als ich dies Schreiben präsentierte, wurde ich mit großer, vielleicht beinahe zu großer Gastfreundschaft aufgenommen. Ich erinnere mich nur zu genau daran, wie ich nach einem luxuriösen fünfstündigen Frühstück, welches in einer der großen Kellereien mir zu Ehren stattfand, und wo nur die allerbesten und ältesten Weine probiert wurden, beim Verlassen der Kellerräume plötzlich lustige Beine be-

kam. Im Kopf war ich zwar vollständig nüchtern, aber meine Beine verweigerten, wie gesagt, ihre Funktion.

Von Jerez de la Frontera beziehungsweise Sevilla fuhr ich dann nach Cadiz. Auch hierher hatte mir der liebenswürdige Vertreter des Hauses Rothschild, Herr Bauer, physisch wie seelisch eine typische Nathanfigur mit weißem, langem Bart, Empfehlungsschreiben mit auf den Weg gegeben. Eines dieser Schreiben war an den größten Kaufherrn von Cadiz gerichtet. In der liebenswürdigsten und gastfreisten Weise wurde ich in seinem Hause aufgenommen. Nur bedauerte ich, daß ich seine in jeder Beziehung so exquisite Gastfreundschaft nur zu kurz genießen konnte, denn meine Zeit war gedrängt und ich wollte noch ein Stückchen von Marokko sehen.

Auf einem verhältnismäßig sehr kleinen spanischen Dampfschiff unternahm ich bei einem entsetzlichen Sturm die Überfahrt nach Tanger. Während, soviel ich mich erinnere, die Reise von Cadiz nach Tanger bei ruhigem Wetter durchschnittlich nur fünf bis sechs Stunden beträgt, waren wir mehr als vierzehn Stunden unterwegs. Als wir auf der Reede in Tanger ankamen, war es bereits dunkel. Der Sturm hatte sich längst noch nicht gelegt, und an eine Landung der Passagiere war nicht zu denken. Mit größtem Widerwillen fing ich gerade an, mich in den Gedanken einzuleben, daß ich noch die ganze Nacht, vielleicht auch den ganzen nächsten Tag auf dem kleinen, vor Anker liegenden, entsetzlich schaukelnden Dampfer, dessen schmutzige Kabinen nach spanischer Küche, d. h. Knoblauch und ranzigem Öl rochen, verbringen müsse. Da auf einmal bemerkte ich, wie sich ein kleines, aber augenscheinlich sehr kräftiges Dampfboot uns allmählich näherte. Als es nur noch eine geraume Strecke von uns entfernt war, rief plötzlich jemand meinen Namen zu uns herüber. Unser Schiffskapitän bedeutete mir, daß die

Dampfpinasse des Sultans gekommen sei, um mich abzuholen. Mit den größten Schwierigkeiten, meinte der Kapitän, würde es sich aber nur ermöglichen lassen, mich ohne Lebensgefahr auf die Pinasse hinüberzubuxieren. Ich versprach darauf dem Kapitän ein Geschenk von hundert Pesetas zur Verteilung an die Mannschaft, wenn es ihm gelänge, mich lebendig hinüber zu schaffen. Da ich fest darauf vertraute, daß das Wagnis dem Kapitän und seiner Mannschaft glücken werde, zahlte ich die hundert Pesetas sofort aus. Mit Hilfe verschiedener Taue, gelang es denn auch, mich auf die Dampfpinasse des Sultans zu schaffen. Allerdings wäre ich bei diesem Experiment auf ein Haar ums Leben gekommen, denn eins der Taue, welches augenscheinlich etwas morsch war, riß, ich tauchte in die wilden Fluten hinab, und wie ich dann schließlich doch noch lebendig auf der Pinasse gelandet wurde, ist mir heute noch ein Rätsel. Mein Gepäck mußte natürlich auf dem Dampfer zurückbleiben und konnte erst am Nachmittag des folgenden Tages an Land geschafft werden.

Als die Pinasse mich nach langem Hin- und Herkreuzen endlich auf festem Boden gelandet hatte, begrüßte mich plötzlich mein Freund Freiherr Klemens von Ketteler, welcher zur Zeit als deutscher Geschäftsträger in Tanger fungierte. Ich hatte ihm von Cadiz aus ein Telegramm geschickt, um ihm meine bevorstehende Ankunft anzuzeigen. Darauf hatte er wegen des stürmischen Wetters, welches auf der Reede von Tanger sehr oft eine Landung der Schiffspassagiere unmöglich macht, veranlaßt, daß die starke und jedem Wetter gewachsene Dampfpinasse des Sultans für meine Landung bereitgehalten würde. Ketteler lud mich ein, als sein Gast bei ihm auf der Gesandtschaft zu wohnen. Wir gingen zu Fuß dorthin; ich wurde in mein Schlafzimmer geführt, wo ich mir sofort meine durchnäßten Kleidungsstücke auszog, ein warmes

Bad nahm und dann in meinem von Freund Ketteler geborgten Hemde, in Filzpantoffeln und bedeckt von einem großen, weißen Badelaken im Eßzimmer der Gesandtschaft zum Abendessen erschien. Da Ketteler damals noch Junggeselle war und sich demnach in der Gesandtschaft keine Hausherrin befand, hatte meine primitive Bekleidung ja schließlich auch nichts zu sagen.

Freiherr Klemens von Ketteler, welcher später einige Zeit Gesandter in Mexiko war und dann den Gesandtenposten in Peking inne hatte, wurde bekanntlich am 18. Juni 1900, während des Boxeraufstandes, von aufständischen Chinesen während eines Rittes auf den Straßen von Peking ermordet.

Nachdem wir ein vorzügliches, von einem französischen Küchenchef zubereitetes Diner eingenommen und dazu verschiedene gute, alte Rheinweine getrunken hatten, begab ich mich bald zur Ruhe, da ich von den Strapazen des Tages etwas abgespannt war. Ich schlief wie sechs Murmeltiere und erwachte erst gegen zehn Uhr morgens. Ich stand auf, konnte mich aber immer noch nicht anziehen, da meine Kleider noch naß waren und mein Gepäck sich noch auf dem Dampfer befand. Ketteler war einen guten Kopf kleiner als ich, und es war daher für mich nicht möglich, einen seiner Anzüge zu tragen. Trotzdem ging ich, nur mit einem Badelaken bedeckt, hinab in den herrlichen, mit Palmen und Feigenbäumen bewachsenen Garten der Gesandtschaft. Diese lag dicht am Sokko, d. h. Marktplatz. Unter einem Marktplatz in Marokko darf man sich aber nicht etwa einen schlesischen Ring oder Markt eines fränkischen Städtchens vorstellen. Der sogenannte Sokko bestand aus einer großen, öden Fläche, auf welcher Karawanen lagerten. Nur wenig Pferde sah man, aber das Schiff der Wüste war hier in ungezählten Mengen vertreten. In meiner primitiven Kleidung machte ich darauf mit Ketteler einen Rundgang durch den Sokko. Die

Herren Marokkaner, welche dort mit ihren Kamelen lagerten, schienen aber keineswegs chokiert über meine Aufmachung zu sein, sondern sie vielmehr als ganz selbstverständlich zu betrachten.

Bei diesem Rundgang sollte ich aber unter anderem die Erfahrung machen, daß es auch unter Kamelen unliebenswürdige und boshafte Individuen gibt. Von einem solchen Individuum, das im Gegensatz zu seinen Kommilitonen nicht auf der Erde kauerte, sondern aufgerichtet dastand, erhielt ich plötzlich einen Tritt, der mich zu Boden warf. Zum Glück war nur mein Oberschenkel getroffen, und ich konnte mich daher leicht wieder aufrichten. Aber noch viele Tage hatte ich unter den Schmerzen dieses Kameltrittes zu leiden. Welch herrliche Sensation ist es doch, zum erstenmal in das Leben des Orients Einblick zu bekommen, selbst wenn man Kameltritte dabei erhält.

In den folgenden Tagen machte ich mit Ketteler und dem italienischen Gesandten Contagalli einige Ausflüge zu Pferde in die Umgebung von Tanger. Auch unternahm ich eine Exkursion nach dem interessanten Küstenstädtchen Tetuán, wo im Jahre 1860 ein Sieg der Spanier über die Marokkaner stattgefunden hatte. Jede Reise oder Exkursion in Marokko war gerade damals mit großen Gefahren verbunden, denn es wälzte sich wieder einmal eine Woge religiösen Wahnsinns durch das ganze Land. Beinahe jeder Marokkaner glaubte, daß, wenn er einen Christenhund oder sonst Andersgläubigen totschlüge, dies die sicherste Anwartschaft für ihn auf den Himmel sei. Jeder Gesandtschaft in Tanger war daher vom Sultan eine Anzahl berittener Kawassen zugeteilt, welche die fremden Missionen zu schützen und sie auf Exkursionen in ihren weißen Turbans und Mänteln, was bedeutete, daß sie Soldaten des Sultans seien, zu begleiten hatten.

Eines Tages machte ich mit Ketteler eine Exkursion nach dem

teils an der atlantischen Küste, teils an der Meerenge von Gibraltar gelegenen Vorgebirge Spartel. Wir aßen zu Mittag bei einem Amerikaner namens Perdicaris, welcher mitten in der Wildnis des Vorgebirges eine Villa besaß, und ritten dann nach dem für die Schiffahrt so überaus wichtigen Leuchtturm am Kap Spartel. Als wir uns auf dem Heimritt befanden, fing es schon zu dunkeln an. Wir ritten ganz gemütlich auf dem steinigen Geröll — Straße konnte man es nicht nennen — vom Gebirge herab in der Richtung auf Tanger zu, als plötzlich einige fünfzig bewaffnete Marokkaner, die sich in einer Schlucht versteckt gehalten hatten, auf uns zuströmten. Ketteler hieb die ersten sich ihm nähernden Gestalten mit einem dicken Bambusstock auf den Kopf und erwehrte sich so zunächst der Angreifer. Aber immer intensiver wurde ihr Angriff, und wir befanden uns in der Gefahr, umzingelt und vom Pferde gerissen zu werden. Unter einem furchtbar klingenden fanatischen Gebrüll stürzten sich auch einige von ihnen auf mich. Da ich nur eine dünne Reitpeitsche bei mir hatte, mußte ich mich mit meiner rechten Faust des ersten Angreifers erwehren. Da mir nun in keiner Weise daran gelegen war, den Herren Marokkanern durch meine Ermordung in den Himmel zu verhelfen, drehte ich mein Pferd um und ritt so schnell als möglich das steinige Geröll hinauf, um die zwölf uns begleitenden Kawassen, welche eine ganze Strecke hinter uns geblieben waren, heranzuholen. Diese hatten aber bereits gemerkt, was vor sich ging, und kamen mit ihren krummen Säbeln in der Hand angaloppiert, um uns zu schützen. Sie trafen gerade noch im rechten Augenblick ein, um Ketteler, der bereits vollständig umzingelt war, aus seiner lebensgefährlichen Lage zu befreien. Durch das Eingreifen der Kawassen eingeschüchtert, stob darauf die fanatische Horde auseinander und flüchtete in ihre Schlupfwinkel in der Schlucht zurück. Sie dort-

hin zu verfolgen, wäre nach Aussage unseres Kawassenführers aber ein sehr gewagtes Experiment gewesen. Wir ritten darauf in geschlossener Kolonne nach Tanger, ohne irgendwie weiter belästigt zu werden. Beim Abendessen feierten wir dann mit altem Rheinwein und Champagner unsere glückliche Errettung. Die uns auflauernden Herren Marokkanern waren aber um eine günstige Gelegenheit gekommen, sich durch unsere Ermordung einen Platz im Himmel zu sichern. Einige Tage später erfuhren wir, daß an demselben Abend, wo wir unser Abenteuer hatten, zwei spanische Kaufleute in der nächsten Nähe von Tanger dem Fanatismus religiös-wahnsinniger Elemente zum Opfer gefallen waren.

Von Tanger aus begab ich mich zunächst zu Schiff nach Gibraltar. Der Geschäftsträger der englischen Botschaft in Madrid Sir William Barrington hatte mir einen Empfehlungsbrief an den damaligen Gouverneur von Gibraltar General Sir Lothian Nicholsen mitgegeben, und ich wurde von diesem auf das liebenswürdigste empfangen.

Als ich auf dem Dampfer im Hafen von Gibraltar eintraf, wurde mir eine dort vor Anker liegende Segeljacht von etwa fünfzig Tonnen gezeigt, welche übel zugerichtet schien. Den Besitzer der Jacht, einen italienischen Marquis, lernte ich später kennen. Er erzählte mir, daß er von Riffpiraten überfallen und nur mit der größten Mühe entkommen sei. Er nahm mich auch auf seine Jacht mit und und zeigte mir die großen bleiernen Kugeln aus Piratenflinten, die in den Schiffswänden steckten, sowie die mehr als fünfzigfach von Gewehrkugeln durchlöcherten Segel.

Der Gouverneur behandelte mich während meines fünftägigen Aufenthaltes in Gibraltar vollständig als seinen Gast. Einquartiert war ich bei dem Kolonialsekretär, einem Mr. Cavendish Boyle. Dieser war ebenso wie der Gouverneur selbst eine sehr gescheite

und angenehme Persönlichkeit. In späteren Jahren bin ich in London noch viel mit ihm zusammengekommen. Meine Mahlzeiten nahm ich gewöhnlich beim Gouverneur oder in der Offiziersmesse der 60. Rifles (Jäger), einem in der englischen Armee sehr angesehenen Regiment, ein. Der liebenswürdige Regimentskommandeur, ein Colonel Brown, sowie sämtliche Offiziere waren von der größten Zuvorkommenheit.

Mit dem Eisenbahnnetz in Südspanien war es damals noch sehr schlecht bestellt. Viele großen Orte waren noch ohne jegliche Eisenbahnverbindung, und auch nach Gibraltar führte noch kein Schienenweg.

Ich hatte die Absicht, mich von Gibraltar zunächst auf dem Seewege nach Malaga zu begeben und von dort über Granada nach Madrid zurückzukehren. Höchstens zweimal die Woche verkehrte aber damals ein kleiner Passagierdampfer zwischen Gibraltar und Malaga. Infolgedessen bot mir der Gouverneur an, mich auf einem englischen Kanonenboot nach Malaga bringen zu lassen. Ich nahm sein freundliches Anerbieten sehr gern an, und das in der englischen Marine wegen seiner langen Tätigkeit an der westafrikanischen Küste berühmte alte hölzerne Kanonenboot „Goshhawk," welches zur Zeit in Gibraltar stationiert war, wurde beauftragt, mich nach Malaga zu schaffen.

In Gibraltar hatte ich zum erstenmal einen Einblick in die Methoden der englischen Kolonialverwaltung bekommen. Was selbst dem Laien sofort in die Augen sticht, ist die Ruhe, die Vernunft und die leichte Hand, mit der alles gehandhabt wird. Von einem burschikosen, lauten, schneidigen Beamten und Unteroffizierston, wie dies bei gewissen anderen Kolonialverwaltungen häufig der Fall war, ist beim kolonialen Verwaltungskörper Englands nie etwas zu merken gewesen. Zum Teil liegt dies wohl auch an der

sorgfältigen Auswahl und musterhaften Erziehung der englischen Kolonialbeamten, welche von vornherein darauf trainiert werden, die Psyche der ihnen unterstellten Bevölkerung zu studieren und ihrer Eigenart Rechnung zu tragen.

An einem herrlichen sonnigen Augustmorgen verließ ich an Bord der alten „Goshhawk" Gibraltar. Die Fahrt nach Malaga ging nicht allzuweit von der Küste entlang und beinahe die ganze Zeit über konnte man die mit Schnee bedeckten Spitzen der Sierra Nevada in der Sonne glitzern sehen. Kommandant des Kanonenbootes war ein biederer, dabei aber in seiner Art sehr witziger alter Seemann namens Kapitän Chapman. Er sowohl wie alle seine Offiziere waren von der größten Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit zu mir. Nach dem Mittagessen in der Offiziersmesse blieben wir noch lange am Tisch sitzen und tranken eine nicht geringe Menge alten Portweins. Etwa fünf Uhr nachmittags trafen wir im Hafen von Malaga ein und gingen vor Anker. Um die große Gastfreiheit, welche mir in der Offiziersmesse der „Goshhawk" zuteil geworden war, zu vergelten, lud ich den Kapitän und seine Offiziere abends zu einem Diner in einem wegen seiner Güte berühmten französischen Restaurant in Malaga ein. Wir saßen sehr lange bei Tisch und tranken außer einer Menge Champagner viele Flaschen 1847 er Portwein. Obgleich wir uns in Malaga befanden, genossen wir aber keinen Tropfen seines süßen Weines. Besonders Kapitän Chapmann, der sehr gern ein gutes Glas Wein trank und vor allem auch ein großer Freund von Whisky war, sträubte sich auf das entschiedenste, den süßen Malagawein überhaupt nur anzurühren, weil, wie er behauptete, dieser Wein nicht nur scheußlich schmecke, sondern auch die Leber in Unordnung bringe. „This damned nasty stuff upsets anybodie's liver," so drückte er sich in Englisch aus.

In Malaga wurde an diesem Abend gerade ein Nationalfest gefeiert, da vor genau vierhundert Jahren die letzten Mauren die Stadt als letzten auf der Pyrenäischen Halbinsel ihnen noch gehörigen Stützpunkt auf Nimmerwiedersehen verlassen hatten. Die ganze Stadt war glänzend illuminiert, und große, enthusiastische Volksmassen durchzogen die Straßen. Wir alle waren eingeladen, nach dem Abendessen noch zum englischen Vizekonsul, dessen Villa an einer die Stadt überragenden Höhe lag, zu kommen, um von dort aus die Illumination und das Abbrennen von Feuerwerk anzusehen. Wir waren zehn an Zahl, und zwei bequeme Landauer standen bereits vor der Tür des Restaurants, um uns nach der Villa des englischen Vizekonsuls zu fahren. Als wir das Restaurant verließen, um die Wagen zu besteigen, geriet Kapitän Chapman plötzlich in Streit mit einigen vorüberziehenden Spaniern, welche zu Ehren des Tages große brennende Pechfackeln durch die Straßen trugen. Wie der Streit entstanden und was sonst noch geschehen war, weiß ich nicht, jedenfalls hörte ich, als ich auf die Straße trat, einen tosenden Lärm, eine große Volksmenge rottete sich vor dem Restaurant zusammen, tobte und schrie, man solle die „Inglesi", d. h. die Engländer, totschlagen, und man sah bereits eine Anzahl blanker spanischer Dolche im Scheine der Fackeln glänzen. Die Lage fing für uns alle bereits an, äußerst kritisch zu werden, denn die Volksmenge wurde immer erregter und war bereits im Begriff, mit ihren Dolchen zu Tätlichkeiten überzugehen, als plötzlich der französische Wirt nebst einigen Kellnern aus dem Restaurant herausgestürzt kam, mit lauter Stimme einige Worte in Spanisch an die Menge richtete und uns aufforderte, in unserm eigenen Interesse sofort die Straße zu verlassen und durch ein halbgeöffnetes Portal im Hofe des Nebenhauses zu verschwinden. Wir taten dies auch und befanden uns, nachdem das Portal wieder fest verschlossen war, in tiefster Dunkelheit

in einem halbbedeckten Hofe. Ich selbst tastete überall herum, um nach hinten einen Ausweg aus dem Hofe zu finden, geriet aber statt dessen in einen Eselstall, aus dem es mir sehr schwer fiel, wieder herauszugelangen. Zum Glück waren die Esel liebenswürdiger als die Kamele auf dem Sokko in Tanger, und ich erhielt diesmal wenigstens keinen Tritt. Draußen hörte man die Menge noch eine ganze Weile weitertoben, bis der Lärm allmählich abzuflauen begann und schließlich ganz und gar verstummte. Aber noch mindestens eine halbe Stunde dauerte es, bis der französische Wirt des Restaurants mit einer Laterne in der Hand erschien und uns aus dem verschlossenen dunklen Hofe herausführte. Auf der Straße war es mittlerweile ziemlich leer geworden, da die Volksmenge weitergezogen war. Die beiden Landauer fuhren wieder vor, wir bestiegen sie und erreichten unbehelligt die Villa des englischen Vizekonsuls. Dort war eine große Gesellschaft von Herren und Damen versammelt, welche uns schon längst erwartet hatte und befürchtete, es sei uns ein Unglück passiert, da wir gar nicht eintreffen wollten. Die Gemahlin des Vizekonsuls, eine sehr hübsche, elegante Frau, forderte uns auf, an einem bereitstehenden gedeckten Tisch Platz zu nehmen, wo ein Souper angerichtet wurde. Unter den anwesenden Gästen befand sich auch eine Anzahl schöner und liebenswürdiger Damen der spanischen Gesellschaft in Malaga, und wir blieben noch bis sechs Uhr morgens in dieser angenehmen und lustigen Gesellschaft beisammen. Ich war im üblichen Abendanzug, in Frack und weißer Krawatte. Anfangs schämte ich mich, weil mein weißes Frackhemd bis zur Krawatte herauf mit Eselskot besudelt war. Ich erzählte aber mein Abenteuer im Eselstall, was große Heiterkeit unter den Damen erregte.

Den nächsten Tag verblieb ich noch in Malaga, um die Sehens-

würdigkeiten von Stadt und Umgegend zu besichtigen, und setzte am nächstfolgenden Tage meine Reise nach Granada fort.

Während der Eisenbahnfahrt nach Granada freundete ich mich mit zwei älteren französischen Herren an. Der eine war der bekannte Docteur Poincaré*) aus Nancy, welcher in ganz Frankreich den Ruf einer großen medizinischen Autorität besaß, der andere ein bekannter Universitätsprofessor der Geschichte und Literatur, ein Monsieur Gérard. Wir stiegen im selben Hotel ab und besichtigten gemeinsam die großartige Alhambra sowie sonstige Sehenswürdigkeiten von Granada und Umgegend. Professor Gérard hielt uns dabei fortgesetzt Vorträge über die Geschichte und Literatur der Pyrenäischen Halbinsel, insbesondere aber auch über maurische Kultur. Ich machte mir über alles, was der Professor uns vortrug, Notizen und lernte in diesen wenigen Tagen mehr, als ich sonst vielleicht durch monate- oder gar jahrelanges Studium aus Büchern hätte entnehmen können. Wir nahmen im Hotel alle Mahlzeiten gemeinsam ein und saßen oft noch bis tief in die Nacht zusammen. Der geistreiche und liebenswürdige Professor Gérard zitierte auch, wenn wir abends beim Glase Wein beisammen waren, viele französische Klassiker, und so erhielt ich eine erneute Anregung zum Studium der französischen Literatur.

Von Granada nach Madrid zu gelangen, war damals nicht so leicht, wie es heute ist, denn, wie ich bereits früher erwähnte, lag es mit den Eisenbahnverbindungen zu dieser Zeit in Südspanien noch sehr im argen. Die schnellste Verbindung zwischen Granada und Madrid bestand darin, daß man abends auf einer mit acht Mauleseln bespannten Diligence über das unwirsche und nur ganz spärlich bewohnte Gebirge nach einer kleinen Stadt namens Jaën fuhr. Dort

*) Ein Onkel des heutigen Präsidenten der französischen Republik Poincaré.

traf man im Laufe des nächsten Vormittags auf der Diligence ein. Gegen Abend fuhr man dann auf einer Kleinbahn in ganz langsamem Tempo mehrere Stunden nach einem Eisenbahnknotenpunkt, der an der Strecke Sevilla—Madrid lag, und bestieg dort den Expreßzug nach Madrid, wo man dann endlich am nächsten Morgen eintraf. Die Reise von Granada nach Madrid dauerte also insgesamt etwa sechsunddreißig Stunden. Da ich auf dem schnellsten Wege nach Madrid zurückkehren mußte, indem Prinz Franz von Thurn und Taxis mir ein Telegramm geschickt hatte, in dem er mir mitteilte, daß er erkrankt sei und mich bäte, umgehend zurückzukommen, wählte ich den Weg mit der Diligence über Jaën.

Gegen acht Uhr abends bestieg ich das mit acht Mauleseln bespannte Fuhrwerk und wir jagten davon, in das Gebirge hinein.

Wie es beim Roulette Serien von rouge et noir gibt, so gibt es bekanntlich im Leben des einzelnen wie auch ganzer Völker Serien von Glück und Unglück. Auf meiner südspanischen und marokkanischen Reise sollte ich aber die Erfahrung machen, daß es auch Serien von Abenteuern gibt, die an und für sich dazu angetan sind, aller Wahrscheinlichkeit nach schlecht abzulaufen, schließlich aber doch gut enden und deshalb interessante Erinnerungen bleiben, an die man in späteren Jahren stets mit Vergnügen zurückdenkt.

Bei meiner Landung in Tanger wäre ich auf ein Haar in den wilden Wogen des Meeres versunken und dann wahrscheinlich eine Beute der Haifische geworden, auf dem Sokko in Tanger hätte mich fast ein Kamel erschlagen, auf meinem Heimritt von Kap Spartel nach Tanger wäre ich beinahe ermordet worden und hätte dadurch einigen Marokkanern in den Himmel verholfen, und in Malaga hätte ich leicht durch Dolchstiche zum mindestens schwer verletzt, wenn nicht getötet werden können.

Auf der Fahrt von Granada nach Jaën sollte ich noch ein an-

deres Abenteuer erleben, das unter Umständen sehr übel hätte ablaufen können, aber schließlich auch wieder gut endete.

In der Diligence hatte ich zwar auf Grund meiner Fahrkarte einen bequemen Sitzplatz im Innern zu beanspruchen, doch war die Luft mir dort zu muffig, und ich zog es vor, auf einer Bank, die sich hinter dem Mauleselenker befand, Platz zu nehmen, um in der herrlichen warmen Augustnacht die frische Bergluft und den prachtvollen Sternenhimmel zu genießen. Vielleicht war dies mein Glück, denn hätte ich im Innern der Diligence gesessen, so wäre ich wahrscheinlich, wie es den anderen Insassen erging, ausgeraubt und mißhandelt worden.

Es war etwa ein Uhr nachts, ich hatte die Augen geschlossen und träumte vor mich hin, als die Diligence, welche bis dahin von acht galoppierenden Mauleseln gezogen, in geradezu rasendem Tempo an steilen Abhängen vorbei die Bergstraße entlang gerollt war, plötzlich stillstand. Ich wachte auf und sah, wie eine Anzahl wild und ganz gefährlich aussehender, bis auf die Zähne bewaffneter Gestalten die Türen der Diligence öffneten und die Insassen mit barschen Worten aufforderten, mit ihrem ganzen Handgepäck auszusteigen. Darauf begann ein wildes Durcheinander. Manche stiegen aus, andere dagegen weigerten sich, die Frauen und Kinder heulten und schrien, eine schöne, und wie mir später erzählt wurde, sehr reiche Kubanerin, welche sich unter den Fahrgästen befand, wurde von zwei starken Männern an Händen und Füßen gebunden, und nebst ihrem ganzen Handgepäck auf einen bereitstehenden Eselskarren gelegt, als plötzlich aus naher Entfernung ein kräftiger Pfiff ertönte. Im Handumdrehen waren all die wilden Gestalten verschwunden, und es herrschte auf einmal wieder Ruhe. Alles hatte sich in einer so kurzen Spanne Zeit ereignet, daß ich gar nicht zur Besinnung kommen und mir darüber klar werden konnte, was

eigentlich geschehen war. Ich wußte nicht, ob ich träumte, oder ob ich mich realen Tatsachen gegenüber befand. Aufgefallen war mir, daß der direkt vor mir sitzende Mauleselllenker ganz ruhig geblieben war und selbst seine Tabakspfeife nicht aus dem Munde genommen hatte. Sofort tauchte daher in mir der Verdacht auf, daß er mit den Banditen unter einer Decke stecke. Nachdem die Bande verschwunden war, stieg er vom Bock und machte sich unten zu schaffen. Ich selbst stieg dann auch von meinem Sitz herunter, um zu sehen, was denn nun eigentlich los sei. Kaum hatte ich mit meinen Füßen den Boden erreicht, da vernahm ich plötzlich Pferdegetrappel, das immer näher und näher hörbar wurde. Es dauerte auch nur wenige Minuten, als einige berittene Männer aus der Richtung unserer Reiseroute im Galopp angesprengt kamen und mit lauter Stimme uns in Spanisch etwas zuriefen, was ich nicht verstehen konnte. Nachdem unser Maultierlenker ihnen geantwortet hatte, stoppten sie ab und kamen im Schritt zu uns herangeritten. Im Mondlicht erkannte ich die Uniform der Gardia civile. Es war dies eine vorzüglich organisierte Polizeischutztruppe, welche nur aus den allerzuverlässigsten und leistungsfähigsten Elementen zusammengesetzt war. Ihre Uniform war sehr malerisch und erinnerte an die Militärtrachten des achtzehnten Jahrhunderts. Die Kopfbedeckung bestand in einer Art von Dreimaster, der mit schwarzem Glanzleder überzogen war. Es waren ihrer vier an Zahl. Mit dem Karabiner in der rechten Hand und kleinen Nachtlaternen in der linken, kamen drei von ihnen, nachdem sie abgesessen waren, zu Fuß dicht an die Diligence heran, der vierte blieb im Sattel und hielt die Pferde der anderen. Im Innern der Diligence hörte man auf einmal wieder die Frauen und Kinder heulen. Augenscheinlich glaubten sie, die entwichenen Banditen seien zurückgekehrt, um sie von neuem zu mißhandeln oder gar fortzuschleppen. Zwei Gardisten

nahmen sich den Mauleselenker vor, um ihn auszufragen, der dritte kam auf mich zu und stellte eine Anzahl von Fragen an mich, die ich ihm, so gut es mir möglich war, beantwortete. Dann öffnete er eine Wagentür, und als die Insassen den Gardisten erblickten, verwandelt sich ihr Zetern und Geheul in lauten Jubel und allerhand Dankesbezeugungen. Die Passagiere verließen darauf das Innere der Diligence, um nachzusehen, ob die Banditen ihr ausgeladenes Handgepäck mitgenommen hätten oder nicht. Einiges schien zu fehlen, aber im großen und ganzen war die Mehrzahl der Handkoffer und Reisetaschen noch zur Stelle. Das große Gepäck, wozu auch meine Koffer gehörten, und das oben auf der Diligence mit starken Lederriemen festgeschnürt war, hatten die Banditen, wie sich bald herausstellte, überhaupt nicht angerührt.

Wie ich bereits erwähnte, hatte ich deutlich gesehen, wie zwei Männer die schöne, elegante Kubanerin gefesselt und samt ihrem Gepäck auf einen Eselskarren gelegt hatten. Als ich die Gardisten darauf aufmerksam machte, wollten sie es anfangs kaum glauben, denn wie sie bemerkten, hätte der Maultierlenker ihnen nichts davon gesagt. Sie forschten daher bei den anderen Passagieren nach und stellten fest, daß eine schöne, große, elegant angezogene Dame sich unter den Fahrgästen befunden habe und während des Überfalles seitens der Banditen verschwunden sei. Sofort begannen nun die Gardisten mit ihren Nachtlaternen die nächste Umgebung abzusuchen, wobei ich mich ihnen anschloß. Wir suchten und suchten, aber nirgends war eine Spur zu entdecken. Da kam endlich einer der Gardisten auf den Gedanken, einen Spürhund, welchen der vierte Gardist nebst den Pferden an der Leine hielt, loszulassen. Soweit ich mich erinnere, war es ein mittelgroßer, schwarzhaariger zottiger Köter, den die Gardisten auf die Suche hetzten. Anfangs lief er fortwährend in großem Kreise um uns herum, ohne irgend-

welche Zeichen zu geben, daß er eine Spur gefunden habe. Auf einmal fing er aber laut an zu bellen und rannte, was er nur laufen konnte, in der Richtung auf einen hohen Nadelbaum zu. Wir folgten ihm, so schnell es ging, und fanden ganz in der Nähe des Baumes, welcher in einer kleinen mit Gras bewachsenen Mulde stand, den Eselskarren. Auf ihm lag eine elegant gekleidete Dame, deren Hände durch einen Strick zusammengebunden waren. Die Füße aber waren, wie wir feststellen konnten, nicht gebunden. Sofort ergriff einer der Gardisten ihre Hand, um den Puls zu fühlen, und legte sein rechtes Ohr an ihre Brust, um zu horchen, ob ihr Herz schlage. Darauf bedeutete er mir, der ich dicht neben ihm stand, daß sie am Leben sei und sich höchstwahrscheinlich nur in einem Ohnmachtszustande befände. Die anderen Gardisten hatten mittlerweile versucht, den Spürhund auf die Fährte der Banditen zu hetzen. Der Hund raste lange Zeit wie verzweifelt hin und her, schien aber auf keine Spur kommen zu können. Die Gardisten wollten darauf durchaus von mir erfahren, ob der Karren mit einem Esel bespannt gewesen sei, doch konnte ich ihnen darüber keine absolut bejahende Antwort erteilen, denn der ganze Überfall hatte sich so plötzlich ereignet, daß ich selbst kaum wußte, ob es ein Traum oder reelle Wirklichkeit war. Soweit ich mich erinnern konnte, war aber der Karren mit einem Esel bespannt gewesen. Das Gefährt mit der darauf liegenden Kubanerin zogen wir dann zur Diligence zurück. Ich holte eine mit Kognak gefüllte Reiseflasche aus meinem Mantel, um ihre Schläfen zu befeuchten, andere Fahrgäste, darunter ein katholischer Geistlicher, stellten sich um den Karren herum und sprachen laute Gebete, eine Frau schöpfte aus einer Regenlache Wasser in ihr Taschentuch und goß es der ohnmächtigen Kubanerin über das Gesicht, aber nichts schien zu helfen. Als jedoch zwei Frauen sie fest an den Armen faßten und sie aufzurichten versuchten,

öffneten sich plötzlich ihre Augen. Mit erstaunten Blicken sah sie sich, ohne eine Wort zu sprechen, nach rechts und links um, legte ihren Kopf aber bald wieder auf den harten Holzkarren, als ob sie schlafen wolle. Ich holte darauf meinen Mantel, um sie damit zu bedecken, und eine Frau legte ihr ein Kissen unter den Kopf. Mittlerweile waren Mond und Sterne verschwunden, und der Morgen fing an zu dämmern. Nach der schwülen Nacht setzte plötzlich mit der aufgehenden Morgenröte eine ziemlich kühle Temperatur ein, so daß uns alle zu frösteln begann. Da entschlossen wir uns, die Kubanerin in die Diligence hineinzutragen und ihr dort einen bequemen Sitz zurechtzumachen. Als wir sie von dem Karren aufhoben, öffnete sie wieder ihre Augen. Ohne ein Wort zu sprechen, ließ sie sich in die Diligence hineinheben, und sie soll dann, wie mir später erzählt wurde, den ganzen Rest der Fahrt, welche noch mehrere Stunden dauerte, mit offenen Augen aufrecht gesessen und, ohne auch nur den geringsten Laut von sich zu geben, stumm vor sich her geblickt haben. Ich selbst begab mich wieder auf meinen alten Platz auf der Bank hinter dem Maultierlenker, trank Kognak, rauchte eine Zigarre nach der anderen und dachte nach über die Wechselfälle aller menschlichen Dinge.

Unsere Gardisten waren zurückgeblieben, wahrscheinlich um den Versuch zu machen, den Banditen doch noch auf die Spur zu kommen. Es fiel mir aber auf, daß wir, bevor wir Jaën erreichten, noch fünf anderen Patrouillen von je vier oder fünf berittenen Gardisten begegneten. In Madrid wurde mir später erzählt, daß die Regierung erst kürzlich den Entschluß gefaßt habe, endgültig mit dem Räuberunwesen in Südspanien aufzuräumen, und die Gardia civil infolgedessen an besonders gefährdeten Stellen beträchtlich verstärkt worden sei. Ohne diese Maßnahmen hätten wir wohl schwerlich das Glück gehabt, daß die uns über-

fallenden Banditen so schnell von einer Gardistenpatrouille überrascht wurden.

Als wir auf der Diligence mit einer Verspätung von mehreren Stunden gegen Mittag in dem Städtchen Jaën eintrafen, war ich so müde und abgespannt, daß ich mich in ein Hotel begab und sofort ins Bett legte. Vorher hatte ich mich noch nach dem Befinden der Kubanerin erkundigt und von den mit ihr im Innern der Diligence reisenden Passagieren erfahren, daß ihr Allgemeinbefinden sich anscheinend bedeutend gebessert habe. Nachdem ich, ohne aufzuwachen, bis sechs Uhr nachmittags geschlafen hatte, wusch ich mich — den Luxus eines Badezimmers kannte man damals noch nicht im Städtchen Jaën —, zog mich an und ging in den kleinen, sehr primitiv eingerichteten Speisesaal des Hotels, um mir etwas zu essen zu bestellen. Hier traf ich den katholischen Geistlichen, welcher sich unter den Fahrgästen befunden hatte. Wir begrüßten uns, fingen an, miteinander zu plaudern, und sofort kam naturgemäß das Gespräch auf unsere gemeinsamen Erlebnisse in der vergangenen Nacht. Der Pfarrer erzählte mir, daß er den ganzen Nachmittag bei der Kubanerin verbracht habe, die in einem benachbarten Hotel abgestiegen sei. Nachdem sie drei Stunden fest geschlafen, sei sie in ganz vergnügter Stimmung aufgewacht. Dann habe sie zu ihm geschickt, und er habe mit ihr Dankesgebete für ihre Errettung sagen müssen. Eine Mahlzeit, die sie darauf eingenommen, habe ihr vorzüglich geschmeckt, und jetzt sei sie so guter Dinge und munter, als ob nichts geschehen sei. Er teilte meinen Verdacht, daß der Maultierlenker mit den Banditen unter einer Decke gesteckt habe. Augenscheinlich hätten diese es vor allem darauf abgesehen, die Kubanerin, welche sehr reich sei, fortzuschleppen und dann ein hohes Lösegeld zu erpressen. Sie sei zwar keine geborene Kubanerin, sondern die Tochter eines spanischen Generals,

habe aber einen der reichsten kubanischen Kaufherren geheiratet und sei jetzt Witwe. Sie sei im höchsten Grade erfreut darüber, daß die Banditen ihren Schmuck, der einen Wert von beinahe einer Million Pesetas besitze, nicht gefunden hätten. Vorsichtshalber habe sie den ledernen Kasten, in dem der Schmuck verpackt war, gleich zu Beginn der Fahrt unter ihrem Sitz in der Diligence versteckt. Was die Banditen von ihrem Gepäck mitgenommen hätten, sei belanglos.

Gegen neun Uhr abends ging der Zug, mit dem ich den Knotenpunkt an der Strecke Sevilla—Madrid erreichen wollte, ab. Am Bahnhof traf ich die schöne Kubanerin in Begleitung des Pfarrers. Sie beabsichtigte, ebenfalls nach Madrid weiterzufahren. Ich begrüßte sie und erkundigte mich nach ihrem Befinden. Darauf sagte sie, der Pfarrer hätte ihr erzählt, daß ich mich ihrer während des nächtlichen Überfalls so sehr angenommen hätte, und sprach mir dafür in herzlichsten Worten ihren Dank aus. Bei dieser Gelegenheit fiel mir erst so recht ihre Schönheit und ihr scharmantes, liebenswürdiges Wesen auf. Ich mußte unwillkürlich daran denken, wie entsetzlich es für diese schöne Frau gewesen wäre, sich tage- oder vielleicht wochenlang, bis das Lösegeld bezahlt war, in den Händen der brutalen Banditen zu befinden.

Sie bestieg darauf den Zug, der Pfarrer aber blieb zurück. Da ich immer noch sehr müde war, zog ich es vor, nicht in demselben Kupee wie die schöne Kubanerin Platz zu nehmen, sondern wählte mir ein leeres Abteil, um ruhig schlafen zu können. Bald schlief ich ein und fing an zu träumen. Ich träumte und träumte, aber nicht etwa von der schönen Kubanerin, sondern von ganz etwas anderem. Die schlechte spanische Küche in Jaën hatte mir nämlich gar nicht geschmeckt und ich war sehr hungrig. Als ich nach einigen Stunden aufwachte, wurde mir bewußt, daß ich von Pellkartoffeln und Heringschwanz geträumt hatte. Ich weiß nicht,

wie ich in meinen Träumen gerade auf dieses altbackene deutsche Hausgericht verfallen war, jedenfalls hätte ich aber alles darum gegeben, wenn ich beim Erwachen eine oder mehrere Portionen hätte haben können. Es war bereits nach Mitternacht, als ich erwachte, und der Zug mußte bald auf dem Knotenpunkt an der großen Strecke Sevilla—Madrid eintreffen. Ich konnte schon gar nicht mehr erwarten, dort anzukommen, in der Hoffnung, noch etwas zu essen zu erhalten. Gleich nach meiner Ankunft begab ich mich in die Bahnhofsrestauration. Kaum war ich dort angelangt, so hörte ich, wie eine Frau hinter dem Büfett zu einem blonden Mädchen in Deutsch etwas sagte. Ich trat an das Büfett heran und fragte in Deutsch, ob ich vielleicht Pellkartoffeln und Heringschwanz haben könne. „Jawohl," war die Antwort, „wir haben heute zu unserem eigenen Abendbrot Pellkartoffeln und Heringschwanz gegessen, und es sind noch einige Portionen davon übriggeblieben."

Seit dieser Begebenheit glaube ich an Vorahnungen der Seele!

Der schönen Kubanerin half ich bei der Besorgung ihres Gepäckes, zu dem unter anderem nicht weniger als fünf große Damenkoffer gehörten. Wir fuhren dann im selben Kupee bis nach Madrid und unterhielten uns beinahe während der ganzen Fahrt in französischer Sprache. Ich besuchte sie in Madrid in ihrem Hotel, und mit einigen spanischen Freunden von ihr lud sie mich zum Diner ein, wo ich den anwesenden Gästen eine genaue Schilderung des nächtlichen Überfalles und aller begleitenden Umstände geben mußte. Auch in späteren Jahren bin ich mit der schönen Kubanerin noch wiederholt in Paris, insbesondere aber in dem französischen Seebade Biarritz zusammengetroffen.

Mit viel Vergnügen denke ich stets noch an meine Reise in Südspanien und Marokko mit ihren interessanten Erlebnissen zurück.

Als ich in Madrid ankam, fand ich den Prinzen Taxis in einem gesundheitlich sehr schlechtem Zustande vor. Schon am nächsten Tage begab er sich auf Wunsch des Arztes nach dem Seebad Biarritz, und ich übernahm für mehrere Wochen die Geschäfte der Botschaft.

Während meines Aufenthaltes bei der Botschaft in Madrid lernte ich außer den dort akkreditierten Diplomaten auch viele interessante spanische Persönlichkeiten näher kennen. Am meisten von allen freundete ich mich an mit dem Grafen Villagonzala, dem damaligen Herzog von Alba, mit Vornamen Carlito, und dem bekannten, so begabten und hochgebildeten spanischen Politiker Abazouza. Zur Zeit der spanischen Republik im Jahre 1870 war dieser bereits Auswärtiger Minister gewesen. Er erzählte mir unter vielen anderen interessanten Dingen auch so manche in der Geschichte unbekannte Einzelheiten über die spanische Thronfolgefrage, welche seinerzeit den äußeren Anlaß zum Deutsch-Französischen Kriege gegeben hatte. In späteren Jahren sind wir noch viel in Paris zusammen gewesen. Zum letztenmal vor seinem Tode sah ich ihn, als er im Jahre 1898 Spanien bei der Friedenskonferenz in Paris nach dem Amerikanisch-Spanischen Kriege vertrat. Auch in England hat er mich einmal besucht und dort längere Zeit bei mir zu Besuch gewohnt. Der Herzog von Alba, welcher der Typ eines vornehmen spanischen Granden aus alter Zeit war, lebte später einen großen Teil des Jahres in England, wo wir fast täglich zusammen waren. Im Herbst 1893 unternahmen wir gemeinschaftlich eine längere Reise nach Amerika. Als eine geborene Gräfin von Montijo-Theba war seine Mutter die Schwester der Kaiserin Eugenie von Frankreich. Daher hatte er in jungen Jahren viel am Hofe Napoleons III. gelebt und war ganz in den Traditionen dieser Epoche aufgewachsen. Für seine Tante, die Exkaiserin Eugenie, welche seit dem Sturz des Kaiserreichs ganz in England lebte, besaß er große

Pietät. Auch hieß es, die Kaiserin hätte ihn zum Universalerben ihres großen Vermögens eingesetzt. Wie ich bereits in einem früheren Kapitel erwähnte, war ich durch ihn der Kaiserin, welche sich jedes Jahr um die Zeit der Segelregatten auf ihrer Dampfjacht in Cowes, Isle of Wight, aufhielt, vorgestellt worden. Wiederholt habe ich sie dann auf ihrer Jacht besucht und so manchen Nachmittag zum Tee bei ihr verbracht. Als wir im Jahre 1893 unter anderem auch in Chicago weilten, wo gerade die große Weltausstellung, die sogenannte „worldsfair", wie die Amerikaner sie nannten, tagte, war der Herzog nicht zu bewegen, sie auch nur ein einziges Mal zu betreten. Ebenso hat er auch im Jahre 1900 die große Weltausstellung in Paris, obgleich er sich wochenlang dort aufhielt, nicht einmal besucht. Nichts war ihm entsetzlicher als Massenbetrieb und Massenansammlungen von Menschen. Sein Grundsatz war, wie der Vers von Horatius besagt: „odi profanum vulgus et arceo". Er war von sehr kleiner Statur, aber dabei eine ausnehmend rassige Gestalt mit scharfen, stark ausgeprägten Zügen und somit auch in seiner äußeren Erscheinung der Typ eines spanischen Granden.

Ende September (1891) erhielt ich plötzlich einen Erlaß des Auswärtigen Amtes, in welchem mir mitgeteilt wurde, daß ich zur Botschaft in London versetzt sei und mich in der ersten Hälfte November auf meinen neuen Posten zu begeben habe. Prinz Taxis, welcher nach seinem langen Aufenthalt in Biarritz gesundheitlich wieder vollständig hergestellt war, kehrte nach Madrid zurück, und ich begab mich zunächst nach dem im Norden gelegenen spanischen Seebad San Sebastian. Dort weilte zurzeit der spanische Hof, und auch viele Mitglieder des Diplomatischen Korps in Madrid waren dort anwesend. In Gemeinschaft mit meinen diplomatischen Kollegen machte ich von San Sebastian aus mehrere Ausflüge in die Pyrenäen. Der jetzige König von Spanien war damals noch ein Kind

von etwa fünf Jahren, und seine Mutter, die Witwe Alfons XII., Königin Christine, eine geborene österreichische Erzherzogin, führte die Regentschaft. Ihr Leibarzt war ein Österreicher namens Dr. Riedel. Schon in Madrid hatten wir uns angefreundet, und während meines Aufenthaltes in San Sebastian waren wir täglich zusammen. Den Vormittag verbrachten wir am Strande und sahen zu, wie der kleine König seine Sandschlösser baute, mittags aßen wir gewöhnlich in einem kleinen französischen Restaurant, wo es eine ausgezeichnete Küche gab, und nachmittags machten wir in der Regel lange Fußtouren. Eines Tages machten wir auch einen Ausflug nach dem unweit von San Sebastian gelegenen Fischerdorf Passajes. Dieser entzückende kleine Ort, welcher sich in einer von hohen Felsen umschlossenen Bucht befindet, die große Ähnlichkeit mit einem norwegischen Fjord besitzt, war weit und breit bekannt wegen seiner vorzüglichen Austern, welche dort gefischt werden. Als wir am Nachmittag eines sehr heißen Oktobertages dort eintrafen, wurde uns gesagt, daß die Austerfischerei gerade begonnen habe. Wir tranken in einer kleinen Herberge unseren Nachmittagkaffee und bestellten dazu Austern. Als diese uns vorgesetzt wurden, sagte Dr. Riedel, es sei vielleicht besser, bei der großen Hitze sich den Genuß von Austern zu verkneifen, denn einige heiße Sonnenstrahlen genügten unter Umständen, um Austern in einen Giftzustand zu versetzen. Er selbst rührte auch keine Auster an. Leider folgte ich aber nicht seinem Rat und vertilgte mehrere Dutzend davon. Bald nachdem wir nach San Sebastian zurückgekehrt waren, fühlte ich mich auf einmal krank, und mein Zustand verschlimmerte sich zusehends. Als ich Doktor Riedel konsultierte, stellte er eine schwere Austernvergiftung fest und sagte zu mir: „Sehen Sie wohl, mein verehrter Freund, das haben Sie nun von Ihrer Gefräßigkeit.“ Darauf gab er mir ein Brechmittel sowie andere Medikamente und

schließlich Milch. Trotzdem habe ich viele Tage bei hohem Fieber schwerkrank darniedergelegen. Seitdem bin ich fortan im Austernessen sehr vorsichtig gewesen. Aber leider wird man ja immer erst durch Schaden klug, statt von vornherein vernünftigen Ratschlägen zu folgen.

Sobald ich von meiner schweren Austernvergiftung genesen war, verließ ich San Sebastian und begab mich nach dem unweit gelegenen weltbekannten französischen Seebad Biarritz.

Als ich auf dem Bahnhof in Biarritz eintraf, sah ich die schöne Kubanerin auf dem Perron stehen. Sie hatte sich mehrere Wochen in Biarritz aufgehalten und war gerade im Begriff, nach Paris zu fahren. Sie sah glänzend aus und sagte, sie hätte sich noch nie seelisch und körperlich so wohl gefühlt als jetzt. Als ich etwa vierzehn Tage später selbst nach Paris kam und sie aufsuchte, erzählte sie mir, ihre Zofe sei vor einigen Tagen aus Südspanien bei ihr in Paris eingetroffen und habe ihr mitgeteilt, daß es einem allgemein verbreiteten Gerücht zufolge gelungen sei, die ganze Banditenbande aufzuheben. Etwas Authentisches habe sie selbst aber bis jetzt darüber noch nicht erfahren.

In Biarritz, wo ich mich etwa vierzehn Tage aufhielt, war eine sehr angenehme und lustige Koterie versammelt, die sich zum Teil aus der besten französischen Gesellschaft, dem sogenannten Faubourg St. Germain, sowie Mitgliedern der ersten russischen und spanischen Gesellschaft zusammensetzte. Aus Paris waren unter anderem der Graf und die Gräfin Jean de Montebello mit ihrer Schwester Madame de Piérdon anwesend. Aus Rußland der Fürst Orlow und viele andere bekannte Persönlichkeiten. Aus Madrid der Herzog von Tamames, welcher seine eigene Coach nebst zwei Viererzügen mitgebracht hatte und uns darauf zu langen Exkursionen in die schöne Umgebung von Biarritz mitnahm, usw.

In meinem Hotel wohnte um diese Zeit auch der bekannte deutsche Politiker und Schriftsteller Ludwig Bamberger, welcher neben Eugen Richter damals einer der maßgebendsten Führer der freisinnigen Partei im Reichstag war. Ebenso wohnte dort sein Bruder, welcher an der Spitze eines Pariser Bankhauses stand. Ich freundete mich mit den Gebrüdern Bamberger an, und wir machten so manche Fußtour zusammen. Sehr lehrreich war es für mich, der ich in Deutschland doch mehr oder weniger in streng konservativen Kreisen aufgewachsen war, mit einem so bedeutenden liberalen Politiker wie Ludwig Bamberger politische Diskussionen zu haben. So manche unzeitgemäße Vorurteile, die naturgemäß infolge meiner ganzen Erziehung noch an mir hafteten, wurden dadurch zerstreut. Bamberger war stets ein großer Verehrer meines Großvaters, des Grafen Hermann Kleist von Nollendorff, gewesen, weil dieser, wie ich im ersten Kapitel erwähnte, seiner Zeit in politischer wie sozialer Beziehung weit vorauseilend, in den dreißiger Jahren als Landrat und besonders auch im Jahre 1848 die Demagogen, welche eine Verfassung forderten, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützt hatte. Ludwig Bamberger war im Jahre 1849 selbst politischer Flüchtling gewesen und dadurch mit vielen anderen seiner Leidensgenossen im Auslande in Berührung gekommen. Er erzählte mir, daß viele von diesen während ihres Exils im Auslande von meinem Großvater mit beträchtlichen Geldmitteln unterstützt worden seien, damit ihre geistige Kraft dem Deutschtum nicht verlorengehen solle, und um zu verhindern, daß sie durch äußere Umstände gezwungen, sich vielleicht vom Deutschtum abwenden und ihre Kraft in den Dienst anderer Nationalitäten stellen könnten.

Von Bismarck sagte Ludwig Bamberger: „Ich habe mich nebst meinen Parteigenossen gezwungen gesehen, Bismarck sehr oft auf das schärfste im Reichstag und in der Presse zu bekämpfen. Aber

jetzt, wo er nicht mehr am Ruder ist, kann ich es getrost sagen, er ist bei alledem ein wahrhaft großer Mann und wird für alle Zeiten in der Geschichte als solcher dastehen. Im Innern hat er zwar so manches verschuldet, aber in der äußeren Politik war er eins der größten Genies, welche die Welt je hervorgebracht hat. Jetzt, wo er seit kurzem nicht mehr die Zügel in Händen hält, kann man ja schon bemerken, wie die gesamte Weltlage sich zu Ungunsten Deutschlands zu verschieben beginnt. Wohin unser junger Kaiser uns schließlich führen wird, das weiß niemand!"

In späteren Jahren habe ich Ludwig Bamberger sowohl in Berlin als auch in Paris noch wiederholt gesehen und viele interessante politische Unterhaltungen mit ihm gehabt.

Von Biarritz begab ich mich zunächst nach Bordeaux, wo ich drei Tage verweilte und die meisten großen Weinkellereien wie Weinberge der Umgegend besuchte. Der Bruder von Ludwig Bamberger hatte mir Empfehlungsschreiben mitgegeben, und ich wurde überall auf das liebenswürdigste aufgenommen.

Als ich von Bordeaux in Paris ankam, besuchte ich sofort den Grafen Münster, da ich gehört hatte, daß er erkrankt sei. Er war jedoch wieder einigermaßen hergestellt und lud mich ein, in kleinem Familienkreise bei ihm zu Abend zu essen. Der Botschafter erschien sehr gereizt über gewisse Berichte anderer deutscher diplomatischer Vertreter, die ihm zur Information vom Auswärtigen Amt mitgeteilt waren und die politische Lage in Frankreich behandelten. Er sagte, es sei doch eine unerhörte Zumutung seitens des „Zentralrindviehs", nämlich der Zentralbehörde in Berlin, von ihm zu verlangen, sich über solchen Unsinn überhaupt zu äußern, den irgendein oberflächlicher Beobachter an der unteren Donau, wie z. B. der Gesandte in Bukarest, über die politischen Verhältnisse in Frankreich an das Auswärtige Amt berichte. Er werde sich in Berlin ein für

allemal solchen Unfug verbitten. Es sei schlimm genug, wenn man in Berlin solchen Unsinn selbst glaube. Unter Bismarck würde es wohl kein Missionschef gewagt haben, über die Verhältnisse in anderen Ländern zu berichten, von denen er nichts verstehe.

In der Tat war es auch ein übler Unfug, den so mancher deutsche Diplomat sich in der Wilhelminischen Ära erlaubte, indem er aus Wichtigtuerei oder persönlichem Strebertum über die Verhältnisse in anderen Ländern statt in demjenigen, wo er selbst akkreditiert war, lange Berichte verfaßte, die meistens natürlich von Anfang bis zu Ende Phantasiegebilde waren. Es kam nicht selten vor, daß ein Gesandter, der auf irgendeinen Botschafterposten spekulierte, über dasjenige Land, wo er gern hin wollte, unausgesetzt Berichte schrieb. Meistenteils waren darin auch Gesichtspunkte vertreten, von denen bekannt war, daß Wilhelm II. sie sich zu eigen gemacht hatte. Dieser merkte natürlich nicht, daß die ganze Sache nur ein Bauernfang war und sich der betreffende Diplomat auf diese Weise nur auf indirektem Wege für diesen oder jenen Posten empfehlen wollte. Gewöhnlich schrieb Wilhelm II. dann, indem er Friedrich den Großen nachzuahmen versuchte, irgendeins seiner eigenen banalen, im selben Wortlaut stets wiederkehrenden sogenannten „Allerhöchsten Marginalien" an den Rand der Berichte, wie z. B. „der Kerl hat wieder einmal den Nagel auf den Kopf getroffen", oder „den Portugiesen (oder sonstwelchen Nationen) müssen die Hosen strammgezogen werden" usw. Die Berichte mit diesen „Allerhöchsten Marginalien" in roter Tinte machten dann überall die Runde, und die vielen kleinen Geister beteten solche Produkte als ein höheres Orakel an. In späteren Jahren habe ich es dem Grafen Münster oft nachfühlen können, in welche Empörung man schließlich geraten kann, wenn einem fortgesetzt solche Produkte aufgetischt werden.

Während meines Aufenthaltes in Paris besuchte ich natürlich auch Lord Lytton. Als ich aber auf der englischen Botschaft vorsprach, wurde mir gesagt, der Botschafter sei unpäßlich und könne niemanden empfangen. Ich glaubte, es sei nur ein vorübergehendes Unwohlsein; um so mehr war ich erschüttert, als nicht lange darauf die Zeitungen der Welt verkündeten, Lord Bulwer Lytton, der berühmte „Owen Meredith", sei von dieser Erde geschieden.

Von Paris ging ich zunächst nach München, wo ich der Beerdigung meines früheren hochverehrten Chefs in Washington, des Grafen Louis Arco, beiwohnte, und von dort nach Berlin. Im Auswärtigen Amt besuchte ich auch Holstein. Er fing an, mich über allerhand Dinge auszufragen, und als ich merkte, daß er darauf hinaus wollte, wenn irgend möglich etwas Ungünstiges über seine beiden Antipoden, den Grafen Münster in Paris und den Freiherrn Ferdinand von Stumm in Madrid, in Erfahrung zu bringen, wurde ich ihm gegenüber sehr reserviert. Ganz abgesehen davon, daß überhaupt nichts Ungünstiges, im Gegenteil in jeder Beziehung nur das Allerbeste über beide Botschafter hätte gesagt werden können, war ich selbstverständlich nicht gewillt, mich zur Kreatur Holsteins zu machen. Er schien dies auch zu merken und wurde am Ende unserer Unterhaltung selbst sehr zurückhaltend.

Nach Berlin besuchte ich noch für einige Tage meine Mutter in Schlesien und fuhr dann (Mitte November 1891) nach London, um bei der dortigen Botschaft meinen neuen Posten anzutreten.

VIII. Kapitel

An dem Abend, wo ich in London eintraf, herrschte einer der üblichen halb schwarzen, halb gelben Novembernebel. Ich stieg zunächst im Grand Hotel am Trafalgar-Square, wo ich bereits früher gewohnt hatte, ab, nahm mir aber bereits am folgenden Tage eine Wohnung in Halfmoon-street.

Mein neuer Chef war der Botschafter Graf Paul von Hatzfeldt-Wildenburg. Den Krieg 1870/71 hatte er zusammen mit Holstein im persönlichen Stabe Bismarcks mitgemacht, später war er Gesandter in Madrid, Botschafter in Konstantinopel, von 1880 bis 1885 Staatssekretär des Auswärtigen Amtes und wurde 1885 zum Botschafter in London ernannt. Er ersetzte dort den Fürsten Münster, welcher von 1873 bis 1885 den Botschafterposten in London bekleidet hatte. Dieser wiederum kam an Stelle des Fürsten Klodwig Hohenlohe, welcher 1885 zum Statthalter von Elsaß-Lothringen ernannt wurde, als Botschafter nach Paris. Herbert Bismarck wurde statt des Grafen Paul Hatzfeldt zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt. Es war dies vielleicht eines der wichtigsten Revirements in der deutschen Diplomatie, das während der ganzen Epoche Bismarcks je stattgefunden hat.

Von all den begabten Persönlichkeiten, welche sich Bismarck

zu Auslandsvertretern des Deutschen Reiches ausgewählt hatte, war Graf Paul Hatzfeldt vielleicht der bedeutendste und genialste. Es ist bekannt, daß Bismarck ihn wiederholt als „das beste Pferd in seinem Diplomatenstall“ bezeichnet hat. Daß er übermäßig fleißig gewesen wäre, könnte wohl niemand, der mit ihm näher zu tun gehabt hat, behaupten. Manche kleine Geister in der Wilhelmstraße, welche die Fähigkeiten eines Menschen nur nach dem Prädikat beurteilen, wie er sein Referendar- oder Staatsexamen bestanden hat, oder nach der Stundenzahl, welche er täglich auf dem Amte absitzt, hatten ihm den Beinamen „Paul der Faule“ zugelegt. Daß aber ein einziger genialer Kopf viele Tausende von emsigen Arbeitsbienen ersetzen kann, ja daß sogar ohne die Direktiven eines bedeutenden Geistes die ganze Arbeit des Beamtenapparates nichts weiter als leeres Strohdreschen bedeutet, das hat seit langem kaum jemand mehr in Berlin begriffen. Die Quittung hierfür aber ist ja der 28. Juni 1919, der Tag der Unterzeichnung des Friedens von Versailles. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß sich unter den Beamten in der Wilhelmstraße bis auf den heutigen Tag nicht auch politisch begabte, weitsichtige und in jeder Beziehung tüchtige Persönlichkeiten befinden. Nur werden sie von der großen Mehrheit der in der wilhelminischen Ära großgezüchteten kleinen Geister niedergehalten.

Graf Paul Hatzfeldt hat sich seinem alten Meister, dem Fürsten Bismarck, gegenüber auch nach seiner Entlassung stets loyal benommen. Da er aber mit Holstein auf gutem Fuß stand, hatte besonders Herbert Bismarck ein ganz unberechtigtes Mißtrauen sowie schließlich tiefen Haß gegen ihn gefaßt. Für das Deutsche Reich war es aber jedenfalls ein Glück, daß es in der ersten Hälfte der wilhelminischen Ära noch so bedeutende Männer in der deutschen Diplomatie gab wie Graf Paul Hatzfeldt, welche die direktionslose

Politik Wilhelms II. sowie die schrullenhaften Extravaganzen Holsteins einigermaßen zu korrigieren wußten.

Genau zehn Jahre war Graf Paul Hatzfeldt mein Chef in London, von November 1891 bis zum November 1901, wo er seinem bereits seit mehreren Jahren andauernden und sich ständig verschlimmernden Leiden in seinem 71. Lebensjahre erlag. Schon während der letzten Jahre war es ihm wegen seiner akuten Asthmaanfälle kaum noch möglich, sich in dem feuchten, nebligen London aufzuhalten. Er lebte zuletzt viel auf seinem Besitz in der Nähe von Wiesbaden und, wenn er in England war, meistens in dem bekannten Seebade Brighton. Im Jahre 1899 wurde ich zum ersten Sekretär ernannt und führte seitdem mehr oder weniger an Stelle des kranken Grafen Hatzfeldt die Geschäfte der Botschaft.

Als ich England zuerst im Jahre 1889 kennen lernte und zweieinhalb Jahre später der Botschaft in London attachiert wurde, war es noch das eigentliche alte behagliche England. Automobile gab es noch nicht, dafür war aber die Herrschaft der Coach mit wunderbaren Viererzügen bespannt und dem traulichen Getute des Coachhorns noch in vollem Gange. Nur in ganz geringem Maße spielte sich das gesellschaftliche Leben — wie es jetzt vielfach der Fall ist — in großen, öffentlichen Hotels und Restaurants ab, sondern beinahe ausschließlich in Privathäusern und den althergebrachten Klubs. Auch die Sitten und Gewohnheiten waren damals noch mehr oder weniger die von „Old England“, d. h. des alten Englands der „Queen-Victorian“-Ära. Vor allem dokumentierte sich dies auch in der Kleidung. Welchem Gentleman wäre es wohl damals eingefallen, sich auf den Straßen des Westends in London anders als in einem zweireihigen Überrock mit gestreiften Hosen und im Zylinderhut blicken zu lassen. Wer wäre wohl, auch wenn er nicht in Gesell-

schaft eingeladen war, anders als im Frack und weißer Krawatte in einem Klub oder im eigenen Hause zum Abendessen erschienen. Höchstens in der „dead season", wie der Engländer es nennt, der Franzose bezeichnet es mit dem Ausdruck „saison morte" und der Berliner nennt es „saure Gurkenzeit"; machte der englische Gentleman manchmal eine Ausnahme und zeigte sich auf der Straße Londons in leichtem, bequemem Sommeranzug. Seitdem sich das Automobil eingeführt hat, sind alle diese althergebrachten Sitten in bezug auf Kleidung allmählich verschwunden. Statt des Frackes und weißer Krawatte sowie des zweireihigen Überrocks mit Zylinder hat die kurze Abendjacke mit schwarzer Krawatte und der bequeme Jackettanzug mehr oder weniger die Oberhand gewonnen. Eine kurze Abendjacke mit schwarzer Krawatte, was der Engländer „evening-jacket" nennt, wurde damals in London überhaupt nicht getragen und war im großen und ganzen nur als Abendkleidung an der Meeresküste oder auf Segel- und Dampfjachten Sitte. Fälschlicherweise bezeichnet man das, was der Engländer „evening-jacket" nennt, in Deutschland allgemein mit dem Namen „Smoking". In der Tat hat der „smoking" in England eine ganz andere Bedeutung. Zur Zeit der Victorian-Ära galt es in England direkt unhöflich, in Gegenwart von Damen zu rauchen. Auch war es verpönt, wenn ein Gentleman nach Tabak roch. Wenn das Diner zu Ende war, verließen die Damen allein das Eßzimmer, die Herren blieben aber noch an der Tafel sitzen und tranken alten Rotwein, Portwein oder Sherry. Geraucht durfte aber dabei im allgemeinen nicht werden, damit die Herren nicht durch ihre Kleidung, wenn sie nachher in den Damensalon kamen, Tabakgeruch verbreiten sollten. Aber auch nachdem die Damen schlafen gegangen waren und die Herren sich dann noch gewöhnlich im Billardzimmer oder im „smoking-room" eines Landhauses, wo sie zu Besuch waren, versammelten, zogen

sie sich vorher ihren Abendanzug aus und warfen sich in einen bequemen, weiten, meistens aus phantastischer Farbenzusammenstellung von seidenen oder Flanellstoffen bestehendem „smoking“. Dies ist der eigentliche Begriff des „smokings“ und nicht, was man in Deutschland darunter versteht.

Bekanntlich ist König Eduard von jeher ein starker Raucher gewesen. Er war es, der als Prince of Wales zuerst von der alten Sitte abwich und das Rauchen allmählich auch in Damengesellschaft einführte. Mit der größten Strenge wurde aber die alte Sitte, daß Herren weder in Damengesellschaft rauchen noch nach Tabak riechen durften, am Hofe der Königin Viktoria bis zu allerletzt beibehalten. Auf den Schlössern der Königin durfte überhaupt nirgends geraucht werden. Selbst Gäste, welche in Windsor oder Balmoral oder in Osborne auf der Insel Wight bei der Königin zu Besuch weilten, durften in keinem Teil des Schlosses, auch in ihren eigenen Schlafzimmern nicht, rauchen. Ich erinnere mich, wie mein Chef Graf Paul Hatzfeldt, welcher ohne seine Zigarette nicht leben konnte, gelegentlich eines Besuches in Windsor, wo wir zusammen eingeladen waren, um bei der Königin zu dinieren und die Nacht im Schloß zu schlafen, in Bajamas d. h. seinen Nachtanzug gekleidet in seinem Schlafzimmer auf dem Bauch lag, Zigarretten rauchte und den Rauch den brennenden Kamin hinaufblies.

Als König Albert von Sachsen einmal in Schloß Windsor zu Besuch weilte, wurde ihm vom Hofstaat der Königin auf das schonendste beigebracht, daß das Rauchen im Schloß gegen die Hofregeln verstoße. Anfangs fügte sich der König auch dieser Bestimmung. Da er aber bekanntlich ein sehr starker Raucher war und ohne den Tabakgenuß kaum mehr leben konnte, brach er, nachdem er sich mühselig zwei Tage hindurch ohne zu rauchen durchs Leben geschleppt hatte, am dritten Tage seines Besuches die Hofregel,

zündete sich eine seiner langen Virginias an und schritt sogar dampfend die große Schloßtreppe hinab in das Billardzimmer, wo er rauchend einige Zeit verbrachte. Da es ein König war, wagte natürlich niemand, ihn deshalb zu korrigieren, aber einige Hofdamen der Königin fanden sein Benehmen doch höchst „shocking“. Selbst König Eduard, welcher stets einen heillosen Respekt vor seiner Mutter, der Königin Viktoria, besessen hat, wagte es nicht, als Prinz of Wales, mit der Hofregel des Rauchverbots in den Schlössern der Königin zu brechen. Erst dem Schwiegersohn der Königin, dem Prinzen Heinrich von Battenberg, welcher mit seiner Frau, der Prinzessin Beatrice, und seinen Kindern ganz und gar am Hofe der Königin lebte, gelang es nach langen Bemühungen, durchzusetzen, daß ihm erlaubt wurde, wenigstens im Billardzimmer, wo die Königin selbst beinahe nie hinkam, zu rauchen. Öfters hat er mich, wenn ich bei der Königin zur Tafel geladen war, nach dem Essen heimlich mit ins Billardzimmer genommen, wo wir dann in aller Eile einige Zigaretten rauchten. Stets hatte er aber sogenannte Rauchcachous bei sich, das heißt Pillen, welche den Tabakgeruch paralysieren sollten. Bevor wir das Billardzimmer verließen und wieder in den Saal, wo die Königin saß, hineinschlüpften, nahm er selbst solche Cachous und ich mußte sie auch schlucken.

Unter dem Regime der alten Königin lebte es sich sehr behaglich und nett in London. Die Ära der Königin Viktoria war schließlich doch noch die gute, alte Zeit, und zwar nicht nur für England, sondern für ganz Europa. Abgesehen von der großen Erregung, welche das törichte Telegramm Wilhelms II. im Januar 1896 an den Präsidenten Krüger hervorrief, in dem er diesem gratulierte, daß es ihm gelungen sei, ohne Hilfe befreundeter Nationen den Jamesoneinfall in die Transvaalrepublik abzuschlagen, war das Verhältnis zwischen England und Deutschland zur Zeit der Königin

Viktoria im allgemeinen ein recht erträgliches. Zum mindesten herrschte in der öffentlichen Meinung Englands, wie vor allem auch bei der englischen Regierung, nicht das geringste Übelwollen gegen Deutschland. Dagegen hatte allerdings im Deutschen Reich bereits seit 1890 eine ganz lächerliche, künstlich konstruierte Hetze gegen England und alles Englische eingesetzt, welche schließlich den leichtgläubigen und politisch urteilslosen deutschen Michel mehr und mehr gegen sein eigenes vitalstes Interesse in einen von Grund aus unnatürlichen und, wie die Geschichte gelehrt hat, verderblichen Gegensatz zu England bringen sollte. Wenn heute noch gewisse Kreise in Deutschland in ihrer unergründlichen Urteilslosigkeit und starren Bockbeinigkeit immer wieder einen deutschfeindlichen Artikel der „Saturday Review" vom Jahre 1895 hervorholen, um zu beweisen, daß sie selbst recht mit ihrer Hetze gegen England gehabt, indem letzteres bereits seit Jahren danach gestrebt habe, aus kommerzieller Eifersucht einen Streit mit Deutschland zu provozieren, so ist das nur ein Beweis, daß diese Herren trotz des Resultats, welches sie mit dem Frieden von Versailles durch ihre Hetzereien erzielt haben, absolut nichts vergessen und auch nichts zugelernt haben. Näher hierauf einzugehen, würde an dieser Stelle zu weit führen. Im zweiten Bande komme ich aber auf das politische Verhältnis zwischen England und Deutschland eingehend zurück.

Wie über so viele hochgestellte Persönlichkeiten, vor allem Souveräne und große Staatsmänner, sich Legenden, sei es in gutem oder bösem Sinne, bilden, so ist auch die Persönlichkeit der Königin Viktoria davor nicht verschont geblieben. Wer die alte Königin näher gekannt und sie in ihren Lebensgewohnheiten persönlich hat beobachten können, kann sich nicht genug darüber wundern, wie es möglich war, daß nicht nur in England selbst, sondern in der

ganzen Welt die von Grund aus falsche Meinung vertreten war, sie sei dem Trunke ergeben.

Wie solche lächerlichen Gerüchte aufkommen können, dafür dürfte vielleicht die Entstehungsgeschichte dieser weit und breit verbreiteten Legende ein beredtes Schulbeispiel sein.

Als die Königin eines Nachmittags von ihrem schottischen Landsitz Balmoral aus eine ihrer üblichen Spazierfahrten in die Highlands unternahm, erkrankte plötzlich der Lakai, welcher neben dem Kutscher auf dem Bock saß, und bekam einen Ohnmachtsanfall. Die Königin befahl darauf dem Kutscher, zu dem nächstliegenden Gasthof zu fahren, um dort für den erkrankten Lakaien etwas Kognak oder Whisky zu kaufen. Zufällig waren aber sämtliche Gasthöfe in der Umgebung von Balmoral sogenannte „teatotaler Inns“, d. h. sie führten keine alkoholischen Getränke. Am nächsten Tage befahl die Königin, daß, wenn sie eine Spazierfahrt mache, sich in Zukunft eine Flasche Whisky und eine Flasche Kognak in dem Wagenkasten unter dem Bock befinden sollten für den Fall, daß wieder einmal ein Lakai erkranke und einen Ohnmachtsanfall bekäme.

Nach einer Reihe von Jahren fragte eines Morgens der Hofmarschall (Comptroler of the household) beim üblichen Vortrag die Königin: „Wissen Euere Majestät vielleicht, daß bereits seit mehr als zwölf Jahren jedesmal, wenn Euere Majestät eine Spazierfahrt unternehmen, je eine frische Flasche Kognak und Whisky aus der Schloßkellerei auf Grund einer an dem und dem Datum von Euerer Majestät erlassenen Order dem diensttuenden Kutscher ausgehändigt werden, um sie mit auf die Fahrt zu nehmen?“ Die Königin war sehr erstaunt über diese Frage des Hofmarschalls und konnte sich den Zusammenhang dieser Angelegenheit zunächst gar nicht erklären. Erst allmählich fiel ihr ein, daß sie vor einer Anzahl von Jahren einmal bestimmt habe, daß, wenn sie eine Spa-

zierfahrt von Balmoral aus in die Highlands unternehme, aus medizinischen Gründen eine Flasche Kognak beziehungsweise Whisky für einen eventuellen Unglücksfall sich im Wagenkasten befinden sollten. Die Order der Königin, dem Mißbrauch ihrer seiner Zeit erlassenen Verfügung sofort ein Ende zu machen, war schnell gegeben, aber die daraus entstandene, über die ganze Welt verbreitete Legende zu zerstreuen, hätte keine menschliche Kraft, und wäre sie noch so stark gewesen, vielleicht auch kein Gott zustande bringen können.

Zum mindesten ebenso lächerlich und unbegründet ist aber auch die Legende, daß der gegenwärtige König Georg V. von England dem Trunk ergeben sein soll. In der Zeit, wo er noch den Titel Herzog von York führte, und später, als er nach der Thronbesteigung seines Vaters Eduard VII. Prince of Wales wurde, bin ich sehr viel mit ihm zusammengewesen und hatte Gelegenheit, seine Lebensgewohnheiten genau zu beobachten. Selten habe ich eine Privatperson in England gesehen, die auch nur annähernd so mäßig lebte als König Georg. Zum Lunch trank er vielleicht ein oder zwei Gläser moussierenden leichten Moselweins, abends vielleicht zwei oder drei Gläser Champagner und für den Fall, daß er nach dem Abendessen noch lange aufblieb, einen, allerhöchstens aber zwei Whiskys und Soda. Wie die Legende über König Georg überhaupt entstehen konnte, ist mir ein vollständiges Rätsel.

Bei der Königin Viktoria war ich oft, abgesehen von großen offiziellen Hoffestlichkeiten, auch im engeren Familienkreise zur Tafel befohlen. Ihren Schwiegersohn, den Prinzen Heinrich von Battenberg, hatte ich bereits näher gekannt, als er noch in Potsdam beim Regiment des Garde-du-Corps stand. Als ich der Botschaft in London attachiert wurde, fand ich ihn bei unserem ersten Zusammentreffen ziemlich kühl und zurückhaltend. Ich konnte mir gar nicht erklären,

warum er sein Benehmen mir gegenüber, seitdem er Potsdam verlassen und die Prinzeß Beatrice von England geheiratet hatte, im Vergleich zu früher so verändert haben sollte, fand aber bald heraus, daß er sich nicht nur mir persönlich, sondern auch der gesamten deutschen Botschaft gegenüber die größte Reserve in seiner Haltung auferlegte. Er lebte mit der Prinzeß und seinen Kindern beinahe ausschließlich am Hofe der Königin, insbesondere aber war sein Heim in einer zu Schloß Osborne auf der Insel Wight gehörigen Villa. Als ich ihn eines Tages in der Royal-Yacht-Syndron — so heißt der erste Jachtklub Englands, welcher seinen Sitz in einem alten Kastell aus der Zeit Heinrichs VIII. in Cowes auf der Insel Wight hat — zufällig traf, hatten wir eine lange Unterhaltung, die uns plötzlich wieder menschlich näher brachte. Er lud mich darauf ein, am folgenden Tage auf seiner Jacht mit ihm zu segeln, und seitdem war unser freundschaftliches Verhältnis von früher nicht nur wiederhergestellt, sondern wuchs von Tag zu Tag. Er sprach dann stets sehr offen mit mir über alles, was ihn in seinem Innern bewegte, und ich kam dahinter, welches der Grund für seine Zurückhaltung der kaiserlichen Vertretung in London gegenüber war. Ich entnahm aus seinen Äußerungen, daß er sich im höchsten Grade gekränkt fühlte über die Behandlung, die Wilhelm II. und der ganze Hof in Berlin ihm seit seiner Heirat mit der jüngsten Tochter der Königin Viktoria hatte zuteil werden lassen. Unter verschiedenen anderen Ungeschicklichkeiten, welche Wilhelm II. sich geleistet hatte, war vielleicht folgender Vorfall am krassesten: „Die Königin Viktoria hatte ihrem Schwiegersohn den Titel einer „Königlichen Hoheit“ in England verliehen. Sämtliche Höfe Europas hatten seinen neuen Rang und Titel auch anerkannt, nur der Berliner Hof nicht. Auf Befehl Wilhelms II. wurde er offiziell immer nur als ‚Prinzliche Gnaden‘ tituliert. Soweit mir be-

kannt, enthalten die Bestimmungen des Wiener Kongresses vom Jahre 1814/15 einen Passus, welcher besagt, daß die Genehmigung zur Verleihung des Titels ‚Königliche Hoheit‘ an einen Prinzen, der nicht aus einem königlichen regierenden Hause stammt, bei sämtlichen Signatarmächten des Kongresses erst eingeholt werden müsse, um effektive Gültigkeit zu besitzen. Wie es hieß, hatte Wilhelm II. diesen verknöcherten, verstaubten alten Paragraphen des Wiener Kongresses hervorgeholt, nur um seinen angeheirateten Vetter zu ärgern. Eine gewisse Gereiztheit bestand allerdings schon zwischen Wilhelm II. und der Familie Battenberg aus der Zeit, wo der Prinz Alexander von Battenberg, welcher bekanntlich mehrere Jahre regierender Fürst von Bulgarien war, sich mit der Prinzessin Viktoria von Preußen vermählen sollte. Die Kaiserin Friedrich war damals sehr für diese Heirat ihrer Tochter eingetreten, Bismarck aber war aus rein politischen Gründen dagegen, da er befürchtete, daß das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland sich dadurch noch mehr verschärfen könnte, als es zu dieser Zeit gerade war. Hatte doch Bismarck außerdem wiederholt erklärt, daß Bulgarien — damit meinte er aber auch den ganzen Balkan — nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers wert sei. Als Prinz Alexander von Battenberg, welcher ebenso wie sein jüngerer Bruder Heinrich bei der Garde-du-Corps in Potsdam stand, eines Tages zu Bismarck kam und ihn fragte, ob er den ihm angebotenen Thron von Bulgarien annehmen solle, gab dieser ihm die lakonische Antwort: ‚Warum denn nicht, unter Umständen kann es ja für Sie einmal eine sehr interessante Erinnerung werden.‘ Da Bismarck genau wußte, daß russische Intrigen der Dynastie Battenberg in Bulgarien sehr bald ein Ende bereiten würden, war er in keiner Weise gewillt, zu dulden, daß das Deutsche Reich durch eine Heirat des Fürsten Alexander von Bulgarien mit einer preußischen Prinzessin in die bul-

garischen Wirren und dadurch in den ganzen Hexenkessel des Balkans mit verwickelt werde. Um diese geplante Heirat zu verhindern, hatte sich Bismarck unter anderem auch hinter Wilhelm II., welcher damals noch Prinz Wilhelm von Preußen war, gesteckt. Da aber nun einmal die Stärke Wilhelms II. von jeher nicht ausgerechnet in Diplomatie und Takt bestanden hat, ging er bei seiner Aktion zur Verhinderung dieser Heirat vielleicht nicht gerade mit der allergrößten Schonung der Gefühle aller Beteiligten vor."

Wenn der Prinz Heinrich von Battenberg sich in London aufhielt, so waren wir viel zusammen. Gewöhnlich trafen wir uns in dem damals wegen seiner vorzüglichen französischen Küche berühmten Amphitrionklub in Albemarle-street, welcher leider längst nicht mehr besteht, und gingen nach dem Diner in irgendein Theater. Wenn ich in Cowes auf der Insel Wight war, segelten wir sehr viel zusammen, und es kam nicht selten vor, daß ich auf seine Veranlassung im kleinen Familienkreise von der alten Königin auf ihrem unweit Cowes gelegenen Schloß Osborne zur Tafel gezogen wurde. Im Herbst 1895 faßte Prinz Heinrich Battenberg leider den Entschluß, sich an dem damals gerade ausgebrochenen Kriege gegen die Aschantis in Westafrika zu beteiligen. Aber schon nach wenigen Wochen erlag er einem Fieberanfall. Seine Leiche wurde nach England gebracht und im Januar 1896 fand die Beisetzung auf dem kleinen ländlichen Friedhof bei Schloß Osborne statt. In verhältnismäßig jungen Jahren sank diese schöne ritterliche Gestalt ins Grab, von allen tief betrauert, die ihn näher gekannt haben. Seine einzige Tochter, Prinzeß Ena, verheiratete sich am 31. Mai 1906 mit König Alfons XIII. von Spanien.

Die Königin Viktoria war trotz ihrer körperlich kleinen Statur eine sehr imponierende Gestalt. Sie war eine Matrone im wahren Sinne des Wortes und verfügte über einen sehr großen moralischen

Einfluß bei der öffentlichen Meinung Englands und des gesamten britischen Reiches. Ihr eigenes Familienleben war von jeher mustergültig gewesen, und alle ihre Kinder verehrten sie im höchsten Maße. Einen geradezu heillosen moralischen Respekt vor ihr hatte vor allem der Prinz von Wales. Ich erinnere mich z. B. einer Begebenheit aus der Zeit der Segelregatten in Cowes vom Jahre 1893, welche einen Beweis dafür liefern dürfte, wie groß der Respekt war, welchen der Thronfolger vor seiner Mutter besaß. Wilhelm II befand sich, wie es in der ersten Hälfte der neunziger Jahre zur Regel geworden war, während der Regattawoche auf der kaiserlichen Jacht „Hohenzollern" in Cowes und nahm mit seiner Segeljacht „Meteor" an den Regatten teil. Eines Tages fand auch ein Rennen zwischen der Segeljacht des Prinzen von Wales „Britannia" und dem „Meteor" rund um die Insel Wight statt. Als beide Jachten am späten Nachmittag die Sandownbucht erreicht hatten, flaute der Wind plötzlich ab, und es erschien sehr zweifelhaft, ob die Rückkehr nach Cowes noch am selben Tage vor Mitternacht stattfinden könne. Ich befand mich während dieses Rennens als Gast des Prinzen von Wales auf der Britannia und hörte plötzlich, wie der Prinz mit seinem Gefolge den Gedanken erörterte, das Rennen aufzugeben und mit der Eisenbahn von Sandown nach Cowes zurückzukehren, um zu dem für diesen Abend um 8³/₄ Uhr festgesetzten Galadiner auf Schloß Osborne zu Ehren des Kaisers pünktlich zur Stelle sein zu können. Er bemerkte, daß die Königin es sehr übel aufnehmen würde, wenn er mit dem Kaiser nicht ganz pünktlich oder vielleicht überhaupt nicht zum Diner in Osborne eintreffen sollte. Nach Rücksprache mit seiner Suite beschloß er darauf, dem Kaiser, der sich an Bord des Meteor befand, wie folgt zu signalisieren: „Schlage dir vor, Race aufzugeben, in Sandown zu landen und mit Eisenbahn nach Cowes zurückzukehren, um pünktlich in Osborne zum Diner zu sein."

Der Kaiser antwortete: „Bin dagegen, Race muß ausgefochten werden, gleichviel wann wir in Cowes ankommen.“ Beide Signale waren in englischer Sprache gegeben, oben angeführter Text ist die deutsche Übersetzung.

Als der Prinz diese Antwort erhielt, war er sehr mißmutig und sagte zu mir: „Die Königin wird für das Verhalten des Kaisers kein Verständnis haben. Wenn sie es ihm auch vielleicht nicht offen zeigt, so weiß ich doch genau, daß sie es sehr übel vermerken wird. Der Kaiser scheint auch ganz vergessen zu haben, daß die Königin die große Hoftafel für heute abend nur ihm zu Ehren arrangiert hat.“ Dann fragte mich der Prinz, ob ich denn nicht etwas in dieser Angelegenheit tun und vielleicht an das Gefolge des Kaisers signaliseren könne, damit ihn jemand darauf aufmerksam mache, daß die große Tafel bei der Königin nur ihm zu Ehren stattfinde. Obgleich ich selbst sehr betrübt über das Verhalten des Kaisers war, konnte ich mir ein Lächeln über die Zumutung des Prinzen nicht verbeißen. Der Prinz merkte dies und sagte dann ebenfalls lächelnd: „Ich nehme an, wenn Sie das täten, was ich Ihnen vorschlage, so würden Sie bereits spätestens übermorgen bei der Gesandtschaft in Timboktu aufwachen.“ Darauf erwiderte ich ihm, wenn ich selbst an Bord des Meteor wäre, so würde ich mich nicht davor scheuen, zu versuchen, den Kaiser darauf aufmerksam zu machen, daß das Diner bei der Königin heute abend nur ihm zu Ehren stattfinde, aber ich verspräche mir nicht den geringsten Erfolg davon, wenn ich an das Gefolge in gedachtem Sinne signalisierte. Der Prinz sah dies auch vollständig ein, murmelte in seinen Bart einige halbunterdrückte Verwünschungen und stieg in seine Kabine herab, um sich auszuruhen.

Nach etwa einer Stunde fing die absolute Windstille, in welche wir in der Sandownbucht geraten waren, sich wieder zu beleben

an, beide Jachten steiften ihre Segel, und allmählich entwickelte sich eine Brise, welche uns kurz nach 9 Uhr auf die Rhede vor Cowes zurückführte. Sofort begab sich der Prinz mit seinem Gefolge auf seine Dampfjacht „Osborne“, wo er während der Regatten wohnte, um sich so schnell als möglich in Uniform zu werfen und nach Schloß Osborne zu eilen. Ich selbst ging sofort an Land, zog mich um und erschien im Schloß Osborne kurz nach 10 Uhr. Als ich im Schloß eintraf, war die Hoftafel gerade beendet, die Königin begab sich in den großen Saal des Schlosses, wo die vielen nach dem Diner eingeladenen Gäste bereits versammelt waren, und nahm auf ihrem Sessel Platz. Prinz Heinrich von Battenberg erzählte mir, die Königin sei sehr schlechter Laune wegen des Fernbleibens des Kaisers und auch des Prinzen von Wales von der Tafel. Ich berichtete ihm darauf, was sich zugetragen hatte, worauf er erwiderte: „Ja, ich verstehe wirklich den Kaiser nicht.“ Es dauerte nicht lange, da erschien der Kaiser, begleitet von seinem Gefolge, schritt auf die Königin zu, küßte ihr die Hand und entschuldigte sich wegen seiner großen Verspätung. Die Königin lächelte würdevoll, aber man konnte es ihr trotzdem anmerken, daß sie das Verhalten ihres Enkels in ihrem Innern übel vermerkt hatte. Ganz wenige Minuten später erschien auch der Prinz von Wales in voller Galauniform. Ich sah ihn in den Saal hereintreten. Zunächst blieb er aber hinter einer Säule stehen, wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn und faßte dann ganz plötzlich den Mut, vor der Königin zu erscheinen, um seine Reverenz zu bezeugen. Die Königin nickte ihm mit steifer Miene zu, und er verschwand so schnell als möglich wieder hinter einer Säule.

Auch wenn die Kaiserin Friedrich nach England zu Besuch kam, konnte man bemerken, mit welcher Ehrfurcht und tiefem Respekt sie ihre Mutter behandelte. Als Souveränin eines fremden

Staates hatte sie natürlich bei Hoffestlichkeiten und bei der Tafel in vieler Beziehung den Vorrang vor der Königin, deren Gast sie war. Wenn sie vor der Königin als erste in den Eßsaal hereintrat, drückte sie sich ganz verlegen an den offenen Türflügeln entlang in den Saal hinein. Jeder konnte leicht sehen, wie schwer es ihr fiel, als Gast den Vorrang vor ihrer Mutter zu haben.

Den Prinzen Albert Eduard von Wales, späteren König Eduard VII., hatte ich, wie ich bereits in einem früheren Kapitel erwähnte, zum erstenmal im Jahre 1890 durch die Herzogin Luise von Manchester, spätere Herzogin von Devonshire, in London kennen gelernt. Als ich später zur Botschaft nach London kam, sah ich ihn natürlich zunächst wiederholt bei Hofzeremonien und großen Festen, ohne aber Gelegenheit zu haben, ihm menschlich näherzukommen. Erst im August 1892, während der Regattawoche in Cowes, brachte es der Zufall, daß ich in nähere persönliche Beziehungen zu ihm trat. Prinz Heinrich von Battenberg lud mich eines Tages ein, bei ihm auf seiner Segeljacht mit seinem Schwager, dem Prinzen von Wales, zusammen zu Abend zu essen. Im ganzen waren nur sechs Personen anwesend. Der Thronfolger, mit dem Prinz Heinrich von Battenberg bereits anscheinend in sehr wohlwollendem Sinne über mich gesprochen hatte, war ausgesucht liebenswürdig zu mir und behandelte mich, als ob er mich schon seit Jahren näher gekannt hätte. Unter vielem anderen erzählte er auch, daß sein Privatsekretär Sir Francis Knollys, späterer Lord Knollys, manchmal ganz verzweifelt sei über die sich gerade in der letzten Zeit stetig anhäufende deutsche Korrespondenz. Es sei geradezu unglaublich, welche Anzahl von Leuten aus Deutschland und Österreich ihn mit Briefen und Petitionen, die sich hauptsächlich auch auf die eng-

lischen Kolonien bezögen, verfolgten. Viele dieser Briefe ließe er an die betreffenden Regierungsämter zur Prüfung und Beantwortung schicken, einige besorge auch manchmal der deutsche Privatsekretär der Königin, Herr Muther, aber eine große Anzahl müsse er schließlich auch selbst beantworten lassen. Er gehe jetzt, wie gewöhnlich, für einige Wochen zur Kur nach Bad Homburg vor der Höhe und fürchte sich bereits vor dem dort fast täglich einlaufenden Schwall von allerhand deutschen Briefen, die zwar meistens ganz belanglos seien, aber aus Höflichkeit doch beantwortet werden müßten. Als ich erwähnte, daß ich auch bald nach der Coweswoche nach Homburg zu gehen gedenke, sagte Prinz Heinrich von Battenberg im Scherz zu seinem Schwager: „Na, dann kann dir ja der Eckardstein dort deine deutsche Korrespondenz besorgen, besonders auch die vielen verrückten Briefe hysterischer Weibspersonen beantworten.“ Alle, auch der Prinz von Wales, lachten über diese Bemerkung, aber schließlich faßte der Prinz diese als Witz gemachte Äußerung seines Schwagers ernst auf und sagte zu mir: „Das wäre gar keine schlechte Idee. Falls es Ihnen Ihren Aufenthalt in Homburg nicht verdirbt, würde ich Ihnen dankbar sein, wenn Sie meinen Equerry (Kammerherrn) bei der täglichen Durchlese dieser Blüten unterstützten. Außerdem geht ja Stanley Clark*) mit mir nach Homburg, und der versteht kaum ein Wort Deutsch.“ Ich erwiderte darauf dem Prinzen, daß es mir eine Ehre und Freude sein würde, wenn ich ihm in Homburg irgendwie dienlich sein könnte. „Also abgemacht,“ bemerkte der Prinz von Wales, „Sie fahren mit mir nach Homburg und besorgen dort meine deutsche Korrespondenz.“

Am Tage nach meiner Rückkehr von Cowes nach London

*) General Sir Stanley Clark war jahrelang Equerry, d. h. Kammerherr bei König Eduard, vor und nach seiner Thronbesteigung.

erhielt ich einen Brief von Sir Francis Knollys, in dem er mir mitteilte, daß der Prinz von Wales am darauffolgenden Abend von London nach Homburg abzureisen gedenke und sich freuen würde, wenn ich ihn auf der Reise begleitete.

Außer dem General Sir Stanley Clark und mir reiste noch der seinerzeit sehr bekannte erste Richter der City von London (Recorder of the City) Sir Charles Hall in Begleitung des Prinzen. Er war ein sehr angenehmer und liebenswürdiger Gesellschafter und gab nicht nur als Jurist, sondern auch in der ersten Londoner Gesellschaft eine sehr beliebte Figur ab. Ich hatte ihn bereits im November 1889 in Washington kennen gelernt, wo er bei der damals dort tagenden internationalen Marinekonferenz als Admiralitätsjurist einer der Delegierten der englischen Regierung war. Er hatte während seines Aufenthaltes in Washington auch sehr viel im Hause meines Chefs, des Grafen Louis Arco, verkehrt, mit welchem er große Freundschaft schloß. Wir unternahmen damals in Washington sehr oft gemeinsame Ritte in die Umgegend und durchstreiften dabei auch verschiedentlich die große Sumpfgegend am Potomac. Als wir eines Abends während Sonnenuntergangs den Potomac entlang nach Hause ritten, bekam er plötzlich ein starkes Frösteln. Als er in seinem Hotel ankam, ließ er den Arzt kommen, welcher eine hohe Fiebertemperatur konstatierte und die Befürchtung aussprach, daß es ein Malariaanfall sei. Diese Prognose des amerikanischen Arztes schien sich auch zu bewahrheiten, denn seit dieser Zeit hat er jedes Jahr an heftigen Fieberanfällen gelitten, welche seine an und für sich kräftige Gesundheit derartig schwächten, daß er, als eine andere Krankheit dazukam, ganz plötzlich eines Tages, ich glaube, es war im Jahre 1901, seinem Leiden erlag. Er ist stets ein großer Gönner von mir gewesen, und ich habe seinen frühzeitigen Tod sehr betrauert.

Nachdem wir im Salonwagen des Prinzen Dover erreicht hatten, machten wir die Überfahrt nach Ostende und bestiegen dort den Expreßzug nach Köln. Für den Prinzen von Wales waren in einem Schlafwagen vier Abteile reserviert worden, welche von ihm selbst, dem General Sir Stanley Clark und der Dienerschaft benutzt wurden. Da sich in demselben Wagen kein Platz mehr hatte finden lassen, fuhren Sir Charles Hall und ich in einem anderen Wagen, wo wir noch zwei Abteile erhalten hatten. Gewöhnlich fuhr der Prinz von Wales auch überall auf dem Kontinent in einem ihm extra zur Verfügung gestellten Salonwagen. Durch irgendein Versehen oder Mißverständnis war aber diesmal ein solcher nicht rechtzeitig zur Stelle gewesen.

Sir Charles Hall hatte die Gewohnheit, auf Reisen einen sogenannten „Indian-rubber-tub“, d. h. eine kleine Badewanne aus Gummi, die sich zusammenklappen ließ, mitzuführen. Wenn er die Nacht durch im Schlafkupee gefahren war und sich morgens anzog, ließ er sich von seinem Diener im Waschabteil ein Bad in dieser Gummiwanne zurechtmachen. Auch diesmal hatte er, als er am Morgen aufstand, sich sein Bad bereiten lassen. Ich selbst war gerade im Begriff, aufzustehen, als ich plötzlich einen entsetzlichen Lärm hörte. Ich vernahm zuerst die Stimme des Schaffners, dann auch die des Zugführers. Alle beide schienen sich im Schimpfen überbieten zu wollen, und ich hörte, wie sie schließlich mit Verhaftung drohten. Ich zog mich so schnell als möglich an und ging auf den Gang heraus, um zu sehen, was denn da los sei. Als ich aus meinem Kupee heraustrat, hörte ich den Zugführer, der mit dem Schaffner zusammen fortgesetzt an die Tür eines Waschabteils klopfte, sagen: „Wenn Sie nicht sofort aufmachen, werden Sie auf der nächsten Station arretiert.“ Ich erkannte umgehend, daß es sich um das Waschabteil von meinem Freunde Sir Charles Hall

handelte, und fragte den Zugführer, warum er sich so aufrege. Er sagte, in dem Waschabteil hätte sich ein Rüpel eingeschlossen, der sich damit zu belustigen schiene, das ganze Wasser auslaufen zu lassen, um in den benachbarten Schlafabteilen eine Überschwemmung zu verursachen. So liege z. B. eine Dame im Nebenkupee noch zu Bett und könne nicht aufstehen, weil sich der ganze Fußboden unter Wasser befände. Darauf klopfte ich selbst an die Tür und fragte in Englisch, ob sich Sir Charles darin befände. „Ja," ertönte eine Stimme zurück, „ich bin hier in einer verzweifelten Lage. Mein Tub, der zu voll mit Wasser gefüllt war, ist umgestürzt, und ich kann die Tür nicht aufbekommen." Ich fing darauf furchtbar an zu lachen, beruhigte die beiden Peiniger des armen Sir Charles Hall, sagte ihnen, daß ich zur deutschen Botschaft in London gehöre und einen Ministerialpaß bei mir habe, daß der Herr im Waschabteil ein hoher englischer Richter sowie ein Freund und Reisebegleiter des Prinzen von Wales sei usw. Darauf beruhigten sich denn auch die beiden Beamten, wurden sehr höflich und sagten, sie würden alles tun, um den Herrn aus seiner peinlichen Lage zu befreien. Dann stießen sie kräftig mit ihren Füßen an die Tür, die sich augenscheinlich geklemmt hatte, und es gelang ihnen, das Waschabteil zu öffnen. Als die Tür aufflog, erblickten wir den armen Sir Charles Hall splitterfasernackt auf dem umgestürzten Tub stehend. Obgleich die Lage, in der er sich befand, an und für sich durchaus nicht zum Lachen angetan war, platzten wir alle in lautes Gelächter aus, und Sir Charles lachte mit. Nun mußte er sich aber sehr mit dem Anziehen beeilen, denn wir waren nur noch eine Viertelstunde von Köln entfernt, wo wir schnell umsteigen mußten, um den Zug nach Frankfurt am Main zu erreichen. Die beiden Beamten schöpften darauf auch so schnell als möglich das Wasser aus dem Abteil, wo die Dame noch zu Bett lag, damit

sie sich anziehen könne, um in Köln auszusteigen, und die ganze Affäre löste sich in Wohlgefallen auf. Beim Lunch in Homburg erzählte ich diese Begebenheit dem Prinzen von Wales, welcher sich köstlich darüber amüsierte und noch jahrelang Sir Charles Hall damit geneckt hat.

In Homburg war die Saison in vollem Gange. Da der Prinz von Wales damals regelmäßig zur Kur dorthin kam, hatte sich auch ein großer Teil der besten englischen Gesellschaft daran gewöhnt, Mitte August jedes Jahr nach Homburg zu gehen. Außerdem waren damals viele Amerikaner, Russen und Angehörige anderer Nationen regelmäßig zur Kur oder zum Vergnügen dort anwesend, was dem an und für sich ja nicht so sehr großen Badeort das Gepräge eines internationalen Mittelpunktes gab.

Der Prinz von Wales wohnte in einer Villa in der Kaiser-Friedrich-Promenade, wo auch Sir Stanley Clark untergebracht war. Sir Charles Hall und ich stiegen im Hotel Bellevue ab. Der Prinz nahm seine Mahlzeiten meistens auf der Terrasse des Kurhauses ein, wo in einer mit Efeukästen umgebenen Ecke ein Tisch für ihn und seine Gäste ständig reserviert war. Sir Charles Hall und ich waren wiederholt zum Abendessen bei ihm eingeladen. Nach dem Essen gingen wir mit dem Prinzen gewöhnlich zum Abendkonzert in den Kurpark.

Unter den Kurgästen befand sich auch der bekannte liberale englische Politiker und Schriftsteller Henry Labouchère. Er hatte in jungen Jahren dem diplomatischen Dienst angehört, sich aber mit seinen Vorgesetzten überworfen und war dann Journalist geworden. Von seinen Schriften ist vielleicht am bekanntesten sein „Tagebuch eines Belagerten in Paris“. Als Reporter der Daily News war er während der Belagerung von Paris 1870/71 dort mit eingeschlossen gewesen. Er besaß einen ausgesucht kratzbürstigen

Charakter, und sein Hauptvergnügen bestand in einer scharfen und gehässigen Kritik der oberen Gesellschaftsklassen. Als Herausgeber und Redakteur der bekannten Londoner Wochenschrift „Truth" hatte er die beste Gelegenheit, seiner bitteren Galle Luft zu machen, und nützte sie auch in vollstem Maße aus. Ganz besonders hatte er es auf einige Mitglieder der königlichen Familie abgesehen, vor allem aber auf den Prinzen von Wales. Wo sich nur irgendwie eine Gelegenheit dazu bot, brachte er in seinem Blatt gegen diesen die denkbar gehässigsten Artikel mit den niedrigsten und gemeinsten Verdächtigungen. Erst im Verlauf der letzten Londoner Saison hatte er eine ganze Serie solcher gegen den Thronfolger gerichteten Artikel im „Truth" veröffentlicht. In Homburg war er der einzigste Engländer, welcher den Prinzen überhaupt nie grüßte, während die ganze übrige englische wie auch nichtenglische Gesellschaft den Thronfolger mit der größten Ehrerbietung behandelte. Dabei beobachtete Henry Labouchère den Prinzen in seinen Bewegungen auf das allergenaueste, wie er sich anzog, mit wem er umging, was er aß und trank usw., und setzte auch während seiner Kur in Homburg die Hetzkampagne gegen ihn fort. Alle Freunde des Prinzen waren darüber im höchsten Grade aufgebracht, aber keiner wagte natürlich, ihm gegenüber das Gespräch darauf zu bringen. Eines Abends aber kam er selbst auf die gegen ihn von Henry Labouchère unaufhörlich betriebene Hetze zu sprechen. Er sagte, er könne gar nicht verstehen, warum er in erster Linie von dieser Giftschlange Labouchère fortgesetzt verfolgt würde, denn er habe diesem Manne doch nie in seinem Leben etwas getan, er habe sich überhaupt niemals um ihn gekümmert. „Das aber ist es gerade, warum er sich beleidigt fühlt," bemerkte Sir Charles Hall, „sein ganzes Benehmen beruht doch schließlich auf verletzter Eitelkeit." „Damit mögen Sie vielleicht recht haben," erwiderte der Prinz,

„wenn wir uns morgen früh am Elisabethbrunnen treffen, können wir ja einmal diesen Fall besprechen."

Als ich eines Vormittags der folgenden Tage die Villa in der Kaiser-Friedrich-Promenade, wo der Prinz und Sir Stanley Clark wohnten, betrat, um mit letzterem die in deutscher Sprache für den Prinzen eingetroffene Korrespondenz durchzusehen beziehungsweise zu beantworten, traute ich meinen Augen kaum, als ich im Hausflur Henry Labouchère erblickte. Er stand gerade im Begriff, sich von Sir Stanley Clark zu verabschieden. Da ich ihn ja schon von London her persönlich kannte, begrüßte ich ihn. Unwillkürlich muß ich wohl bei der Begrüßung ein sehr erstauntes Gesicht gemacht haben, denn Henry Labouchère sagte zu mir: „Ich sehe, Sie sind sehr verwundert, mich hier zu treffen, aber ich selbst bin gar nicht verwundert darüber, daß Sie verwundert sind." Dann verließ er die Villa, wobei Stanley Clark ihm in der höflichsten Weise die Tür öffnete, und ging davon. Um nicht neugierig zu erscheinen, wagte ich Stanley Clark nicht zu fragen, was Labouchère wohl in der Villa des Prinzen gemacht habe. Sir Stanley Clark aber sagte mit einem verschmitzten Lächeln auf den Lippen: „Well, wonders never cease." Das heißt auf deutsch: „Wunder hören eben nie auf." Wie gewöhnlich frühstückte ich auch an diesem Tage mit Sir Charles Hall zusammen auf der Terrasse des Kurhauses. Ich berichtete ihm über meine Begegnung mit Henry Labouchère in der Villa des Prinzen, und er erzählte mir dann vertraulich, was sich in den letzten Tagen ereignet hatte. Danach hatte der Prinz ihn (Charles Hall) vor einigen Tagen davon in Kenntnis gesetzt, daß der bekannte Londoner Solicitor (Rechtsanwalt) George Lewis, welcher sich ebenfalls zur Kur in Homburg befand, ihm nahegelegt habe, eine persönliche Aussprache mit Labouchère zu haben, da dies das beste Mittel sei, um diesen von seiner aggressiven Haltung ab-

zubringen. George Lewis, welcher in nahen Beziehungen zu Labouchère stand und, wie behauptet wurde, einen Anteil an der Wochenschrift „Truth“ besaß, hatte sich auch zugleich angeboten, die Vermittlerrolle zu übernehmen. Der Prinz zögerte aber anfangs, auf diesen Vorschlag einzugehen. Er befragte Sir Charles Hall um seine Ansicht, und dieser sagte zu ihm, als Jurist würde er ihm zwar raten, eine Verleumdungsklage gegen Labouchère anzustrengen, als Weltmann riete er ihm jedoch, den Vorschlag von George Lewis anzunehmen und durch persönliche Aussprache mit Labouchère zu versuchen, dessen aggressive Haltung dadurch in Zukunft zu vereiteln.

Am selben Nachmittag begegnete ich Henry Labouchère im Kurpark. Wir begrüßten uns und schlenderten dann zusammen nach dem Tennisplatz. Ohne daß ich eine Frage an ihn gestellt oder in irgendeiner Form meine Neugierde verraten hätte, von der ich — ich will es offen gestehen — naturgemäß im höchsten Grade besessen war, fing er an, mir von seiner am Vormittag mit dem Prinzen stattgehabten Unterredung zu erzählen. Er äußerte sich wie folgt: „Ich konnte Ihnen anmerken, wie verwundert Sie waren, mich heute morgen in der Villa des Prinzen von Wales anzutreffen. Als Sie kamen, hatte ich gerade eine sehr interessante und befriedigende Aussprache mit dem Prinzen gehabt. Was mich am allermeisten interessiert hat, war, durch diese Aussprache den Beweis dafür zu erhalten, was für ein Schuft (scoundrel) dieser Gladstone doch ist. Als wir*) (die Liberalen) vor einigen Wochen siegreich aus den Neuwahlen hervorgingen und Gladstone mit seiner Kabinettsbildung begann, bot er mir einen Ministersitz in seinem neuen Kabinett an. Ich erwiderte ihm, daß ich, wie er ja längst wisse, nicht nach

*) Das Ministerium-Salisbury trat im Juni 1892 zurück, und die Liberalen gingen unter Gladstones Führung als Sieger aus den Neuwahlen hervor.

einem Ministerportefeuille strebe, aber, da ihm so sehr daran gelegen schiene, mich in sein Kabinett aufzunehmen, würde ich ihm den Gefallen tun und ein Portefeuille, wie z. B. die Homeoffice (Ministerium des Innern), die Indiaoffice (Ministerium für Indien) oder schließlich auch das Local-Governmentboard, übernehmen. Er dankte mir für mein Entgegenkommen und sagte, ich möchte mir nur dasjenige Ministerium auswählen, was mir am besten zusage. Ich antwortete, am sympathischsten würde mir die Homeoffice sein. ‚Abgemacht (it's done),' erwiderte er, und wir gingen auseinander. Ich wartete und wartete, daß er mich offiziell von meiner Ernennung zum Secretary of State of the Homeoffice (Staatssekretär des Innern) benachrichtigen würde, aber vergebens. Als ich ihn nach mehreren Tagen wiedersah, fragte ich ihn, wie es denn nun mit meiner Ernennung stände. Darauf machte er ein sehr betrübtes Gesicht und sagte zu mir in flüsterndem Tone: ‚Ich habe alles nur mögliche für Sie versucht, aber die Königin weigert sich hartnäckig, ihre Einwilligung zu Ihrer Aufnahme ins Kabinett zu geben. Ich habe den Eindruck gewonnen, als hätte der Prinz von Wales die Königin dazu veranlaßt, Ihnen die Bestätigung zu versagen.' Dann machte er noch allerhand Redensarten und sagte unter anderem, er sei von tiefem Schmerz erfüllt, daß er gegen seinen Willen daran verhindert worden sei, eine so tüchtige Kraft wie mich in sein Ministerium zu bekommen. Als ich nun heute vormittag dem Prinzen erzählte, was Gladstone mir gesagt hatte, war er sehr erstaunt und erregt. Er gab mir sein Wort, daß er nicht im geringsten in irgendeiner Form gegen mich bei der Königin agitiert habe, und daß er sich grundsätzlich, selbst hinter den Kulissen, niemals in Kabinettsfragen einmische. Außerdem sagte er mir, daß Sir Henry Ponsonby*) ihm

*) Privatsekretär der Königin Victoria.

gesprächsweise vor etwa vierzehn Tagen in Osborne erzählt habe, daß Gladstone meinen Namen bei der Kabinettsbildung der Königin gegenüber zwar erwähnt, aber zur selben Zeit die Befürchtung ausgesprochen habe, daß ich mich auf die Dauer nicht zum Kabinettsminister eignen würde. Ich habe diesem Schuft (scoundrel) Gladstone schon seit langem nicht mehr getraut, aber jetzt weiß ich ja definitiv, wo ich mit ihm dran bin. Na, er wird ja bald zu hören bekommen, was ich über ihn denke."

Es dauerte nicht lange, da begann Henry Labouchère einen Pressefeldzug gegen den Führer seiner Partei, den „Grand old man", aber die Hetze gegen den Prinzen von Wales verstummte mehr und mehr.

Mit dem „Grand old man", wie Gladstone von seinen politischen Anhängern allgemein genannt wurde, bin ich im ganzen nur zweimal in persönliche Berührung gekommen. Nach einem „Levée" in St.-James-Palace, bei welchem sämtliche englische Minister sowie auch das ganze Diplomatische Korps anwesend waren, kam Gladstone, welcher zur Zeit als Premierminister an der Spitze des liberalen Kabinetts stand, plötzlich auf mich zu und redete mich an. Augenscheinlich hatte er an meiner weißen Kürassieruniform erkannt, daß ich zur deutschen Botschaft gehörte. Er fragte mich, ob mein Botschafter Graf Hatzfeldt noch im Saal sei. Als ich ihm erwiderte, daß er meines Wissens bereits nach Hause gefahren sei, bat er mich, ihm mitzuteilen, daß er sich freuen würde, ihn um fünf Uhr am Nachmittage des folgenden Tages in Downingstreet zu empfangen. Ein anderes Mal traf ich ihn auf einem großen politischen Empfangsabend. Mein Freund, der alte Mr. Henry Oppenheim, welcher zur Zeit einer der größten Aktionäre der „Daily News", des führenden Blattes der liberalen Partei in England, war, stellte mich ihm bei dieser Gelegenheit vor. Der „Grand old man"

reichte mir sehr liebenswürdig die Hand und fing dann an, zu Henry Oppenheim und mir über die kulturelle Mission Österreichs im Balkan zu sprechen. Mindestens zwanzig Minuten hielt er uns einen Vortrag, keiner von uns anderen kam dabei überhaupt zu Worte. Das Temperament und die scheinbare Überzeugungskraft, mit der er sprach, waren zweifellos für den Augenblick imponierend. Im allgemeinen besitze ich ein gutes Gedächtnis und bin, wie ich im ersten Kapitel erwähnte, bereits in meinem siebenten Lebensjahre darauf trainiert worden, sämtliche Eindrücke sowie Gespräche, die ich während des Tages mit anderen Personen gehabt, abends zusammenzufassen und in mein Tagebuch einzutragen. Als ich mich aber am späten Abend nach meiner Unterhaltung mit Gladstone hinsetzte, um meine Begegnung mit ihm in meinem Tagebuch zu verzeichnen, war es mir unmöglich, auch nur einen einzigen Gedanken, den er ausgesprochen, niederzuschreiben.

Ich dachte nach, was er wohl gesagt haben möge. Da wurde mir aber klar, daß der „Grand old man" nur schön stilisierte Phrasen gemacht hatte, die in der Tat nichts positiv Greifbares erhielten. Das einzigste, woran ich mich erinnern konnte, war, daß er über Kulturaufgaben Österreichs im Balkan gesprochen hatte, sonst aber an absolut nichts weiter. Warum er zu mir über österreichische Kulturaufgaben gesprochen hatte, erfuhr ich erst nach einigen Tagen. Henry Oppenheim erzählte mir, Gladstone habe ihn nachträglich nach dem Namen des österreichischen Diplomaten gefragt, mit dem er eine Unterredung gehabt, was darauf schließen ließ, daß er geglaubt habe, ich gehöre zur österreichischen Botschaft in London. Ferner war Henry Oppenheim der Ansicht, Gladstone hätte absichtlich so lange zu mir über Österreich gesprochen, um zu dokumentieren, daß seine Abneigung gegen die Doppelmonarchie, die er bisher stets in der Öffentlichkeit zur Schau getragen, in der letzten

Zeit eine wesentliche Modifikation erfahren habe. Als ich diese Äußerung Henry Oppenheims dem österreichischen Botschafter Grafen Deym erzählte, lächelte er und meinte, daß es für Österreich ganz gleichgültig sei, ob Gladstone, jetzt, wo er doch nahezu am Ende seiner politischen Karriere stände, auf einmal seine Ansichten über Österreich geändert hätte, nachdem er es jahrelang auf das gröblichste in der Öffentlichkeit beschimpft und in so ungerechter Weise behandelt habe.

Lord Beaconsfield soll einmal von seinem Antipoden Gladstone gesagt haben, er sei ein Mann „intoxicated by the exuberance of his own verbosity*)". Der englische Minister Forster bezeichnete ihn in einer Parlamentsrede zu Anfang der achtziger Jahre als „a man, who can persuade most men to most things and himself to anything**)", und Bismarck sprach nie anders von ihm als von dem „großen, utopistischen Schwätzer".

Während der Geist Lord Beaconsfields im englischen Volke fortlebt, ist Gladstone schon beinahe vergessen, denn er hat immer nur geschwätzt und nie gehandelt.

In Homburg erschien auch für kurze Zeit der damalige Herzog von York, welcher seit 1910 als König Georg V. auf dem englischen Thron sitzt. Sein älterer Bruder, der Herzog von Clarence, war im Herbst 1891 gestorben, wodurch er selbst präsumptiver Thronfolger wurde. Bis dahin hatte er in der englischen Marine gedient und war ganz in seinem Beruf aufgegangen. Jetzt sollte er aber für seine mutmaßliche, künftige, hohe Stellung vorbereitet werden. Vor allem wünschte sein Vater, der Prinz von Wales, daß er fremde Sprachen erlerne, inbesondere Deutsch und Französisch.

*) Betrunken von dem Übermaß seines Redeschwalles.

**) Ein Mann, der die meisten Menschen von den meisten Dingen, sich selbst aber von allem überzeugen kann.

Die Kaiserin Friedrich, welche zur Zeit im königlichen Schloß in Homburg wohnte, wurde von ihrem Bruder, dem Prinzen von Wales, gebeten, eine geeignete Persönlichkeit vorzuschlagen, welche mit dem Herzog von York herumreisen sollte, um ihm Deutschland zu zeigen und ihn bei der Erlernung der deutschen Sprache anzuleiten. Die Kaiserin empfahl hierzu den alten Heidelberger Professor der Geschichte Wilhelm Ihne, den Vater des später sehr bekannten Architekten Geheimrat Ihne. Dieser kam nach Homburg, um mit dem Herzog von York eine Studienreise anzutreten. Am selben Tage seiner Ankunft in Homburg lernte ich ihn an der Abendtafel beim Prinzen von Wales kennen. Ich gewann sofort den Eindruck, daß er nicht die geeignete Persönlichkeit für den Herzog von York sei, denn er erschien bei allen seinen sonstigen vermutlich vorzüglichen Eigenschaften sehr doktrinär, und seine Allüren waren ausgeprägt schulmeisterisch. Man konnte merken, wie er vom ersten Augenblick an den Herzog langweilte, und es dauerte auch nicht lange, bis dieser seine Studienreise aufgab und stattdessen zum Besuch seines Vetters, des Großherzogs von Hessen, nach Darmstadt ging.

Täglich begab ich mich während meines vierwöchigen Aufenthaltes in Homburg nach der Villa des Prinzen von Wales, um Sir Stanley Clark beim Durchsehen der deutschen Korrespondenz zu helfen. Tagelang trafen wenig oder gar keine Briefe aus Deutschland und Österreich ein, aber dann auf einmal kamen plötzlich wieder solche Massen von Zuschriften an, daß ich mit ihrer Erledigung mehr als genug zu tun hatte. Die bei weitem größte Mehrheit dieser Skripta war allerdings ganz bedeutungslos. Meistens waren es überspannte Köpfe, welche den Prinzen von Wales mit allerhand utopischen Vorschlägen und Ideen belästigten. Prinz Heinrich von Battenberg hatte nicht unrecht gehabt, als er,

wenn auch nur im Spaß, von verrückten Briefen hysterischer Weibspersonen sprach. Die allersonderbarsten Blüten kamen in solchen Briefen zum Vorschein, welche zweifellos für jeden Psychatiker, der pathologische Studien zu machen wünscht, von größtem Interesse gewesen wären. Wer in die große Fülle solcher pathologischen Produkte einmal Einblick erhalten hat, muß schließlich zu der Überzeugung gelangen, daß mindestens zwanzigmal mehr geistesgestörte Menschen frei herumlaufen, als in Anstalten untergebracht sind. Aber nicht nur Souveräne und Thronfolger, sondern beinahe jede, sei es auf politischem oder anderem Gebiet im Vordergrund der Öffentliichkeit stehende Persönlichkeit kann wohl mehr oder weniger ein Lied über Zuschriften pathologischer Individuen beiderlei Geschlechtes singen.

Im Verlauf der Jahre bin ich noch öfters mit König Eduard, als er noch Prinz von Wales war, auf dem europäischen Kontinent gereist, so z. B. nach Baden-Baden, der Riviera und auch einmal nach Österreich.

Einer der reichsten Männer in Europa war damals ein gewisser Baron Hirsch. Er besaß allgemein den Beinamen „der Türken-Hirsch", weil der größte Teil seines Vermögens erworben war, indem er für die türkische Regierung die sogenannten „Orientalischen Bahnen" auf dem europäischen Gebiete der Türkei gebaut hatte. Er war Bankier von Beruf, stammte aus München und hatte lange Jahre sein Hauptgeschäft in Brüssel. Später gab er sich im allgemeinen nur noch mit der Verwaltung seines riesigen Vermögens ab, besaß eines der schönsten alten Häuser in London, welches in Piccadilly lag und von alters her den Namen „Bathhouse" führte, ein prächtiges Haus in Paris sowie ein Schloß nebst großem Landbesitz an der ungarisch-mährischen Grenze. Er lebte abwechselnd in London, Paris und auf seinem Besitz in Mähren. Gegen

Ende der achtziger Jahre war er in London mit dem Prinzen von Wales bekannt geworden. Dieser besuchte ihn unter anderem auch wiederholt auf seinem Schloß in Mähren, wo im Spätsommer große Treibjagden, insbesondere auf Rebhühner, abgehalten wurden. Der Besitz hieß St. Johann. Nach dem Tode des Barons Hirsch kaufte ihn der Fürst Christian Kraft von Hohenlohe. Wiederholt war ich vom Türken-Hirsch eingeladen worden, während der Anwesenheit des Prinzen von Wales bei den Jagden in St. Johann sein Gast zu sein, leider habe ich aber nur einmal davon Gebrauch machen können. Ich reiste mit dem Prinzen von London über Wien, wo wir uns nur kurz aufhielten, und blieb dort etwa eine Woche. In jeder Beziehung waren wir in St. Johann auf das beste aufgehoben. Der Türken-Hirsch, dessen Sprache von klein auf das Deutsche war, hatte, obgleich er sonst eine gute Schulbildung besaß, erst in späteren Lebensjahren Französisch und Englisch dazugelernt, aber keins von beiden vollkommen. Sowohl in der Aussprache als auch in der Anwendung von Ausdrücken machte er oft große Fehler und rief dadurch Heiterkeit unter den Zuhörern hervor. Schließlich konnte er aber auch nicht mehr richtig Deutsch sprechen und warf in einem manchmal ganz unverständlichen Kauderwelsch alle drei Sprachen durcheinander. An der Parkseite des Schlosses St. Johann befand sich eine Terrasse, von welcher aus man einen herrlichen Blick auf die Karpathen hatte. Wenn fremde Gäste ankamen, führte er sie gewöhnlich auf diese Terrasse, um ihnen den Blick auf die Karpathen zu zeigen. In einer sonderbaren Mischung von Englisch und Deutsch sagte er dann, mit der Hand auf das Gebirge zeigend: „And those sind die Karpaths.“ Am meisten amüsierten sich hierüber seine englischen Gäste, vor allem auch der Prinz von Wales. Als eines Tages ein neuer englischer Gast auf dem Schloß eintraf, führte ihn

der Prinz auf die Terrasse, zeigte auf das Gebirge und sagte, den Türken-Hirsch nachahmend: „And those sind die Karpaths." Baron Hirsch war selbst zugegen, aber ich hatte nicht den Eindruck, daß er sich klar darüber wurde, warum wir alle so lachten.

Der Türken-Hirsch war im übrigen auch ein ganz sonderbares Gemisch von Großzügigkeit und Geiz. Unter Umständen gab er für wohltätige Zwecke und auch an Freunde die größten Summen, welche mitunter in die Millionen liefen. Dann aber knauserte er zuzeiten wieder um wenige Pfennige. Eines Abends sah ich ihn einmal bei strömendem Regen vor einem Klub in London stehen und sich mit dem Kutscher des Kabs, der ihn dorthin gefahren hatte, um sechs Pence zanken. „Kommen Sie doch endlich aus dem strömenden Regen heraus und in den Klub," sagte ich zu ihm. „Es ist doch vernünftiger, Sie zahlen dem Kutscher die sechs Pence, statt daß Sie sich erkälten und womöglich tagelang auf der Nase liegen." Der Türken-Hirsch erwiderte: „Das ist schön gesagt, aber ich habe meine Prinzipien."

Eines Abends gab der Türken-Hirsch in Monte Carlo zu Ehren des Prinzen von Wales ein Diner, zu welchem ich auch geladen war. Nach dem Essen gingen der Prinz und die ganze Gesellschaft in die Spielsäle. Wir saßen dort an einem auf Veranlassung unseres Gastgebers besonders reservierten Roulettetisch. Der Türken-Hirsch setzte selbst nur sehr klein, spielte im allgemeinen mit Fünffrankstücken und riskierte höchst selten einmal einen goldenen Louis. Dabei zitterte er ganz auffällig mit den Händen jedesmal, wenn er einen Satz wagte. Alles amüsierte sich darüber, und ein ihm befreundeter englischer Lord neckte ihn sogar coram publici wegen seines Händetatterichs. Da ich mich sehr gut mit Hirsch stand und wir uns auch auf dem Neckfuß befanden, fragte ich ihn beim Verlassen des Spielsaales, warum er denn beim

Riskieren von fünf Frank solche kolossale „Maure*“ gehabt habe. Er lachte und sagte: „Maure habe ich natürlich nicht wegen der fünf Frank gehabt, sondern infolge des Gefühls, daß ich, wenn ich mich an Roulette oder irgendeinem anderen Hasardspiel beteilige, vielleicht auf die schiefe Ebene geraten könnte; denn kein Vermögen, selbst das meinige, ist groß genug, wenn man vom Spielteufel erfaßt wird.“

Nichts ist falscher als die allgemein in Deutschland verbreitete Ansicht, Köng Eduard sei von jeher ein geschworener Deutschenfeind gewesen. Jeder, der den König als Thronfolger und auch später näher gekannt hat, wird nur der ausgesprochenen Meinung sein können, daß er Deutschland gegenüber bis zu einem gewissen Stadium stets die freundschaftlichsten Gefühle gehegt hat. Vielfach wird es heute so hingestellt, als habe König Eduard wegen seines fanatischen Deutschenhasses die Einkreisung des Deutschen Reiches zustande gebracht und sei deshalb der Hauptschuldige an der großen Weltkatastrophe. Nichts ist irriger als diese Anschauung, denn wer diesen Standpunkt vertritt, verwechselt Ursache und Wirkung.

Von seinem Vater, einem koburgischen Prinzen, in gewisser Beziehung deutsch erzogen und der deutschen Sprache vollständig mächtig, war König Eduard in den alten Traditionen deutsch-englischer Waffenbrüderschaft aufgewachsen. Während der ganzen langen Ära der Regierung der Königin Viktoria war überhaupt die Tradition von Waterloo noch in vollstem Maße nicht nur am Hofe, sondern bei der gesamten öffentlichen Meinung vorherrschend. Überaus herzlich war auch das Verhältnis, welches zwischen König Eduard und seiner Schwester, der Kaiserin Friedrich, beziehungsweise ihrem Gemahl bestand. Was aber die Beziehungen zu seinem

*) Ein jüdischer Ausdruck für Angst.

Neffen Wilhelm II. betrifft, so ließen sich von denjenigen, welche in die geheimsten Phasen dieser Tragödie eingeweiht sind, ganze Bände schreiben.

Sehr bald nach seinem Regierungsantritt fing Wilhelm II. an, seine üblichen Reden zu halten, Telegramme zu schicken und unausgesetzt herumzufahren. Vor allem suchte er England mit seinen Reisen heim. Nachdem er sich im Jahre 1889 gegen den ausdrücklichen Rat Bismarcks bei Alexander III. zum Besuch angemeldet, also gewissermaßen sich selbst eingeladen hatte, obgleich er das Jahr vorher schon in Petersburg gewesen war, suchte er wegen des kühlen, ja direkt unhöflichen Empfanges, welchen ihm der russische Hof hatte zuteil werden lassen, fortan in erhöhtem Maße seine Großmutter, die Königin Viktoria heim. Ganz abgesehen davon, daß diese fortgesetzten kaiserlichen Besuche in England vom allgemeinen politischen Standpunkt aus eine große Torheit waren, indem Rußland und Frankreich dadurch mißtrauisch wurden und statt der bisher nur losen Entente ein festes Bündnis gegen Deutschland schlossen, hatten sie auf die Dauer auch auf das Verhältnis zu England nur eine schädliche und schließlich verhängnisvolle Wirkung. Aber nicht nur in England, sondern auch bei den meisten anderen Höfen, welche Wilhelm II. mit seinen vielen Besuchen beehrte, wurde im großen und ganzen genau das Gegenteil von dem erreicht, was im Interesse des Deutschen Reiches hätte liegen können. Worin die deutschen Interessen bestanden, hat ja aber, wie die Geschichte lehrt, Wilhelm II. nebst der großen Mehrzahl seiner verantwortlichen und nichtverantwortlichen Ratgeber niemals begriffen.

Eine Tatsache steht fest, daß der Königin Viktoria sowie der englischen Regierung, wenn sie es auch nicht offen zur Schau trugen, die fortgesetzten kaiserlichen Besuche mit wenig Ausnah-

men durchaus nicht genehm waren. Am allerunerwünschtesten und lästigsten waren sie dem Prinzen von Wales. Vor allem schienen ihm die zur Regel gewordenen Besuche Wilhelms II. zu den Segelregatten im August jedes Jahres in Cowes auf die Nerven zu fallen.

Wilhelm II. trat während dieser Besuche, bei welchen er mit großem Gefolge auf seiner Jacht Hohenzollern, begleitet von verschiedenen Kriegsschiffen, erschien, dem Prinzen von Wales gegenüber schließlich nicht mehr als ein eingeladener Gast, sondern, wie ich den Prinzen selbst einmal habe sagen hören, als der „Boss von Cowes" auf. Ein anderes Mal (im August 1895) äußerte sich der Prinz von Wales in intimem Kreise in folgendem Sinne: „Früher war die Regattawoche in Cowes ein Vergnügen und eine Erholung für mich, jetzt, seitdem der Kaiser das Kommando übernimmt, ist sie für mich nur noch eine Plage; vielleicht komme ich im nächsten Jahr überhaupt gar nicht mehr her."

Ich selbst habe die Kaiserbesuche in Cowes in den Jahren 1892, 1893, 1894 und 1895 miterlebt. Seit dem Jahre 1895 hörten sie glücklicherweise auf. Nach dem, was ich dabei mit eigenen Augen gesehen und eigenen Ohren gehört habe, kann ich, wenn ich ein objektives Urteil fällen soll, dem Prinzen von Wales nur recht geben.

Fortwährend gab es Reibereien und Intrigen, in alles, selbst in die Handikaps der Segeljachten mischte Wilhelm II. sich ein, und im übrigen behandelte er seinen nahezu zwanzig Jahre älteren Onkel teils als eine Quantité négligable, teils irritierte er ihn durch burschikose Äußerungen und Späße. Es würde zu weit führen, sämtliche Entgleisungen Wilhelms II., die er sich als „Boss von Cowes" geleistet hat, zu schildern, ich will mich daher darauf beschränken, nur einige wenige Fälle anzuführen.

Die Weigerung Wilhelms II., dem Wunsche seines Onkels nach-

zukommen, während eines Handikaprennens des „Meteor" und der „Britannia" im Jahre 1893 das Race wegen Mangels an Wind aufzugeben, um pünktlich bei der Königin zum Diner zu erscheinen, habe ich bereits früher erwähnt. Um dieselbe Zeit leistete sich aber Wilhelm II. noch eine andere Entgleisung.

In der ersten Hälfte des Monats August hatte sich plötzlich zwischen England und Frankreich in der Mekhongfrage (in Hinterindien) ein derartig gespanntes Verhältnis entwickelt, daß der damalige Minister des Äußeren, Lord Rosebery, während mehrerer Tage den Ausbruch offener Feindseligkeiten mit Frankreich befürchtete. Er sandte deshalb von London einen Kurier mit einem Schreiben an die Königin nach Schloß Osborne, um ihr den Ernst der Lage auseinanderzusetzen. Zugleich bat er auch die Königin, den zur Zeit in Cowes weilenden Kaiser davon zu unterrichten, und zwar augenscheinlich mit dem Nebengedanken, dieser und die deutsche Regierung würden im äußersten Notfalle vielleicht dazu beitragenn können, daß ein Krieg zwischen England und Frankreich vermieden werde. Der Kaiser war am Abend des betreffenden Tages, wo der von Lord Rosebery entsandte Kurier eintraf, auf der Jacht seines Onkels zum Diner eingeladen. Gleich nach Beendigung der Tafel erschien plötzlich der Privatsekretär der Königin Sir Henry Ponsonby auf der Jacht des Prinzen, um dem Kaiser ein Handschreiben der Königin zu überreichen und ihm auch mündlich die Lage auseinanderzusetzen. Nachdem Wilhelm II. das Schreiben der Königin gelesen und Sir Henry Ponsonby angehört hatte, brach er in lautes Gelächter aus, klopfte seinen Onkel auf die Schulter und sagte zu ihm: „Na, da kannst du ja mit nach Hinterindien ziehen und zeigen, was du als Soldat kannst."

Genau in dieser Form erzählte der Prinz von Wales am folgenden Tage die Episode voller Entrüstung in intimem Kreise. Einige

Augenzeugen behaupteten sogar, der Kaiser habe seinen Onkel nicht nur auf die Schulter, sondern auch auf den Bauch geklopft. Wie aber die begleitenden Einzelheiten auch gewesen sein mögen, sicher ist, daß Wilhelm II. durch sein burschikoses Benehmen in einem so ernsten Augenblick bei seinem Onkel und dessen Umgebung in höchstem Maße angestoßen hat. Zwei Tage später traf in Cowes aus London die Nachricht ein, daß der ganze Mekhongzwischenfall erledigt sei.

Während der Cowesregatten im August 1895 erreichte die Spannung zwischen dem Prinzen von Wales und seinem Neffen den Höhepunkt. Bereits bei der Ankunft Wilhelms II. war es offensichtlich, daß, wie ich erst später feststellen konnte, infolge von allerhand Zwischenträgereien die Stimmung zwischen Onkel und Neffen bis zum Siedepunkt erhitzt war. Während der Prinz von Wales sich immer noch in seinen Äußerungen große Zurückhaltung auferlegt hatte, so daß nur sein engster Freundeskreis seine wahren Gefühle Wilhelm II. gegenüber kannte, hielt er jetzt auch in weiteren Zirkeln mit seinen Ansichten nicht mehr zurück. So manches bittere Wort des Prinzen über seinen Neffen begann immer weitere Kreise zu ziehen, und die ganze Atmosphäre vergiftete sich von Stunde zu Stunde mehr und mehr. Am allerunvorsichtigsten wurde aber Wilhelm II. in seinen Äußerungen. Nebst verschiedenen Freunden von mir habe ich z. B. mit eigenen Ohren gehört, wie er nach einem Diner an Bord der „Hohenzollern“ im Gespräch mit einer Gruppe von Gästen, worunter sich verschiedene Engländer befanden, seinen Onkel an old pea-cock*)“ nannte. Auch der Großherzog Friedrich Franz III. von Mecklenburg, welcher an dem betreffenden Abend auf der Hohenzollern anwesend war, hatte diese

*) Einen alten Pfau.

wie andere Äußerungen des Kaisers über seinen Onkel gehört. Als ich am folgenden Tage mit dem Großherzog und dem Prinzen Heinrich von Battenberg auf einer Rennjacht zusammen segelte, sprach der erstere sich ganz entsetzt über die Unvorsichtigkeit des Kaisers und sein ganzes Auftreten in Cowes aus. Prinz Heinrich von Battenberg sagte wörtlich zum Großherzog: „Warum laßt Ihr deutschen Bundesfürsten Euch denn überhaupt so viel vom Kaiser gefallen, soviel ich weiß, ist er nach der Reichsverfassung doch nur „primus inter pares". Der Großherzog zuckte mit den Achseln und erwiderte: „Der eine allein kann da nicht mit Erfolg aufmucken, es müßten dies schon alle von uns Bundesfürsten zusammen tun, aber sie alle, wenn es sich um Opposition gegen den Kaiser handelt, unter einen Hut zu bringen, erscheint mir ein Ding der Unmöglichkeit."

Abgesehen von den persönlichen, so durchaus unnützen und im höchsten Grade den deutschen Interessen zuwiderlaufenden Reibereien zwischen Wilhelm II. und seinem Onkel, brachten die Augusttage des Jahres 1895 auch eine sehr tiefe und für die Folge zum mindesten hemmende, wenn nicht gar direkt gefährliche Entfremdung zwischen dem Kaiser und dem englischen Premierminister Lord Salisbury.

Nachdem das liberale Ministerium Rosebery zurückgetreten war, hatte die konservativ-unionistische Partei unter der Führung von Lord Salisbury bei den Neuwahlen im Juli 1895 einen überwältigenden Sieg davongetragen. Ich traf mit Lord Salisbury zufällig gegen Ende Juli auf einem politischen Empfangsabend bei dem im neuen Kabinett zum Vizekönig von Irland ernannten Lord Cadogan zusammen. Als ich dem Premierminister zu dem enormen Erfolg seiner Partei bei den Parlamentswahlen gratulierte, fragte er mich, an welchem Datum der Kaiser dieses Jahr in Cowes einzutreffen gedenke, und wie lange er vermutlich dort bleiben werde.

Er deutete an, daß er in der orientalischen Frage eine persönliche Aussprache mit dem Kaiser wünsche und bereit sei, deswegen nach Cowes zu kommen. Sowieso ginge er voraussichtlich in der ersten Augustwoche zur Königin nach Osborne, um ihr Vortrag zu halten, und er würde sich mit seiner Reise eventuell so einrichten, daß er während seines Aufenthaltes bei der Königin dem Kaiser in Cowes seine Aufwartung machen könne. Schließlich bat er mich, seinen politischen Privatsekretär Eric Barrington, sobald es mir möglich sei, die genauen Daten über Ankunft und Verbleib des Kaisers in Cowes wissen zu lassen. Ich erkundigte mich auf der Botschaft nach den genauen Daten des Kaiserbesuches und teilte sie Eric Barrington mit. Auch meldete ich selbstverständlich meinem Chef, dem Grafen Paul Hatzfeldt, die Äußerungen Lord Salisburys, doch nahm dieser vorläufig wenig Notiz davon, denn niemand konnte ja ahnen, mit welch weitgehenden Vorschlägen Lord Salisbury an den Kaiser und die deutsche Regierung heranzutreten beabsichtigte.

Während der Regattawoche in Cowes wurde Graf Hatzfeldt plötzlich im Auftrage der Königin durch ihren Privatsekretär Sir Henry Ponsonby gebeten, beim Kaiser anzufragen, ob und wann es ihm genehm sei, Lord Salisbury an Bord der Hohenzollern zu empfangen. Außerdem hatte, soviel ich weiß, die Königin den Kaiser bereits persönlich auf die bevorstehende Ankunft Lord Salisburys sowie seinen Wunsch, ihn zu sprechen, vorbereitet. Tag und Stunde zum Empfange des englischen Premierministers wurden vom Kaiser bestimmt (der 8. August gewählt) und Lord Salisbury hatte zugesagt, zur festgesetzten Stunde an Bord der Hohenzollern zu erscheinen. Der Kaiser wartete und wartete, aber Lord Salisbury traf nicht ein. Endlich, nach mehr als einer Stunde Wartens, kam eine Dampfbarkasse der königlichen Jacht Alberta

zur Landungsbrücke der Hohenzollern und setzte Lord Salisbury an Bord. Der Kaiser war mittlerweile sehr ungeduldig geworden. Der englische Premierminister kam keuchend die Landungstreppe herauf und entschuldigte sich auf das lebhafteste wegen seiner unfreiwilligen Verspätung, die auf Force majeure zurückzuführen sei. In der Tat traf auch Lord Salisbury nicht die geringste Schuld an dem verspäteten Eintreffen auf der kaiserlichen Jacht. An der Maschine der Dampfbarkasse, welche ausersehen war, ihn von der königlichen Landungsbrücke in East Cowes zur Hohenzollern zu bringen, war etwas in Unordnung geraten, und ein anderes passendes Boot war nicht gleich zur Stelle gewesen. Es war also in der Tat Force majeure, was die Schuld an der Verspätung Lord Salisburys trug. Aber selbst wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, so hätte der Kaiser doch wohl zum mindestens schon aus Staatsräson mit liebenswürdiger Geste und Würde über diesen Zwischenfall hinwegsehen können, statt dem leitenden Staatsmann Englands gegenüber, wie er es tat, durch sein Benehmen Empfindlichkeit zu zeigen.

Es entspann sich eine Unterhaltung zwischen dem Kaiser und Lord Salisbury, in welcher letzterer mit dem Vorschlag einer Teilung des gesamten Türkischen Reiches zwischen England, Deutschland und Österreich hervortrat. Selbstverständlich hätte die Annahme dieses so genialen und weittragenden Vorschlages automatisch den offiziellen Beitritt Englands zum Dreibunde zur Folge gehabt. Das, was Bismarck seit dem Jahre 1875 erstrebt hatte, aber nicht durchsetzen konnte, weil England damals noch nicht bündnisreif war, hätte jetzt mit einem Schlage erreicht werden können. Was die größten Volkswirtschaftler Deutschlands, vor allem Friedrich List, bereits vor mehr als einem halben Jahrhundert fortgesetzt gepredigt hatten, konnte jetzt end-

lich zu einer vollendeten Tatsache werden, aber es sollte nicht sein. Mit einemmal hätten durch Annahme dieses Vorschlages die schwierigsten Probleme Deutschlands gelöst und der Überschuß seiner stetig zunehmenden Bevölkerung hätte in Zukunft in den an Bodenschätzen reichsten Gegenden der Welt angesiedelt werden können. Da die Mehrzahl dieser weiten Landstriche das herrlichste, gesündeste Klima besitzt und daher für das Gedeihen von Kindern der weißen Rasse wie geschaffen ist, hätte das deutsche Volk schließlich zu einem weit mehr als hundert Millionenvolk heranwachsen können, statt die am meisten unternehmungslustigen und kräftigsten seiner Söhne an das Ausland abzugeben und zuzusehen, wie diese dem Deutschtum verlorengehen. Aber an der Blindheit und Unentschlossenheit des Kaisers und seiner Ratgeber in Berlin scheiterte diese große Gelegenheit, ein auf sicherer und gesunder Basis aufgebautes größeres Deutschland zu schaffen. Statt dessen bewegte sich die deutsche Politik weiter in den seit dem Regierungsantritt Wilhelms II. beschrittenen Bahnen, die darin bestanden, die ganze Welt ohne jeden Grund anzuärgern, Sumpf und Fieberkolonien am Kongo oder in anderen Gegenden Afrikas zu erwerben und als politischer Weisheit letzter Schluß, unter gröblichster Vernachlässigung der Ausrüstung zu Lande, eine England ebenbürtige Kampfflotte bauen zu wollen, um dieses schließlich in die Arme Frankreichs und Rußlands zu treiben.

Als ich zehn Jahre später, im Jahre 1905, mit August Bebel eines Nachmittags im Reichstage eine lange Unterredung hatte und ihm unter anderem auch von diesem ihm natürlich total unbekannten Vorschlag Lord Salisburys erzählte, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und bemerkte: „Wenn sich das wirklich so verhält, was Sie mir soeben erzählen, dann verdienten Wilhelm II. und seine Ratgeber vom deutsch-nationalen wie auch sozialen Standpunkt aus

gehängt zu werden. Eine solche Gelegenheit vorübergehen zu lassen, ist das größte Verbrechen in der Weltgeschichte. Eine Annahme des Salisburyschen Vorschlages und eine kluge, sachgemäße Durchführung dieses Gedankens hätte die ganze soziale Frage bei uns in Deutschland um mindestens zwei Drittel gelöst. Auf was beruhen denn in erster Linie die sozialen Mißstände im Deutschen Reich? Doch lediglich in dem Umstande, daß die Bodenfläche Deutschlands höchstens vierzig Millionen Einwohner menschenwürdig ernähren kann, während die Bevölkerungszahl heute schon mehr als fünfundsechzig Millionen Köpfe beträgt." Ich erwähne hier aus meiner langen Unterredung, die ich mit August Bebel im Frühjahr 1905 hatte, nur diesen einen Ausspruch des großen Sozialistenführers, um mich nicht zu sehr ins Politische zu verlieren. Im zweiten Bande komme ich aber eingehend auf Bebel und meine Beziehungen zu ihm zurück. Soviel möchte ich an dieser Stelle nur noch sagen, daß ich seit dem Jahre 1905 stets große Achtung vor Bebel besessen habe, denn im Grunde genommen war er ein wahrhaft großer deutscher Patriot.

Die Unterredung zwischen dem Kaiser und Lord Salisbury am 8. August 1895 nahm schließlich sehr erregte Formen an, und ihre Folge war eine tiefgehende, dauernde Verstimmung zwischen dem Kaiser und Lord Salisbury, welche naturgemäß auch für die Zukunft einen Schatten auf die allgemeinen deutsch-englischen Beziehungen werfen mußte. Lord Salisbury ist in späteren Jahren mir gegenüber wiederholt auf diese verhängnisvolle Aussprache mit dem Kaiser in Cowes zurückgekommen. Nicht einmal, sondern bei verschiedenen Gelegenheiten hat er zu mir gesagt: „Ihr Kaiser scheint ganz zu vergessen, daß ich kein Minister du Roi de Prusse bin, sondern der Premierminister von England."

In der Zeit, wo ich später für den kranken Grafen Paul Hatz-

feldt als Geschäftsträger die Botschaft in London führte, habe ich in verschiedenen sehr heiklen Fragen lange schwierige Verhandlungen mit Lord Salisbury gehabt. Stets bin ich auf das beste mit ihm ausgekommen, und unser offizieller wie auch privater Verkehr bewegte sich in den angenehmsten Formen. In seiner Art war er ein typischer englischer Grandseigneur. Wie falsch wurde er aber von denjenigen beurteilt, welche von ihm nichts weiter als einige seiner vielleicht zynisch klingenden Aussprüche kannten.

Als z. B. ein einflußreiches Mitglied der konservativen Partei eines Tages zu ihm kam und sich dafür verwandte, daß einem sehr reichen, aber weniger bekannten Parteimitglied, welches fortgesetzt größere Summen in die Parteikasse zahlte, der Titel eines Lords verliehen würde, sagte Lord Salisbury lächelnd*): „Would it not be better to keep the carrot a bit longer before the animal's mouth." Von Irland sagte er, man könne ebensogut den Hottentotten Selbstverwaltung (homerule) zugestehen als den Iren. In einer öffentlichen Rede sprach er von den Zuständen in der Türkei als von dem „decrepit state of affairs in Turkey" usw. Wer ihn näher gekannt hat, weiß aber, wie tief Lord Salisbury als Mensch fühlte, und wie er auch in religiöser Beziehung ernstlich überzeugt war. Vielleicht könnte man ihn bezeichnen als ein sonderbares Gemisch von äußerlichem Zynismus und tiefem anglikanischen Religionsbewußtsein. Daß er einer der bedeutendsten politischen Parteiführer Englands und auf dem Gebiete der internationalen Politik von großer staatsmännischer Begabung war, dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen.

Einer der Gründe, warum er mit Lord Beaconsfield nicht immer harmonierte, war der Umstand, daß er nicht wie dieser in orienta-

*) Würde es nicht besser sein, wenn man die Rübe noch eine Weile dem Tier vor den Mund hielte.

lischen Fragen mit der Türkei durch dick und dünn gehen wollte. Vielleicht spielte bei seiner Abneigung gegen diese auch sein tiefes anglikanisches Religionsbewußtsein eine gewisse Rolle. In seiner Balkanpolitik vertrat er vom englischen Gesichtspunkt aus genau denselben Standpunkt wie Bismarck vom deutschen, indem er stets das Desinteressement Englands in allen Balkanfragen unterstrich. Wie mir der serbische Gesandte in London Michatowitsch einmal erzählte, habe Lord Salisbury ihm selbst und seinem Nachfolger wiederholt gesagt: „Ich kann euch nichts weiter anbieten als meine Sympathie, denn ich kann euch weder das Scheckbuch Englands noch Aussicht auf etwaige bewaffnete Hilfe zur Verfügung stellen.“ Im übrigen war Lord Salisbury auch kein Freund planloser kolonialer Expansion. „Was hat es für einen Zweck,“ sagte er, „immer wieder neue, wüste Landstrecken dem britischen Kolonialreich einzuverleiben, welche an und für sich wertlos sind und höchstens dazu dienen können, um auf dem Globus in roter Farbe*) verzeichnet zu werden. Eine Aufteilung des nahen Orients zwischen England, Deutschland und Österreich erschien ihm aber eines der wichtigsten Probleme der Weltpolitik. Wie er mir einmal, als wir diesen seinen Lieblingsgedanken besprachen, sagte, besitze diese Idee zwei große Vorteile, und zwar erstens den des Gewinns der fruchtbarsten und an Bodenschätzen reichsten Landstriche der Welt, zweitens eine Garantie dafür, daß England und Deutschland niemals ernstlich aneinandergeraten könnten, indem beide Teile, jeder für sich oder vielleicht auch gemeinsam auf Jahrhunderte hinaus so viele neue Kulturaufgaben zu erfüllen haben würden, daß sie beide vollauf genug mit ihren eigenen Angelegenheiten zu tun hätten und sich um andere nicht zu kümmern brauch-

*) Auf englischen Karten sind die englischen Kolonialbesitzungen meistens in roter Farbe verzeichnet.

ten. Und wenn Deutschland und England zusammenhalten, meinte er, welche Macht oder Mächtegruppe in der Welt würde es wagen, gegen diesen Konzern aufzutreten? Zu Bismarcks Zeiten hatte Lord Salisbury allerdings noch an der Politik der freien Hand für England festgehalten und sich jedem Bündnisgedanken mit irgendeiner Macht, welche es auch sein möge, widersetzt. Deshalb hatte er die verschiedenen Fühler Bismarcks, welche auf ein deutsch-englisches Bündnis hinauswollten, dilatorisch behandelt. So z. B. auch den kräftigen, unzweideutigen Fühler, welchen Bismarck in einem Privatschreiben an ihn vom 22. November 1887 in bezug auf ein Bündnis ausgestreckt hatte. Später hat er seine Ansichten über die Zweckmäßigkeit der Fortsetzung seiner Politik der freien Hand geändert und war nicht nur im Jahre 1895 bereit, auf Bündnisverpflichtungen für England einzugehen, sondern trotz aller persönlichen Verstimmungen sogar noch 1901, in welchem Jahre ich über ein deutsch-englisches Bündnis mit dem englischen Kabinett verhandelte. Im zweiten Bande meiner Memoiren folgt eine ausführliche Schilderung nebst authentischen Belegen über diese und andere Bündnisverhandlungen.

Welche Torheit ist es doch, immer noch von dem abgeschmackten und banalen Schlagwort des „perfiden Albions" zu sprechen. Dieses im 18. Jahrhundert in Frankreich geprägte Wort war seinerzeit doch schließlich nur der Ausfluß französischer gekränkter Eitelkeit über die großen Erfolge, welche England infolge seiner gesunden Realpolitik über die französische Illusions- und Gefühlspolitik davongetragen hatte. Geradezu kindisch erscheint es, dieses Schlagwort bei allen politischen Diskussionen über die englische Politik als Argument in die Wagschale zu werfen. Wer sich in das Studium der Geschichte vertieft hat und objektiv zu urteilen vermag, muß sich doch sagen, daß, wenn man den Ausdruck Perfidie in

der internationalen Politik durchaus anwenden will, England nicht mehr und auch nicht weniger perfide in seiner Politik gewesen ist als andere Staaten, welche Erfolge aufzuweisen haben. War etwa die Politik Ludwigs XIV. nie perfide? War diejenige von Napoleon I. engelrein? Haben Österreich, vor allem aber das grundsätzlich verlogene Rußland stets die zehn Gebote der Bibel in ihrer Politik befolgt? Und zuguterletzt, ist Preußen immer in den Methoden seiner Politik so offen und gutherzig gewesen, wie die Schulbücher der Geschichte es darzustellen belieben? Der Hauptunterschied liegt eben darin, daß England bereits seit Jahrhunderten eine zielbewußte und großzügige, von Erfolg gekrönte Realpolitik getrieben hat, während es bei den anderen Staaten oft lange Perioden gegeben hat, wo eine ziellose und hoffnungslose Illusions- und Gefühlspolitik die Obrhand besaß. Als die lächerlichste und gefährlichste Politik, welche je dagewesen ist, dürfte aber in der Weltgeschichte die Politik der wilhelminischen Ära von der Entlassung Bismarcks bis zum Ausbruch des Weltkrieges verzeichnet werden, denn sie war weit schlimmer als perfide, sie war idiotisch.

Als König Eduard im Oktober des Jahres 1905 zwar nicht auf offiziellem Wege, sondern durch andere Kanäle aus Petersburg von dem im Juli des Jahres zwischen Wilhelm II. und Nikolaus II. abgeschlossenen Björkövertrag Kenntnis erhielt und seitdem mit seiner Einkreisungsidee wirklich ernst zu machen beschloß, bezeichnete er in engem Freundeskreise seinen Neffen Wilhelm II. als „the most brilliant failure in history", in Deutsch als „den glänzendsten Mißerfolg in der Weltgeschichte". In weiteren Kreisen wurde diese Äußerung König Eduards erst während der Marokkokrise im Jahre 1911 bekannt. Näher eingehen will ich auch hierauf erst in dem eigentlich politischen Teil meiner Memoiren. Nur möchte ich an dieser Stelle noch einmal betonen, daß König Eduard von Hause aus niemals

der fanatische Deutschenfeind gewesen ist, als welchen gewisse ununterrichtete Kreise in Deutschland ihn hinzustellen belieben. Im Jahre 1901 stand er z. B. dem Gedanken eines deutsch-englischen Bündnisses sehr sympathisch gegenüber, aber die fortgesetzten Nadelstiche aus Berlin — ein Ausdruck, den er mir gegenüber im Jahre 1901 wiederholt gebrauchte — haben ihn eines anderen belehrt und in die Einkreisungspolitik hineingetrieben. Die Absicht, einen Weltkrieg damit heraufzubeschwören, hat aber Köng Eduard sicherlich nie gehabt, ebensowenig wie auch Wilhelm II. niemals, selbst nicht im Juli 1914, wirklich ernstlich einen Krieg gewollt hat. In den Augen König Eduards war, wie er mir im Mai 1905 einmal selbst sagte, der Ausgleich schwebender Differenzen und die damit verbundene Annäherung an Frankreich und Rußland lediglich eine Maßnahme zur Erhaltung des Weltfriedens, zugleich aber auch ein Wink an Wilhelm II. und die aggressive Flottenpolitik des Herrn von Tirpitz, den Bogen nicht zu weit zu spannen und den Beschimpfungen und Drohungen, mit welchen der deutsche Flottenverein nebst seinen Organen England fortgesetzt bedachte, ein Ende zu machen. Hätte König Eduard aber im Jahre 1914 noch gelebt, so wäre höchstwahrscheinlich der Ausbruch des Krieges trotz der Fehler der maßgebenden politischen Kreise Deutschlands und Österreichs vermieden worden.

Nach Ausbruch des Krimkrieges im Jahre 1853 hat Lord Beaconsfield, welcher den Krieg in erster Linie auf die Unzulänglichkeit der damaligen europäischen Diplomatie zurückführte, in einer seiner temperamentvollen Parlamentsreden die Torheit der für den Krieg verantwortlichen Staatsmänner mit folgenden scharfen Worten gegeißelt:

„The assaults of brutality you may combat
the cunning of duplicity you may contravene

the wiles of diplomacy you may defeat,
but there is one force, which no human ingenuity can cope with,
the unconscious machinations of stupidity.

Diese unbewußten Machenschaften der Dummheit, wie Lord Beaconsfield sich ausdrückt, unserer deutschen wie auch der österreichischen verantwortlichen Staatsmänner waren es eben, welche, ohne es selbst zu ahnen und zu wollen, die Welt im Juli 1914 in diese furchtbare Katastrophe hineingebracht haben.

Alles in der Welt ist schon dagewesen, selbst die Einkreisungspolitik eines englischen Königs gegen einen deutschen Kaiser. Der Hohenstaufenkaiser Heinrich VI. (1190—1197) strebte danach, das Kaisertum in Deutschland für seine Dynastie erblich zu machen und besaß hochfliegende Weltherrschaftspläne. Sein stärkster und erbittertster Feind war in Deutschland selbst der Welfenherzog Heinrich der Löwe. Von dem Vater Heinrichs VI., Friedrich I., Barbarossa, besiegt, hatte dieser nach England in die Verbannung gehen müssen. Sobald Friedrich Barbarossa aber Deutschland wieder den Rücken gekehrt, um an einem Kreuzzuge teilzunehmen, kam Heinrich der Löwe, von seinem Schwager, dem englischen König Richard Löwenherz, angestachelt, gegen sein gegebenes Versprechen nach Deutschland zurück, um den Kampf gegen die Hohenstaufendynastie von neuem aufzunehmen und zunächst Sachsen wieder in seine Gewalt zu bringen. Heinrich VI. bestieg um diese Zeit gerade den Thron, da sein Vater Friedrich Barbarossa während des Kreuzzuges beim Überschreiten des Flusses Saleph umgekommen war, Da Heinrich VI. sich mit Konstanze, der Erbin des Normannischen Reiches in Süditalien, vermählt hatte, war er gezwungen, nach dem plötzlich erfolgten Tode des letzten Normannenkönigs Wilhelm II. nach Italien zu gehen, um das Sizilische Königreich, dessen Erbin

seine Gemahlin war, in Besitz zu nehmen. Jetzt setzte Richard Löwenherz von England, um den Weltherrschaftsplänen Heinrichs VI. entgegenzutreten, mit seiner Einkreisungspolitik gegen diesen auf der ganzen Linie ein. Auf das kräftigste unterstützte er weiter seinen Schwager Heinrich den Löwen, er versöhnte sich mit dem ihm bisher verfeindeten doppelzüngigen Philipp II. von Frankreich, um ihn gegen Heinrich VI. aufzuwiegeln, er trat mit einem Bastardsohn der erloschenen normannischen Dynastie des Sizilischen Reiches, Tankred von Lecce, in Verbindung, ermutigte ihn in seinen Bestrebungen, statt der Hohenstaufendynastie selbst auf den Thron zu gelangen, und schließlich brachte er es auch fertig, den Kaiser von Byzanz zu den Gegnern Heinrichs VI. herüberzuziehen. Zu seinem Unglück erlitt Richard Löwenherz aber Schiffbruch und war gezwungen, aus dem Orient zu Lande nach England zurückzukehren. Als er österreichisches Gebiet durchquerte, geriet er in der Nähe von Wien in die Gefangenschaft seines Todfeindes, des Herzogs Leopold V. von Österreich, und dieser lieferte ihn dem Kaiser aus. Heinrich VI. hielt ihn lange Zeit auf der Burg Trifles gefangen und ließ ihn nicht eher los, bis er ihm den Lehnseid geleistet und sich durch große Summen Goldes losgekauft hatte. Um die Befreiung ihres Königs zu erwirken, mußten z. B. die englischen Klöster damals selbst ihre goldenen Kirchengefäße hergeben. Mit diesem Mißerfolg endete die Einkreisungspolitik eines englischen Königs gegen einen deutschen Kaiser gegen Ende des 12. Jahrhunderts.

Wilhelm II. ist nicht so glücklich gewesen wie Heinrich VI. Als im August 1911 während der Marokkokrise, welche der damalige Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Herr von Kiderlen-Wächter mit Billigung des Reichskanzlers Herrn von Bethmann-Hollweg in so frevelhafter Weise heraufbeschworen hatte, hätte aber Wil-

helm II. auf ein Haar dasselbe Schicksal erreicht wie Richard Löwenherz vor 700 Jahren. Nur wenige wissen bis auf den heutigen Tag, an welch seidenem Faden damals ein ganz plötzlicher Kriegsausbruch hing; weder Herr von Bethmann noch Herr von Kiderlen waren sich des Ernstes der Lage, die sie heraufbeschworen hatten, bewußt, aber am ahnungslosesten war Wilhelm II., welcher zur Zeit ganz gemächlich und vergnügt auf seiner Jacht Hohenzollern in norwegischen Gewässern umherkreuzte!

IX. Kapitel

Als ich im Spätsommer 1893 von London aus in Berlin auf Urlaub weilte, wurde gerade sehr viel von einer Reichskanzlerkrise gesprochen. Es hieß, Caprivi besäße nicht mehr das Vertrauen des Kaisers und werde in kürzester Zeit durch eine andere Persönlichkeit ersetzt werden. Die Krise ging aber diesmal wieder vorüber, erst ein Jahr später, am 26. Oktober 1894, erfolgte die Entlassung Caprivis, und Fürst Klodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst trat an seine Stelle. Ich erinnere mich, wie bei der Kanzlerkrise im Jahre 1893 allerhand Namen genannt wurden, welche angeblich als Nachfolger Caprivis in Aussicht genommen sein sollten. Unter diesen befand sich auch der Name einer Persönlichkeit, welche vom Referendar bis zum Oberpräsidenten stufenweise in der preußischen Beamtenkarriere groß geworden war. Eines Abends wurde auf einem kleinen Herrendiner, welchem ich beiwohnte, dieser Fall besprochen, als Herbert Bismarck, welcher gerade aus Friedrichsruhe in Berlin eingetroffen war und verspätet zu diesem Diner erschien, in den Eßsaal hereintrat. Er nahm sofort an der Diskussion teil und erzählte uns, sein Vater habe sich ihm gegenüber in Friedrichsruh erst vor wenigen Stunden wie folgt geäußert: „Ich habe durchaus keinen Grund, auf Caprivi gut zu sprechen zu sein, denn er hat sich bei meinem Abgange und auch später schändlich gegen mich benommen.

Trotzdem würde ich sein Scheiden von dem Kanzlerposten bedauern. Zwar hat er in der äußeren Politik mehrere große Fehler gemacht, im großen und ganzen verbürgt seine Politik aber doch wenigstens die Sicherheit des Reiches nach außen. Sollte indessen jemals der Fall eintreten, daß ein preußischer, in der Ochsentour groß gewordener Regierungsbeamter Reichskanzler wird, so würde dies wahrscheinlich sehr bald Finis Germaniae bedeuten, denn in ihrem maßlosen bureaukratischen Dünkel glauben solche Herren meistens alles zu wissen und alles zu können. Vor allem haben sie aber kein Verständnis für die Psyche des eigenen Volkes, geschweige denn für diejenige des Auslandes."

Sechzehn Jahre später, im Juni 1909, wurde in der Person Theobald von Bethmann-Hollwegs ein in der Ochsentour groß gewordener preußischer Bureaukrat zum Reichskanzler ernannt. Die Früchte seiner Kanzlerschaft liegen heute, im Jahre 1919, der gesamten Welt genügend vor Augen, so daß es überflüssig erscheinen dürfte, sich eingehend mit der Persönlichkeit und Tätigkeit des Herrn von Bethmann-Hollweg zu beschäftigen.

In der Berliner Gesellschaft gab es in den der Entlassung Bismarcks folgenden Jahren zwei Parteien. Der bei weitem größte Teil der Gesellschaft hielt es aus Opportunitätsgründen mit dem Berliner Hofe, von welchem Bismarck und sein Anhang nicht nur ignoriert, sondern zeitweise sogar direkt verfolgt wurde. Zu denjenigen, welche auch nach seiner Entlassung durch dick und dünn zu ihm hielten, gehörte in erster Linie der bekannte oberschlesische Magnat Graf Guido Henckel von Donnersmark. Wenn er in Berlin war, bewohnte er die erste Etage im Blücherpalais am Pariser Platz, wo er ein sehr gastfreies Haus ausmachte. Bei ihm trafen sich regelmäßig die meisten Bismarckfreunde. Daß der Kaiser ihm deswegen in höchstem Maße grollte, war ihm ganz gleichgültig. Ich erinnere

mich, wie ich eines Abends, als ich während meines Urlaubs im Spätsommer 1893 bei ihm zur Abendtafel geladen war, nachher noch in das Kasino am Pariser Platz ging und dort von einer Anzahl von Persönlichkeiten, deren ganzes Dichten und Trachten im Berliner Hofe verankert war, geradezu insultiert wurde, weil ich in dem Hause eines Rebellen, als welchen sie den Grafen Henckel bezeichneten, verkehre. Zwei Jahre später söhnte sich aber Wilhelm II. mit dem Grafen Guido Henckel aus, und dieser wurde in den preußischen Fürstenstand erhoben. Seitdem verkehrte der Kaiser regelmäßig in seinem Hause und war wiederholt auch sein Gast in Schloß Neudeck in Oberschlesien, wo er den großen Fasanenjagden beiwohnte. Da kamen denn all die kleinen Streber und Speichellecker der Berliner Hofgesellschaft angetanzt, taten alles nur mögliche, um sich beim Fürsten und der Fürstin Donnersmark einzuschmeicheln und fühlten sich sehr geehrt, wenn sie ihr Haus betreten durften. Darunter befanden sich genau dieselben Persönlichkeiten, welche mich zwei Jahre bevor insultiert hatten, weil ich in dem Hause eines Rebellen verkehrte. Niemandem aber war die Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Henckel-Donnersmark unerwünschter als Holstein. Sein Haß gegen diesen alten getreuen Bismarckfreund war so groß, daß er gegen jedes Mitglied des Auswärtigen Amtes oder der Diplomatie, welches beim Fürsten Donnersmark verkehrte, sofort Verdacht schöpfte. Ich selbst habe es einmal am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Holstein verfügte nämlich in Berlin persönlich über eine Art von Spitzelsystem. Gewisse Diplomaten, welche sich bei ihm einschmeicheln wollten, um dadurch in ihrer Karriere Vorteile zu erzielen, hinterbrachten ihm alles, von dem sie wußten, daß es in seine vielen Hirngespinste hineinpaßte. So hatte unter anderem auch einer meiner liebenswürdigen und menschenfreundlichen Kollegen, ein Typ von

jenen Gemütsathleten, deren es ja leider so viele im diplomatischen Dienst von jeher gegeben hat, noch vor der Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Donnersmark an Holstein erzählt, ich reiste, ohne Urlaub zu haben, öfters mit seinem Antipoden in der Welt herum, träfe ihn in Paris, Baden-Baden und anderen Orten, stände in regelmäßigem Briefwechsel mit ihm und unterrichte ihn über alles, was in der Politik vorginge. Diese Version beruhte natürlich auf einer Verdrehung wahrer Tatsachen. Ich habe den Fürsten Donnersmark zwar manchmal zufällig in Paris und Baden-Baden getroffen, bin aber nie mit ihm in der Welt umhergereist und stand, damals wenigstens, auch in keinerlei Art von Briefwechsel mit ihm. Anlaß zu dieser böswilligen Verdrehung wahrer Tatsachen hatte augenscheinlich ein vierzehntägiger Aufenthalt des Fürsten Donnersmark im Herbst 1892 in England gegeben. Vom holländischen Seebad Scheveningen aus, wo sich der Fürst längere Zeit mit seiner Familie aufhielt, schrieb er mir nach London, um mir mitzuteilen, daß er in Begleitung seines Neffen, eines Grafen Luxburg, nach England zu kommen gedenke, um sich nach langer Zeit wieder einmal dort umzusehen und verschiedene wirtschaftliche Fragen zu studieren. „Da ich genau weiß," schrieb er in diesem Brief, „daß Sie als waschechter Schlesier nicht zu dieser Gesellschaft gehören, welche mich aus Furcht, an gewisser hoher Stelle anzustoßen, grundsätzlich meidet, so wende ich mich an Sie mit der Bitte, mir im Savoy-Hotel zwei Schlafzimmer und, wenn möglich, einen kleinen Salon zu bestellen und mir während meines Aufenthaltes in England mit Ihrem Rat zur Seite zu stehen." Ich telegraphierte darauf dem Fürsten nach Scheveningen, daß ich Wohnung für ihn besorgt habe und ihn bei seiner Ankunft in London auf der Viktoria-Station empfangen würde. Der Fürst traf zu angegebener Zeit mit seinem Neffen in London ein und freute sich aufrichtig,

mich auf dem Bahnhof zu seinem Empfange vorzufinden. Er dankte mir dafür herzlich und sagte, er habe früher nie gewußt, wie viele feige und unzuverlässige Kreaturen es in der Welt gebe. Nur, weil er nach wie vor an seiner alten Freundschaft und Verehrung für den Begründer des Deutschen Reiches festhalte, werde er von Allerhöchster Seite verfolgt, und all das elende Gewürm, was bei Hofe umherkrieche, schnitte ihn. Natürlich gebe es auch Ausnahmen, aber sehr, sehr wenige. Während seines ganzen Aufenthaltes in London waren wir täglich zusammen. Ich führte ihn sofort in einige Klubs ein, wo er mit Persönlichkeiten, welche in der Politik und im Wirtschaftsleben eine führende Rolle spielten, zusammenkam. Wir machten auch mehrere Ausflüge in die Umgegend von London sowie nach einigen industriellen Zentren Englands. Da der Fürst vor dem Feldzuge von 1870/71 viele Jahre in Paris gelebt hatte, wo er in den Champs Elysées ein prächtiges kleines Palais besaß, und am Hofe Napoleons III. sehr viel verkehrt hatte, drückte er eines Tages den Wunsch aus, die Kaiserin Eugenie, welche auf ihrem Landsitz in Farnborough unweit London lebte, einmal wiederzusehen. Eines Sonntags fuhren wir in aller Frühe dorthin und hatten die Absicht, uns bei der Kaiserin anmelden zu lassen. Als wir vom Bahnhof aus die Allee entlang schritten, welche direkt nach dem Landhaus der Kaiserin führt, sahen wir sie plötzlich, von einer Dame und dem alten Privatsekretär Napoleons III., Monsieur Pétrie, begleitet, uns entgegenkommen. Anscheinend befand sie sich gerade auf dem Wege zur Kirche. Ich wollte auf die Kaiserin, welche ich ja von Cowes her bereits kannte, zuschreiten und ihr den Besuch eines alten guten Bekannten aus Paris anmelden, aber der Fürst hielt mich zurück. Plötzlich war ihm das Herz in die Hosen gefallen, wie er später selbst von sich sagte, er sprang hinter eine dicke Eiche und forderte mich auf dasselbe zu tun. Wie

die Kaiserin bei uns vorbeikam, äugte er hinter dem Baum hervor, um sie sich genau anzusehen, und als sie vorbei war, sagte er: „Na, jetzt können wir ja wieder nach London zurückfahren." Er erzählte mir dann, daß er die Kaiserin zum letztenmal vierzehn Tage vor Ausbruch des Krieges in Paris gesehen, und daß sie, wie er heute habe konstatieren können, sich in den letzten dreiundzwanzig Jahren nur sehr wenig in ihrem Aussehen verändert habe. Als Grund, warum ihm plötzlich das Herz in die Hosen gefallen sei, gab er den Umstand an, daß er gerade in dem Augenblick, wo er die Kaiserin uns habe entgegenkommen sehen, daran gedacht habe, wie am selben Tage des Kriegsausbruches, auf ihre ausdrückliche Order hin, von der Pariser Polizei seine sämtlichen Briefschaften in seinem Palais in den Champs Elysées beschlagnahmt worden seien.

Als ich die Kaiserin im folgenden Jahre während der Cowesregatta auf ihrer Jacht besuchte, erzählte ich ihr von unserer kleinen Eskapade nach Farnborough. Sie lachte herzlich darüber und sagte, sie habe uns nicht hinter dem Baum bemerkt. Sie könne sich aber den Anblick lebhaft vorstellen, wie ihr Freund aus Paris mit seiner etwas korpulenten Figur eiligst hinter eine Eiche voltigiert sei. Sie bedauerte sehr, ihn nicht gesehen zu haben, beauftragte mich, ihn von ihr zu grüßen und ihm zu sagen, er möchte sie doch, wenn er im Winter nach der Riviera kommen sollte, in Kap St. Martin besuchen.

In London hielt sich zur selben Zeit wie Fürst Donnersmark ein Mitglied der deutschen Diplomatie zu Besuch auf, welches zu einer gewissen Kategorie von ebenso boshaften wie diplomatisch und politisch unfähigen Klatschbasen gehörte, deren Vertreter bis auf den heutigen Tag noch unter den deutschen Diplomaten nicht gar zu vereinzelt vorkommen. Er hatte mich mit dem Fürsten

öfters zusammen im Savoyrestaurant dinieren sehen, auch sonst vielleicht über unsere gemeinsamen Ausflüge etwas verlauten hören und kombinierte sich daraus eine lange Geschichte zusammen. Als er nach Berlin zurückkam, ging er zu Holstein und brachte, wie der Jude zu sagen pflegt, ein mächtiges „Gesaires" zustande. Die nächste Folge davon war, daß Holstein, bei welchem ich während meiner Urlaube in Berlin meistens ein- und ausging, mich auf lange Zeit überhaupt nicht mehr empfing. Als mein Chef Graf Paul Hatzfeldt nach einiger Zeit einmal wieder nach Berlin kam, sagte ihm Holstein, er möchte doch auf mich aufpassen, denn es läge ein starker Verdacht vor, daß ich zu denjenigen Personen gehöre, welche mit dem Fürsten Donnersmark zusammen gegen ihn, Holstein, und das Auswärtige Amt konspirierten. Der kluge Graf Hatzfeldt, welcher die Schrullen Holsteins nur zu genau kannte, lachte ihn aus und sagte ihm, daß ich ein ganz harmloser Mensch sei, vor dem er sich nicht zu fürchten brauche. Allmählich zog sich dann mein Verhältnis zu Holstein wieder zurecht, und als ich das nächste Mal nach Berlin kam, wurde ich von ihm empfangen. Mit keinem Wort erwähnte er aber den Fürsten Donnersmark. Es war dies ungefähr um dieselbe Zeit, wo eine zwischen ihm und dem Fürsten schwebende Duellaffäre in der bekannten Kladderadatschangelegenheit nach langen Hin- und Herverhandlungen ihren endgültigen Abschluß gefunden hatte.

Einzelheiten über diese Affäre habe ich weder von Holstein noch vom Fürsten Donnersmark je zu erfahren bekommen und weiß nur dasjenige darüber, was allgemein bekannt ist.

Als ich nach der Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Donnersmark eines Abends bei letzterem auf einer Soiree war, traf ich dort den betreffenden Diplomaten, welcher mir bei Hol-

stein die angenehme Geschichte, welche ich soeben geschildert, eingebrockt hatte. Während der Anwesenheit des Fürsten Donnersmark in London hatte er sich wie viele andere seiner Kategorie damit gebrüstet, daß er mit Rebellen nicht verkehre und ihnen aus dem Wege gehe. Als er mich erblickte, wurde er kreidebleich. Ich ging auf ihn zu und sagte zu ihm, ich sei sehr erstaunt, ihn in dem Hause eines Rebellen zu treffen. Er fing an zu stottern und versuchte das Gespräch auf andere Dinge abzulenken. Ich nagelte ihn aber fest und sagte zu ihm, daß mir von der infamen niedrigen Intrige, die er gegen mich inszeniert, sämtliche Einzelheiten authentisch bekannt seien. Er stotterte weiter und versuchte sich herauszureden. Ich selbst schnitt jedoch jedes weitere Gespräch mit ihm ab, indem ich sagte: „Ich verbitte mir ein für allemal, daß Sie mich je wieder grüßen oder anreden, denn sonst könnte etwas passieren!" Dann drehte ich ihm den Rücken und ließ ihn stehen. Er hat mir niemals wegen dieser schroffen Zurechtweisung eine Duellforderung geschickt, ist mir aber seitdem viele Jahre aus dem Wege gegangen. Als ich ihm vor wenigen Jahren wieder einmal begegnete, begrüßte er mich ganz plötzlich auf das katzenfreundlichste. Ich aber drehte ihm wieder den Rücken und ließ ihn stehen.

Immer mehr verschärfte sich im Lauf der Jahre nach der Entlassung Bismarcks das gespannte Verhältnis zwischen Holstein und Herbert Bismarck und artete schließlich in ein derartiges Gefühl gegenseitigen Hasses aus, wie ich es nur selten in meinem Leben gesehen habe. In die Hupkagesellschaft kam Herbert Bismarck nach seinem Austritt aus der Staatskarriere kaum mehr oder höchst selten. Dagegen traf ich ihn, wenn ich in Berlin auf Urlaub war, oft in Gesellschaften. Am meisten sah ich ihn auf kleinen intimen Herrendiners, welche Graf Konrad Lüttichau beinahe wöchentlich im alten Hotel Kaiserhof für eine Anzahl seiner Freunde arrangierte. Bei die-

ser Gelegenheit ließ er seinen Gefühlen des Hasses gegen Holstein gewöhnlich freien Lauf. In den meisten Fällen war Holstein durch sein persönliches Spionagesystem bereits am folgenden Tage nach einem solchen gemeinsamen Essen im Kaiserhof darüber unterrichtet, ob Herbert Bismarck dabei gewesen sei, und wer von seinen sonstigen Feinden sich daran beteiligt habe. Als ich mich eines Tages vor meiner Rückkehr nach London bei Holstein verabschiedete und Privatbriefe von ihm zur Übermittelung an den Grafen Paul Hatzfeldt in Empfang nahm, brachte er das Gespräch auf die vom Grafen Lüttichau fast wöchentlich arrangierten Subskriptionsdiners im Kaiserhof. Ich merkte sofort, auf was er hinauswollte, und beschloß, mich sehr reserviert gegenüber eventuellen weiteren Fragen seinerseits zu verhalten. „Wie ich höre," sagte er plötzlich mit einer gleichgültigen, augenscheinlich künstlich aufgezwungenen Miene, „soll Herbert Bismarck bei den Herrendiners im Kaiserhof immer sehr über mich herziehen; wenn ich nur herausbekommen könnte, was er eigentlich gegen mich hat, und warum er mich so intensiv mit seinem Groll verfolgt, dann könnte ich mich ja leichter gegen gewisse Insinuationen, die er systematisch gegen mich ausstreuen soll, schützen." Ich erwiderte, es sei mir nicht bewußt, daß er in meiner Gegenwart je etwas gegen ihn (Holstein) gesagt habe. „Aber Sie sind doch die letzten drei Wochen jedesmal bei diesen kleinen Dieners im Kaiserhof gewesen," fuhr Holstein fort, „demnach müssen Sie doch z. B. wissen, was Herbert Bismarck zum Grafen Hohenthal kürzlich während des Essens über mich gesagt hat." In der Tat hatte ich Herbert Bismarck letzthin zum Grafen Hohenthal sagen hören, es sei höchste Zeit, daß die deutschen Bundesfürsten sich einen so hoffnungslosen Narren wie Holstein als Leiter der auswärtigen Politik beim Kaiser verbäten. Er, Hohenthal, solle doch dafür sorgen, daß der König Albert von Sachsen die Sache in die

Hand nähme und mit den übrigen Bundesfürsten einen Kollektivschritt beim Kaiser ins Werk setze.

Später erfuhr ich vom Fürsten Philipp Eulenburg, daß einige Bundesfürsten beim Kaiser eine, wenn auch mattherzige, Demarche wegen der Holsteinischen Politik unternommen hätten. Der Kaiser habe sich aber jede Einmischung in auswärtige Angelegenheiten verbeten, und die Sache sei damit erledigt.

Mit Herbert Bismarck habe ich mich im Verlauf der folgenden Jahre weiter sehr gut gestanden, obgleich wir immer seltener zusammentrafen. Leider kamen wir aber im Herbst 1899 infolge von Mißverständnissen und Intrigen vollständig auseinander. Erst ein Jahr vor seinem im September 1904 erfolgenden Tode kamen wir wieder zusammen, nachdem ein gemeinsamer Freund von uns interveniert und alle Mißverständnisse, die in erster Linie auf politischem Gebiet lagen, aus dem Wege geräumt hatte. Erst im zweiten Bande komme ich eingehend hierauf zurück.

X. Kapitel

Von London fuhr ich auch sehr oft nach Paris, wo ich sowohl in der französischen Gesellschaft als auch unter den dort lebenden Amerikanern viele Freunde hatte. Meistens wohnte ich bei einem amerikanischen Freunde namens Rey Miller. Er war Junggeselle und hatte in der Rue de Pressbourg, dicht am Arc de Triomphe, ein sehr behagliches Appartement. Im allgemeinen wohnte er in Amerika, kam aber jedes Jahr auf mehrere Monate nach der Riviera und Paris, um sich dort auszuleben. In seinem Appartement gab er oft sehr amüsante Feste nach Pariser Art. Drei Jahre hintereinander, 1893, 1894 und 1895, war ich mehrere Wochen während der Pariser Saison im Frühjahr bei ihm zu Besuch. Neben vielen Amerikanern waren besonders ein russischer Diplomat namens Baron Stoeckel sowie der älteste Sohn des bekannten französischen Generals Marquis de Gallifet, der Graf Charles de Gallifet, unsere gemeinschaftlichen Freunde. Fast täglich waren diese mit Rey Miller und mir zusammen, und wir genossen das Pariser Leben in vollsten Zügen. In den achtziger Jahren und Anfang der neunziger Jahre bestand in vieler Beziehung noch das alte Paris mit seinen Traditionen, Sitten und Gewohnheiten des zweiten Empires unter Napoleon III. Wie in London, so haben sich auch in Paris die Lebensgewohnheiten seit dem Aufkommen

des Automobils beträchtlich geändert und das Leben wurde immer weniger behaglich im Vergleich zu früher. Welchen Einfluß der Weltkrieg auf das Pariser und Londoner Leben nun erst gehabt haben mag, entzieht sich meiner Beurteilung.

Mein Freund Graf Charles Gallifet gehörte ebenso wie sein Vater noch zu jenem scharmanten Typ althergebrachter französischer Chevalerie, welcher, wie es den Anschein hat, jetzt leider ganz ausgestorben ist. Er hatte längere Jahre als Offizier bei einem französischen Kürassierregiment gedient, nahm aber, als er sich mit einer sehr netten und liebenswürdigen amerikanischen Dame verheiratete, seinen Abschied. Zum letztenmal bin ich im Jahre 1905 in dem französischen Seebade Trouville mit ihm zusammengekommen. Das darauf folgende Jahr starb er leider an einer Blinddarmentzündung, welche von den Ärzten nicht rechtzeitig erkannt worden war.

Auch seinen Vater lernte ich durch ihn kennen und freundete mich mit diesem, obgleich er so viel älter war als ich selbst, sehr an. In der Geschichte ist er bekannt durch seine Tapferkeit während des französischen Feldzuges in Mexiko, wo er schwer verwundet wurde und seitdem eine silberne Platte über seiner Wunde, die sich in der Nähe des Magens befand, trug. Am berühmtesten ist er geworden durch den Todesritt bei Sedan am 2. September 1870, wo er an der Spitze französischer Kavalleriemassen den durch die deutschen Truppen geschlossenen Ring zu durchbrechen suchte. Bei diesem heldenmütigen aber vergeblichen Unternehmen geriet er in deutsche Kriegsgefangenschaft. Im Mai 1871 unterdrückte er den Kommuneaufstand in Paris. Später war er einige Jahre kommandierender General des neunten französischen Armeekorps und nahm dann seinen Abschied. Viele Jahre darauf griff die französische Regierung auf ihn zurück, und im Jahre 1899

wurde er zum Kriegsminister ernannt. Diese Stellung bekleidete er aber nur ein Jahr. Im Juli 1909 starb er in seinem achtzigsten Lebensjahre. Mit ihm sank eine jener alten ritterlichen Figuren ins Grab, deren es heute wohl kaum viele mehr in Frankreich geben dürfte.

Mein Freund Rey Miller besaß auch eine sehr elegante Coach nebst zwei Viererzügen. Auf dieser machten wir oft lange Ausflüge in die schöne Umgebung von Paris. Eines Tages brachte Charles Gallifet seinen Vater mit, um auf der Coach von Rey Miller mit uns zusammen eine Fahrt nach Versailles zu machen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich den ritterlichen alten Haudegen zuerst kennen. Eines Abends war er auch auf einem der lustigen Soupers, welche Rey Miller in seinem Appartement zu geben pflegte, zugegen. Es war ein Souper mit Damen, aber nicht aus dem Faubourg St. Germain, sondern die elegantesten und gefeiertsten Damen der Pariser Demimonde waren anwesend. Während und erst recht nach dem Souper ging es sehr lustig zu, eine Zigeunerkapelle spielte die ganze Zeit, und der alte Marquis schien sich im Gespräch mit einigen der elegantesten und geistreichsten anwesenden Frauen sehr gut zu unterhalten. Nicht immer Schönheit, aber Eleganz, Geist und liebenswürdiges Wesen waren zur Zeit des zweiten Empires und auch noch viele Jahre darauf die Haupteigennschaften, welche eine Dame der Demimonde besitzen mußte, um in höheren und den höchsten Kreisen der Herrengesellschaft eine Rolle zu spielen. Es würde zu weit führen, wenn ich hier eine Charakteristik und Beschreibung jeder einzelnen der damals in Paris am meisten bekannten und gefeierten Damen der Demimonde geben wollte.

Während des Soupers trank mir der alte General zu und machte in seiner scharmanten natürlichen Art einige Redewendungen, welche in deutscher Übersetzung wie folgt lauten: „Mein lieber Kamerad

von den deutschen Kürassieren, ich erhebe mein Glas und trinke darauf, daß Frankreich und Deutschland für alle künftigen Zeiten die besten Freunde sein und Hand in Hand am Fortschritt der Zivilisation der Welt arbeiten werden. Sollte es, was ich nicht hoffe und auch nicht glaube, doch wieder einmal einen Zusammenstoß zwischen uns geben, dann wollen wir aber in möglichst ritterlicher Form die Waffen kreuzen." Dann bemerkte er scherzend weiter: „Sollten wir beide uns jemals als Gegner im Felde treffen, so werden wir erst einen Bügeltrunk (coup d'étrier) zusammen nehmen, uns dabei an das schöne Fest und die liebenswürdigen Damen von heute abend erinnern und uns erst nachher gegenseitig umbringen oder vielleicht auch nicht." Die ganze Tafelrunde klatschte mit den Händen dem alten General lebhaften Beifall zu und alles trank mit.

Daraufhin fühlte ich mich bewogen, dem General für seine freundlichen Äußerungen zu danken, erhob mein Glas und sagte in französischer Sprache einige Worte, die in deutscher Übersetzung wie folgt lauten: „Erlauben Sie, Herr General, daß ich Ihnen meinen herzlichsten Dank für die freundlichen Worte ausspreche, die Sie soeben an mich und mein Vaterland zu richten die Güte hatten. Daß ich den Gefühlen, welche Sie über das künftige Verhältnis zwischen unseren beiden Ländern zum Ausdruck gebracht haben, mit ganzem Herzen zustimme, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Um eins bitte ich Sie aber noch, Herr General, nämlich mir zu erlauben, als alter preußischer Kavallerieoffizier Ihnen meine Bewunderung und Hochachtung für Ihre so überaus heldenmütige Kavallerieattacke am Tage von Sedan auszusprechen. Wenn auch die Schlacht für Frankreich verloren war, die Ehre der französischen Armee war durch Sie und Ihre tapferen Reiterscharen gerettet. Ich kann Sie versichern, Herr General, daß die Bewunderung, die ich hier für Sie zum Ausdruck bringe, von jedem einzelnen deutschen

Kavallerieoffizier geteilt wird. Es lebe der Held von Sedan." Der alte General war über meine wenigen Worte sichtlich tief gerührt, ergriff sein Glas und stieß mit mir an. Der ganzen großen Tafelrunde bemächtigte sich aber brausender Jubel, besonders die Pariserinnen gerieten in Ekstase, forderten von der Musik die Marseillaise, alles erhob sich und unter den Rufen „vive l'héros de Sédan" stießen sie mit dem General an. Kaum waren die Töne der Marseillaise verklungen, da wandte sich der General an die Musik und rief mit lauter Stimme: „Jouez la Wacht am Rhein." Der Primas der Zigeunerkapelle, welchem es sicherlich noch nie vorgekommen war, daß in Frankreich und noch dazu von einem berühmten französischen General die Wacht am Rhein verlangt wurde, zögerte anfangs. Als ihm aber der General erneut zurief, „jouez donc, vite vite", stimmte er endlich mit seiner Kapelle die Wacht am Rhein an, welche von der ganzen Tischgesellschaft mit lautem Beifall begrüßt wurde.

Wenige Tage nach diesem denkwürdigen Fest war ich beim Fürsten Münster auf der Botschaft zum Frühstück geladen. Nach beendeter Mahlzeit forderte er mich, wie gewöhnlich auf, in sein Arbeitszimmer zu kommen, um noch unter vier Augen mit mir über allerhand zu plaudern. Bei dieser Gelegenheit erzählte ich ihm, was sich auf dem Souper bei meinem Freunde Rey Miller zugetragen hatte. Dazu bemerkte Fürst Münster: „Seitdem der brave friedliebende Sadi Carnot Präsident der französischen Republik ist, hat sich bereits vieles zu Gunsten unseres Verhältnisses zu Frankreich geändert. Daß der Chauvinismus in Frankreich stark im Abflauen begriffen ist, kann man schon daran merken, daß Déroulède und seine Patriotenliga jede Zugkraft bei der öffentlichen Meinung Frankreichs verloren haben. Ich selbst bin fest davon überzeugt, daß man in wenigen Jahren Elsaß-Lothringen in Frankreich so gut wie

vergessen haben wird und daß die besten Chancen dafür bestehen, daß wir mit Frankreich noch einmal auf den allerfreundschaftlichsten Fuß kommen. Dabei setze ich aber voraus, daß man in Berlin nicht zu große Dummheiten macht. Solange ich selbst hier auf diesem Posten sitze, werde ich ja weiter alles tun, um jedem etwa von Holsteinscher oder anderer Seite inszenierten Unfug auf das kräftigste zu steuern. Aber Gott weiß, wer in einigen Jahren vielleicht mal hier mein Nachfolger sein wird. Was mich zur Zeit etwas beunruhigt, ist der bei uns in Deutschland in gewissen Kreisen stetig zunehmende Chauvinismus. Es gibt doch schon Verbände und Zeitungen bei uns, welche in ihrer Unwissenheit und Urteilslosigkeit an Größenwahn erkrankt zu sein scheinen. Diese Weltverschlinger fordern ja bereits, daß England uns einen Teil seiner Kolonien und Kohlenstationen abtreten soll. Es wird nicht lange dauern, da werden sie womöglich in ihrem Irrsinn auch verlangen, daß Frankreich uns Tunis und Algier abtritt. Wenn es doch nur möglich wäre, solchen Idioten einen doppelten Maulkorb anzulegen."

Fürst Münster behielt in seinen Voraussagungen recht. Immer mehr fing der Chauvinismus in Frankreich während der folgenden Jahre abzunehmen an. In der Tat war um die Jahrhundertwende kaum mehr etwas davon in Frankreich zu spüren. Leider begann aber in verdoppeltem Maße ein mit Größenwahn eng verbundener Chauvinismus in Deutschland die Oberhand zu gewinnen. Schuld daran trugen vielleicht in erster Linie das Beispiel Wilhelms II., ferner der rapide wachsende Wohlstand, der falsch verstandene Kürassierstiefel Bismarcks sowie auch in gewissen intellektuellen Kreisen der falsch verstandene „Übermensch" von Nietzsche. Seinen Höhepunkt erreichte dieser ständig zunehmende Größenwahn in der mehr als irrsinnigen Marokkoaktion vom Jahre 1905, welche ihren vorläufigen Abschluß in der großen diplomatischen Niederlage

Deutschlands bei der Algeciraskonferenz fand. Mit diesem Augenblick begann der in Frankreich beinahe vollständig ausgestorbene Chauvinismus wieder, seine Blüten zu treiben. Bereits vor der Algeciraskonferenz war England durch die Fehler der deutschen Diplomatie in die Arme Frankreichs getrieben worden, durch weitere Ungeschicklichkeiten der deutschen Politik trieb man es nun auch noch in die Arme Rußlands. Hierauf folgte dann die frevelhafte Marokkoaktion in Agadir vom Jahre 1911, welche von Herrn von Bethmann Hollweg und seinem Staatssekretär Herrn von Kiderlen-Wächter, der damit Bismarcksche Politik zu treiben vermeinte, inszeniert wurde. Nur reinen Zufälligkeiten ist es zu verdanken, daß der damals am seidenen Faden hängende Ausbruch eines europäischen, beziehungsweise Weltkrieges vermieden wurde. Die nächste Folge aber war der Tripoliskrieg zwischen Italien und der Türkei; aus diesem entwickelte sich der Balkankrieg von 1912/13, und dieser schließlich führte zum Ausbruch des Weltkrieges im August 1914. Hätte aber nicht in den kritischen Julitagen des Jahres 1914 die höchste Spitze von dünkelhafter, diplomatischer und politischer Unfähigkeit in Gestalt der damals maßgebenden Persönlichkeiten in der Wilhelmstraße ihre Orgien gefeiert, so wäre es mit einem Atom von Vernunft und Geschicklichkeit selbst da noch möglich gewesen, die entsetzliche Weltkatastrophe zu vermeiden.

Mit dem Marquis de Gallifet habe ich auch in den folgenden Jahren nach unserem Zusammensein bei Ry Miller noch in sehr regem Verkehr gestanden. Er nannte mich seit dem denkwürdigen Souper stets „mon camarade des cuirassiers allemands“. Mit ihm und seinem Sohn Charles machte ich auch häufig lange Spaziergänge im Bois de Boulogne, wobei er mir sehr viel Interessantes aus seinem Leben erzählte. Eines Nachmittags traf ich ihn zufällig im Garten der Tuilerien. Er erzählte mir, daß er gerade

von der deutschen Botschaft käme, wo er beim Grafen Münster zum Dejeuner eingeladen gewesen sei. Nach dem Essen habe ihn der Botschafter in den Thronsaal der Botschaft geführt, um ihm ein für diesen Saal kürzlich eingetroffenes lebensgroßes Ölgemälde des Kaisers zu zeigen. Als ich ihn fragte, was er von diesem Gemälde hielte, sagte er: „Pour vous dire la vérité, mon camarade des cuirassiers allemands, ce portrait là c'est une déclaration de guerre; j'ai dit la même chose à l'ambassadeur*)". Der Ton, in welchem er diese Äußerung tat, war halb scherzhaft, halb im Ernst. Als ich mir einige Tage später das neue Porträt Wilhelms II. selbst auf der Botschaft ansah, konnte ich nicht umhin, dem General in meinem Innern recht zu geben. In einer Pose, wie vielleicht Ludwig XIV. sich öfters darstellen ließ, den Feldmarschallstab in der ausgestreckten Hand, mit hoch aufgewichstem Schnurrbart und herausforderndem Blick, stand Wilhelm II. in dem Thronsaal der Botschaft in Öl verewigt.

Jedesmal, wenn ich in Paris weilte, kam ich auch fast täglich mit meinem Freunde Blowitz, dem Vertreter der „Times", zusammen. Durch ihn lernte ich in journalistischen und literarischen sowie auch Künstlerkreisen eine große Anzahl neuer interessanter Persönlichkeiten kennen.

Auch Emile Zola habe ich, seitdem wir uns im Frühjahr 1891 durch Lord Lytton kennen gelernt hatten, wiederholt in Paris wiedergesehen. Mit ihm, Blowitz, und einem italienischen Maler unternahm ich eines Tages einen sehr interessanten Ausflug nach Fontainebleau und Barbizon. Während der italienische Maler uns Vorträge über die Malerschule von Barbizon hielt, erzählte Emile

*) Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, mein Kamerad von den deutschen Kürassieren, dieses Porträt ist eine Kriegserkärung, ich habe dasselbe dem Botschafter gesagt.

Zola sehr viel Interessantes von seinen persönlichen Erinnerungen an den Begründer dieser Schule, den berühmten Genremaler Jean François Millet.

In der ersten Hälfte der neunziger Jahre lernte ich während meiner häufigen Besuche in Paris auch eine merkwürdige, in seiner Art sehr interessante Persönlichkeit kennen, mit der ich fortan in ständigem regem Verkehr blieb. Es war dies ein Monsieur Guillaume Betzold, wie die Franzosen ihn nannten. Seine Frau wurde allgemein mit dem Namen „La Princesse" bezeichnet.

Monsieur Guillaume Betzold oder vielmehr Herr Wilhelm Betzold stammte aus Dessau. Er war von jüdischer Abstammung und bereits im Alter von neunzehn Jahren wurde er im Wiener Hause Rothschild als Beamter angestellt. Seine Frau stammte aus Rumänien und gehörte zu der dort weit verbreiteten Familie der Prinzen Ghika. Als Beamter und Vertrauensmann der Wiener Rothschilds wurde er zu Anfang der sechziger Jahre auf Veranlassung des 1848 abgedankten und später in Prag lebenden Kaisers Ferdinand I. von Österreich beauftragt, die enorme Schuldenlast des Erzherzogs Maximilian, des jüngeren Bruders vom Kaiser Franz Josef, welcher später im Jahre 1867 als Kaiser von Mexiko von den Republikanern erschossen wurde, zu regeln. Wie Betzold erzählte, soll Kaiser Ferdinand nahezu vierzig Millionen Gulden für seinen Neffen Maximilian behufs Tilgung seiner Schulden hergegeben haben. Später ging Wilhelm Betzold nach Paris und wurde bei dem dortigen Hause Rothschild angestellt. Da er seiner Nationalität nach Deutscher war, mußte er bei Ausbruch des Krieges 1870/71 Paris verlassen und ging zunächst nach London. Dort erhielt er plötzlich eine Aufforderung Bismarcks, sich zu ihm in das Große Hauptquartier zu begeben, welches sich zur Zeit auf Schloß Ferrières, dem Landsitz der Pa-

riser Rothschilds, befand. Während des ganzen Feldzuges blieb er dann bei Bismarck als Berater in finanziellen Angelegenheiten. Sehr interessant waren die Erzählungen seiner Erlebnisse und Beobachtungen aus dieser Zeit. Aus den Tagen, wo das Hauptquartier sich in Ferrières aufhielt, erzählte er eine Begebenheit, die mir sowohl vom Grafen Paul Hatzfeldt, welcher sich im Stabe Bismarcks befand, als vom Grafen Heinrich Lehndorff bestätigt wurde. Danach sei dem Hauptquartier plötzlich der Wein, vor allem der mitgebrachte Champagner, ausgegangen. Bismarck habe darauf furchtbar zu poltern angefangen und erklärt, daß er ohne Champagner nicht arbeiten könne. Der berüchtigte Chef der Sicherheitspolizei Bismarcks, „Stieber", habe sich angeboten, sofort jede Quantität Champagner durch Requisition zu beschaffen. Gerade wegen wiederholt vorgekommener Ausschreitungen dieses berüchtigten Stiebers hätte zur Zeit aber ein sehr gespanntes Verhältnis zwischen dem Oberhofmarschall des Königs Grafen Perponcher und Bismarck bestanden. Auf einen Vortrag des Grafen Perponcher hin habe der König (Wilhelm I.) befohlen, daß nirgends, auch selbst in den großen Weinkellereien von Schloß Ferrières, auch nur das geringste requiriert werden dürfe. Da nun Bismarck aber immer weiter gepoltert habe, um seinen Champagner zu bekommen, habe er, Betzold, den Vorschlag eines Kompromisses zwischen diesem und Perponcher gemacht. Das Kompromiß sei denn auch von beiden Parteien angenommen worden. Danach habe man den berüchtigten Stieber ganz ausgeschaltet, und jedesmal, wenn Champagner oder andere Weine benötigt wurden, sei er, Betzold, mit dem Kellermeister des Schlosses zusammen in den Weinkeller gegangen, für den zu entnehmenden Wein habe eine gemeinschaftliche Taxe stattgefunden, und für jede Kiste oder Flasche sei dann auf ausdrücklichen Befehl des Königs ein Kuvert an die betreffende

Stelle gelegt worden, welches den Geldeswert für den entnommenen Wein enthielt. Als Thiers im Februar 1871 bei Bismarck in Versailles weilte, um über den Präliminarfrieden und die Kapitulation von Paris zu verhandeln, wurde Betzold eines Abends auf Veranlassung von Thiers durch Bismarck nach Paris geschickt, um Rothschild zu den Verhandlungen nach Versailles zu holen. Nachdem es ihm trotz seines Ausweises von Thiers nur mit der größten Schwierigkeit gelungen war, durch den Truppenkordon nach Paris hineinzukommen, holte er Rothschild mitten in der Nacht aus dem Bett und kehrte mit ihm nach Versailles zurück.

Wie mir Betzold einmal erzählte, sei während der Verhandlungen in Versailles eines späten Abends ein Telegramm von Gambetta aus Bordeaux angekommen, das er selbst Bismarck übergeben habe. Das Telegramm lautete: „Monsieur Bismarck, Versailles. Dites à Monsieur Thiers que je n'ai rien à faire avec les capitulateurs de Paris, les traîtres. Gambetta."

Soweit mir bekannt, ist auf dieses Telegramm bisher noch in keinem Geschichtswerk Bezug genommen worden. Sowohl Graf Paul Hatzfeldt als auch Holstein bestätigten mir die Korrektheit der von Betzold gemachten Angaben.

Wilhelm Betzold war zweifellos in seiner Art ein sehr kluger und sogar genialer Kopf. Selten hat es einen Finanzmann gegeben, welcher in allen Ländern der Welt so viel intime persönliche Beziehungen besaß wie er. Bei der gesamten europäischen, amerikanischen und sonstigen Haute finance war Betzold bekannt und wurde zu vielen großen internationalen Transaktionen als Berater hinzugezogen. Unter anderem war er an der Begründung der Dresdener Bank beteiligt. Ebenso war er mit einem Rheinländer namens Dötsch, welcher später in London lebte, der ursprüngliche Begründer der weltbekannten Aktiengesellschaft, welcher die

Kupferminen in Rio Tinto in Spanien gehören. Zeitweise verdiente Betzold ungeheure Summen bei seinen großen Transaktionen, deren geistiger Urheber er war. Trotzdem ist er nie ein reicher Mann gewesen, denn alles, was er mit seinem genialen Kopf erwarb, verspielte er wieder an der Börse. In Berlin war sein Hauptgeschäftsfreund der seinerzeit allgemein bekannte Finanzmann und jahrelange erste Direktor der Diskontogesellschaft Adolf von Hansemann. Wenn dieser auf Geschäftsreisen ins Ausland ging, war er fast immer von seinem Freunde Betzold begleitet. Im allgemeinen lebte Betzold in Paris, doch war er den größten Teil des Jahres auf Reisen. Adolf von Hansemann war in jeder Beziehung ein großes Original und besaß viele Marotten und Eigenheiten. Er war der Sohn des preußischen Finanzministers vom Jahre 1848 David Justus Ludwig Hansemann, von dem das geflügelte Wort stammt: „In Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf."

Im September 1898 kam Adolf von Hansemann, wie immer von seinem Freunde Betzold begleitet, nach London, um dort für die Deutsch-Ostasiatische Bank, mit den in China interessierten englischen Finanzgruppen, vor allem mit der Hongkong- und Shanghai-Bank, über eine Einteilung Chinas in Interessensphären behufs Eisenbahnbauten zu verhandeln. Die Verhandlungen fanden in New Court, dem Geschäftshaus der Londoner Rothschilds, statt. Da sowohl die englische als auch die deutsche Regierung großes Interesse an dem Zustandekommen einer Einigung zwischen den englischen und deutschen Gruppen nahmen, hatte Graf Paul Hatzfeldt mich gebeten, gewissermaßen als Regierungsvertreter den Verhandlungen beizuwohnen. Nachdem endlich mit großer Mühe eine Einigung erzielt war, gab Baron Alfred Rothschild in seinem Privathause ein großes Diner zu Ehren des Ereignisses. Außer allen beteiligten Unterhändlern waren auch mehrere englische Kabinettsminister zu-

gegen, ebenso Graf Paul Hatzfeldt und ich selbst. Neben Hansemann saß während des Diners ein bekannter englischer Lord, welcher heute noch im englischen Kabinett eine gewisse Rolle spielt. Er war damals gerade zum Vizekönig von Indien ausersehen worden. Als er sich mit Hansemann über das Resultat der abgeschlossenen Verhandlungen unterhielt, sagte er zu diesem, die deutsche Gruppe hätte ganz unberechtigte und unverdiente Vorteile dabei erlangt. Über diese Äußerung des Lord X schien Hansemann sich furchtbar zu ärgern. Am späten Abend nach dem Diner bei Rothschild führte ich ihn und Betzold noch in einen Klub, wo wir altes Pale Ale tranken und einige Zeit plaudernd beisammen saßen. Hansemann war aber sehr schlechter Laune und sprach kaum ein Wort. Plötzlich fragte er Betzold und mich: „Glauben Sie, daß dieser Lord X weiß, wo Pasewalk liegt?“ Als wir dies bezweifelten, bemerkte er: „Na, das ist wenigstens noch ein Glück, denn sonst würde er auch gesagt haben: ‚Pasewalk ist englisch‘.“ Hiermit hatte er seinem Groll gegen Lord X Luft gemacht und wurde wieder guter Laune.

Aber nicht nur in der Finanzwelt, sondern auch in politischen und Diplomatenkreisen aller Länder besaß Betzold vorzügliche Beziehungen und war überall eine sehr wohlgelittene Persönlichkeit. Unter deutschen hochgestellten Persönlichkeiten waren hauptsächlich der Fürst Klodwig von Hohenlohe, der Botschafter Fürst Münster und der Feldmarschall Graf Waldersee seine großen Gönner. In engen Beziehungen stand er zeitweilig auch zu Holstein sowie später zu dem Nachfolger des Fürsten Münster in Paris, dem Fürsten Radolin.

Betzold war von sehr kleiner Statur. Eine seiner Eigenheiten war, daß er immer Stiefel mit ausgesucht hohen Absätzen trug, um größer zu erscheinen. Außerdem waren seine Stiefel meistens

so eng, daß er ständig an Hühneraugen litte und infolgedessen lahmte.

Sehr amüsant war es, zu beobachten, wenn er sich mit dem alten Fürsten Münster, bei dem er viel auf der Botschaft verkehrte, unterhielt. Fürst Münster war von sehr großer, wenn auch nicht breiter Figur und trug einen Vollbart mit ausrasiertem Kinn. Er hatte die Angewohnheit, wenn er bei einer Diskussion etwas erklärte, den Kopf nach rechts zu beugen und zu sagen: „Hab ich nicht recht, hab ich nicht recht?“ Betzold wiederum hatte die Angewohnheit, seinen Kopf nach links zu neigen und, wenn er bei einer Diskussion zustimmte, zu sagen: „Ohne Frage, ohne Frage.“ Sehr drollig sah es daher aus, wenn der von Figur große Fürst Münster zu dem kleinen Betzold herabblickte und mit rechts übergebeugtem Kopf sagte: „Hab ich nicht recht, mein lieber Betzold, hab ich nicht recht?“ Und wenn der kleine Betzold dann wiederum mit links übergebeugtem Kopf zu ihm heraufsah und antwortete: „Ohne Frage, Durchlaucht, ohne Frage.“ In dem eigentlich politischen Teil meiner Memoiren wird von dem kleinen Betzold noch viel die Rede sein. Da er wöchentlich meistens ein- bis zweimal zwischen Paris und London hin- und hergondelte, diente er dem Fürsten Münster und mir auch vielfach als Kurier zur Übermittelung von Briefen oder mündlichen gegenseitigen Kommunikationen.

In späteren Jahren, erst nach der Jahrhundertwende, lernte ich in Paris zwei sehr interessante Persönlichkeiten kennen, zu welchen ich in ein sehr nahes Freundschaftsverhältnis trat. Es waren dies zwei echte unverfälschte Pariser Typen. Sie waren beide unzertrennliche Freunde, und es verging wohl kaum ein Tag, wo sie nicht zusammenkamen. Keiner von beiden wagte sich gern aus Paris heraus, wenn es nicht absolut sein mußte; denn sie

waren große Gewohnheitsmenschen und liebten es nicht, aus ihrer komfortablen Lebensweise herausgerissen zu werden. Entschlossen sie sich aber einmal nach langen Vorbereitungen und Diskussionen doch, eine Reise, sei es nach der Riviera, nach dem Seebade Trouville oder sonstwohin, zu machen, so reisten sie meistens zusammen. Es waren dies die beiden unzertrennlichen Freunde „Armand Lévy und Gaston Calmette". Der erstere war ein bekannter Pariser Finanzmann, der letztere der jahrelange Direktor und Mitaktionär des „Figaro". Armand Lévy war Junggeselle und hatte ein sehr behagliches Appartement im Boulevard des Capucines, wo ich öfters als sein Gast abstieg, wenn ich mich nur kurz in Paris aufhielt. An den meisten Nachmittagen bildete sein Heim den Mittelpunkt einer sehr interessanten und lustigen Gesellschaft. Jeder Stand und jeder Beruf männlichen und weiblichen Geschlechtes war dabei vertreten, und wie Armand Lévy selbst, waren seine Pariser Freunde fast durchweg geistreiche und liebenswürdige Menschen mit einer starken Inklination zum Bohème. Sehr amüsante Wortgefechte wurden dort ausgetragen. Es waren vertreten Mitglieder der alten französischen Aristokratie aus dem Faubourg St. Germain, Finanzleute, Politiker, darunter auch einige Minister, die bekanntesten Schauspieler und Schauspielerinnen von Paris, Künstler, Literaten usw.. Armand Lévy war in jeder Beziehung eine äußerst sympathische Figur. Er war der echte Typ eines alten humorvollen und witzigen Pariser Boulevardiers. Dabei war er aber sehr gutmütig und für jeden, den er gern hatte, ein treuer, aufrichtiger Freund. Er besaß einen ausgeprägt guten und raffinierten Geschmack. Im großen und ganzen hätte man ihn vielleicht als ein typisches Produkt überzüchteter Kultur bezeichnen können. Einer seiner intimsten Freunde war auch der bekannte französische Finanzmann und Politiker „Maurice Rouvier", welcher

wiederholt Ministerposten inne hatte und zur Zeit der Marokkokrise vom Jahre 1905 sowie der Algeciraskonferenz als „Président du Conseil“ an der Spitze des französischen Kabinetts stand. Bei unserem gemeinschaftlichen Freunde Armand Lévy hatte ich ihn kennen gelernt, bin bis zu seinem Tode in persönlichem nahem Verkehr mit ihm geblieben, und auch in politischer Beziehung habe ich so manches mit ihm zusammen erlebt. Als die Marokkokrise vom Frühjahr 1905 ernste, ja direkt gefährliche Dimensionen anzunehmen fing, ließ er mich telegraphisch bitten, sofort von London nach Paris zu kommen, um die Situation mit mir zu besprechen und mich zu veranlassen, behufs Vermeidung eines drohenden offenen Konfliktes zwischen Deutschland und Frankreich zu intervenieren. Bei dieser Gelegenheit war es, wo ich mit Holstein, welcher damals in der Tat einen Krieg mit Frankreich vom Zaune brechen wollte, in einen unüberbrückbaren Konflikt geriet. Durch welche Umstände und Persönlichkeiten der Ausbruch des Krieges im Jahre 1905 schließlich verhindert wurde, behalte ich mir vor, im zweiten Bande eingehend zu schildern.

Gaston Calmette war, wie bereits erwähnt, der allgemein bekannte langjährige Direktor des „Figaro“. Auch er war wie sein Freund Armand Lévy eine sehr sympathische Figur. Trotz ihrer Abneigung gegen das Reisen haben beide zusammen es einmal fertiggebracht, von Trouville aus den Kanal zu durchqueren und mich auf der Insel Wight zu besuchen. Im März 1914 fiel Gaston Calmette, wie bekannt, einem Revolverattentat der Madame Caillaux zum Opfer.

XI. Kapitel

In den neunziger Jahren verkehrte ich auch viel bei den Eltern der jetzigen Königin von England, dem Herzog und der Herzogin von Teck. Sie lebten in einem sehr komfortablen Landhaus, welches der Königin Viktoria gehörte, in Richmond Park unweit London lag und den Namen „White Lodge“ führte. Der Herzog von Teck, welcher vom württembergischen Königshaus abstammte, und die Herzogin, welche die Tochter des Onkels der Königin Viktoria, des Herzogs von Cambridge, war, hielten in White Lodge ein sehr gastfreies Haus. Sie waren beide sehr leutselige und liebenswürdige Persönlichkeiten. Besonders die Herzogin, welche meistens in der Öffentlichkeit mit ihrem Geburtsnamen „Princess Mary of England“ bezeichnet wurde, genoß im ganzen englischen Volke große Popularität. Vor ihrer Vermählung mit dem Herzog von Teck zu Anfang der sechziger Jahre wollte König Viktor Emanuel II. von Italien, welcher Witwer war, sie durchaus heiraten. Der König kam nach England, wohnte als Gast der Königin Viktoria in Schloß Windsor, und er glaubte schon, daß seine Vermählung mit der schönen und liebenswürdigen Prinzeß Mary eine beschlossene Sache sei, indem die Königin Viktoria sich zu Gunsten dieser Heirat stark einsetzte, als die Prinzeß selbst

sich auf das allerhartnäckigste zu weigern begann und es glatt ablehnte, Königin von Italien zu werden. Vor allem wollte sie ihr Geburtsland England nicht verlassen. Schließlich blieb dem König Viktor Emanuel nichts anderes übrig, als unverrichteter Sache wieder abzureisen. Wie mir alte Hofbeamte der Königin, welche zur Zeit der Anwesenheit Viktor Emanuels in Windsor Dienst taten, erzählten, habe die Abreise des Königs in sehr abrupter Form stattgefunden. Gegen Ende der siebziger Jahre, während der orientalischen Wirren, war Prinzeß Mary sehr für ein scharfes Vorgehen Englands gegen Rußland eingenommen. Es war gerade um diese Zeit, wo der Begriff „Jingo*)“ durch einen berühmten Coupletsänger, welcher in dem großen Londoner Varietétheater „Alhambra“ auftrat, geprägt wurde. Das Wort Jingo ist, soviel ich weiß, ein anglisierter Ausdruck für Jupiter. Der Schlußreim des Liedes, welches er lange Zeit unter enormem Beifall des Publikums in der Alhambra vortrug, lautete folgendermaßen:

„We do not want to fight
but by Jingo, if we do,
we have got the ships,
the men and the money too**).“

Wegen ihrer ausgesprochen draufgängerischen Ansichten während der orientalischen Krise und des Russisch-Türkischen Krieges von 1877/78 hatte man der Prinzeß Mary in England allgemein den Beinamen „the Queen of the Jingos***)“ gegeben.

Prinzeß Mary war sehr befreundet mit Lord Beaconsfield, welcher damals als Premierminister die Geschicke Englands in Händen

*) Jingo ist gleichbedeutend mit dem Begriff Chauvinist.

**) Wir wollen nicht kämpfen, aber bei Jingo, wenn wir es doch tun, dann besitzen wir die Schiffe, die Leute und auch das Geld.

***) Die Königin der Jingos.

hielt. Sie standen beide auf gegenseitigem Neckfuß, und zum Amüsement aller Anwesenden neckten sie sich auch oft an der Tafel oder bei anderen gesellschaftlichen Zusammenkünften. Prinzeß Mary erzählte mit Vorliebe von ihren Neckereien, die sie mit Lord Beaconsfield gehabt. Ich erinnnere mich, wie sie während eines Diners einmal folgende kleine Episode wie folgt erzählte: „Als die Russen Konstantinopel gegen Ende des Russisch-Türkischen Krieges bedrohten und unsere Flotte (die englische) vor den Dardanellen lag, fragte ich Lord Beaconsfield eines Abends während der Tafel, auf was er denn nun eigentlich noch warte, um loszuschlagen. Darauf blickte er suchend auf der gedeckten Tafel herum und erwiderte: „Auf die Kartoffeln, Madame.“

Während eines kleinen Frühstücks bei dem alten englischen Feldmarschall Prinzen Eduard von Sachsen-Weimar hatte ich einmal die Ehre, neben ihr zu sitzen. Es war gerade um die Weihnachtszeit herum, und bei der Tafel gab es auch Wildschweinskopf mit Cumberlandsauce. Als ich zur Prinzessin bemerkte, wie ausgezeichnet die Cumberlandsauce zubereitet sei, geriet sie ganz in Ekstase und sagte: „Erstens ist der Name Cumberlandsauce ganz falsch. Tatsache ist, daß mein Vater diese Sauce zuerst erfunden und mein Onkel, der Herzog von Cumberland, sie nur leidenschaftlich gern gegessen hat. Demnach müßte die Sauce mit Recht und Fug nach ihrem Erfinder ‚Cambridge-‘ und nicht ‚Cumberlandsauce‘ heißen. Außerdem ist die Sauce, welche wir hier vor uns haben, ganz falsch zubereitet. Zu einer echten Cambridgesauce, wie sie mein Vater erfunden hat, gehört weiter nichts als rotes Johannisbeergelee (red currant Gelly), Rotwein und möglichst scharfer englischer Senf, das in richtiger Mischung so lange als möglich zusammengerührt werden muß. Diese Sauce hier aber besteht aus Himbeergelee, Portwein, Apfelsinenschalen und viel zu

mildem Senf. Sie schmeckt daher ganz anders und ist etwas ganz anderes als das, was mein Vater erfunden hat."

Der Vater der Prinzeß Mary, Herzog Adolf Friedrich von Cambridge, war zur Zeit, wo zwischen England und Hannover noch Personalunion bestand, vom Jahre 1831—1837 Vizekönig von Hannover. Er hat dort mit viel Weisheit und Wohlwollen regiert und erfreute sich daher der größten Beliebtheit bei dem gesamten hannoverschen Volke. Sein Sohn, der Herzog Georg von Cambridge, war unter der Königin Viktoria Feldmarschall und viele Jahre hindurch Oberstkommandierender der englischen Armee. Auch er war eine sehr liebenswürdige und wohlmeinende Persönlichkeit, wenigstens da, wo er es sein wollte. Ich habe ihn sehr gut gekannt und viel bei ihm bis noch kurz vor seinem in hohem Alter erfolgten Tode verkehrt. Er war der Typ eines alten, vornehmen Welfenprinzen.

In sehr nahen Beziehungen stand ich auch zu dem alten Feldmarschall Prinzen Eduard von Sachsen-Weimar. In ganz jungen Jahren war er mit seiner Tante, der Königin Adelaide, Gemahlin Wilhelms IV., welche eine geborene Prinzessin von Sachsen-Weimar war, nach England herübergekommen. Er wurde Offizier bei den englischen Gardegrenadieren, machte den Krimkrieg mit, wo er sich in der Schlacht an der Alma ganz besonders auszeichnete, avancierte dann weiter zum Oberst und General und beendete seine militärische Laufbahn als Oberstkommandierender von Irland. Später lebte er in London, wo er mit seiner Gemahlin, welche eine Tochter des Herzogs von Richmond war, ein sehr gastfreies Haus ausmachte. Den Spätsommer und Herbst verbrachte er gewöhnlich in dem unweit Edinburg gelegenen schottischen Seebade North-Berwick, wo er und die Prinzeß eine Villa gemietet hatten, und wohin sie mit ihrem ganzen Haushalt nach Beendigung der Lon-

doner Saison jedes Jahr für einige Monate übersiedelten. Viele Jahre hindurch habe ich dort während des Herbstes fast täglich in ihrem Hause verkehrt.

Prinz Eduard war ein Vetter der alten Kaiserin Augusta und hat stets mit seiner Kusine wie auch ihrem Gemahl, dem Kaiser Wilhelm I., auf intimstem Fuß gestanden. Er wußte daher so manch interessante, der Öffentlichkeit unbekannte Begebnisse zu erzählen, welche sich während der Regierung Wilhelms I. hinter den Kulssen zugetragen haben. Als Wilhelm I. nach der Revolution von 1848 als Prinz von Preußen für längere Zeit Berlin verlassen mußte und gewissermaßen in England in der Verbannung lebte, war Prinz Eduard von Sachsen-Weimar sein vertrauter Freund und Berater. Auch Bismarck hat er sehr genau gekannt und ist viel mit ihm in den fünfziger Jahren, als dieser noch preußischer Gesandter beim Bundestag in Frankfurt am Main war, zusammengekommen, besonders in der Zeit, wo Bismarck sich besuchsweise mehrere Wochen in London aufhielt. Er erzählte, wie dieser, als er in London ankam, einen Teil seines Gepäcks verloren hatte, darunter den Koffer, in welchem sich seine Abendkleidung befand. Infolgedessen wäre er gezwungen gewesen, bis ein neuer Frackanzug in London fertiggestellt war, bei Diners und Abendgesellschaften während mehrerer Tage im Reiseanzug zu erscheinen, was bei den strikten Regeln, welche in bezug auf Kleidung in London herrschten, allgemeines Aufsehen erregt habe. Im allgemeinen war er nicht gut auf Bismarck zu sprechen. Er schien von der Abneigung, welche seine Kusine, die Kaiserin Augusta, gegen diesen hatte, stark angesteckt zu sein. Außerdem fühlte er sich verletzt, weil Bismarck ihn Anfang der siebziger Jahre während eines Besuches, den er (Prinz Eduard) der Kaiserin Augusta in Berlin abstattete, vollständig ignorierte. Zur Zeit des Kulturkampfes, wo die Kaiserin Augusta ausge-

sprochen auf Seite der Gegner Bismarcks stand, habe sich, wie Prinz Eduard erzählte, während er selbst zu Besuch bei dem Berliner Hofe war, eine ganz merkwürdige Begebenheit abgespielt. Der Kaiserin sei von klerikaler Seite hinterbracht worden, Bismarck habe sich in größerer Gesellschaft sehr despektierlich über den Kaiser geäußert. Unter anderem sollte er gesagt haben, der Kaiser sei ein alter Maulesel, mit dem sich überhaupt keine Politik treiben ließe. Die Kaiserin Augusta sei darauf zum Kaiser gegangen, um ihm diese Äußerungen Bismarcks mitzuteilen. Dieser aber habe erklärt, er lehne es ab, von solchem Geschwätz, das augenscheinlich nur auf einer Intrige gegen seinen Kanzler beruhe, Notiz zu nehmen. Die Kaiserin habe jedoch weiter an die Echtheit der von Bismarck angeblich getanen Äußerungen geglaubt.

Der alte Prinz Eduard war ein sehr amüsanter Erzähler. Er besaß einen äußerst trockenen, lakonischen Witz, welcher aber nicht selten ins Boshafte ausartete.

Unter allen Großstädten hat es wohl außer dem alten Rom nie eine Metropole gegeben, wo der Pulsschlag der gesamten zivilisierten wie auch exotischen Welt so deutlich vernehmbar ist als in London. Wie das Geschäftsviertel Londons, die City, bis jetzt wenigstens, gewissermaßen den Magen des gesamten Welthandels darstellte, so bildete auch das Westend Londons in politischer wie gesellschaftlicher Beziehung bis zu einem gewissen Grade das Zentrum des Erdballs. Es würde zu weit führen, wollte ich an dieser Stelle all die Politiker und Staatsmänner fremder Länder sowie des englischen Kolonialreiches, die indischen Fürsten, Araberhäuptlinge, Negerkönige usw., mit denen ich in einer Zeitspanne von dreiundzwanzig Jahren in London in Berührung gekommen bin, schildern. Viele von ihnen werden aber im zweiten Teil meiner Memoiren

in Verbindung mit konkreten politischen Fragen Erwähnung finden. An dieser Stelle will ich mich nur mit einigen Besuchen fremder Fürstlichkeiten in London nebst ihren begleitenden Umständen befassen.

Im Frühjahr 1892 kam Fürst Ferdinand von Bulgarien für einige Zeit zum Besuch nach London. Es war dies zu einer Zeit, wo die Stellung des Fürsten infolge fortgesetzter Intrigen der russischen Diplomatie, der er sich nicht als Werkzeug für ihre Aspirationen auf dem Balkan hergeben wollte, stark ins Wanken zu geraten schien. Je mehr er von den Russen drangsaliert wurde, um so mehr lehnte er sich naturgemäß an Österreich an. In London versuchte er, unter Beihilfe des damaligen österrreichischen Botschafters Grafen Franz Deym Schutz und Unterstützung auch seitens des englischen Kabinetts gegen die russischen Übergriffe zu erlangen. Lord Salisbury war um diesen Zeitpunkt gegen Rußland wegen seines Verhaltens in zentralasiatischen Fragen sehr gereizt. Im Grunde seines Herzens hielt er zwar an seiner Doktrin des Desinteressements Englands an allen Balkanfragen fest, aber er dachte wohl, es könne nichts schaden, wenn er durch eine moralische Unterstützung des Fürsten Ferdinand von Bulgarien den Russen einmal einen Wink gäbe, mit ihren Prätensionen in Zentralasien und Persien nicht zu weit zu gehen, da England ja schließlich auch im Balkan seine Politik so oder so einrichten könne. Er benutzte daher den großen, in jedem Frühjahr im Foreign office stattfindenden politischen Empfangsabend zu einer ostentativen Ovationskundgebung für den Fürsten von Bulgarien.

Als Fürst Ferdinand in Downingstreet eintraf, setzte die Musikkapelle mit der bulgarischen Hymne ein, Lord Salisbury empfing ihn gemeinsam mit dem österreichischen Botschafter am Eingangsportal und geleitete ihn die große Treppe herauf. Ich selbst stand

gerade neben zwei Mitgliedern der russischen Botschaft, als Fürst Ferdinand unter den Klängen der bulgarischen Hymne die Treppe hinaufkam. Selten habe ich so erstaunte Gesichter gesehen als die der beiden russischen Diplomaten. Sie begaben sich sofort zu ihrem Chef, dem damaligen russischen Botschafter Baron de Staël, konferierten mit ihm, und gleich darauf sah man die gesamte russische Botschaft mit dem Botschafter an der Spitze ostentativ die Treppe herabsteigen, um das Fest zu verlassen. Ich hörte noch wie einer der Russen sagte: „Qu'elle insulte pour la Russie." Fürst Ferdinand aber wurde den ganzen Abend im höchsten Maße fetiert. Beim Souper hörte ich Lord Salisbury zum Grafen Deym mit verschmitzter Miene sagen: „I hear Staël and his staff have disappeared*)." In jeder Beziehung konnte man es Lord Salisbury anmerken, welches Vergnügen es ihm bereitete, die Russen einmal ordentlich anzuärgern.

Einige Tage darauf lernte ich den Fürsten Ferdinand auf einer Abendgesellschaft auf der österreichischen Botschaft persönlich kennen und hatte eine längere Unterhaltung mit ihm, in welcher er mir verschiedenes über die Methoden der russischen Diplomatie auf dem Balkan erzählte. „Ich verstehe gar nicht," sagte er zum Schluß, „warum man gerade immer England mit dem Namen das ‚perfide Albion' belegt. Wenn sich die Politik eines Staates als perfide bezeichnen ließe, so käme doch in allererster Linie die russische in Betracht. Ganz unverständlich aber ist es mir auch, wie man in Deutschland vielfach nicht einsehen will, daß die einzigste wirkliche Kriegsgefahr eines Tages von Rußland her kommen wird, das unersättlich ist in seinen Expansionsgelüsten nach dem nahen Orient und auch dem Westen."

---

*) Ich höre Staël und sein Stab sind verschwunden.

Seitdem bin ich zufällig nie wieder mit dem Fürsten Ferdinand, späteren König von Bulgarien, persönlich zusammengetroffen.

Ein anderer Balkanfürst, welcher in der ersten Hälfte der neunziger Jahre von Paris aus, wo er nach seiner Abdankung zu Gunsten seines Sohnes wohnte, viel nach London kam, war König Milan von Serbien. Sicherlich war er ein politisch hochbegabter Kopf. Im übrigen aber stach er von seinem bulgarischen Kollegen, dem Fürsten Ferdinand, doch in seinem ganzen Auftreten sowie seiner Lebensweise bedeutend ab. Während Fürst Ferdinand als koburgischer Prinz und Sohn der Prinzeß Klementine von Orléans, einer Tochter des Königs Louis Philippe von Frankreich, ein Produkt hoher verfeinerter Kultur war, was sich vor allem schon in seinem äußeren Auftreten kennzeichnete, war König Milan als Sproß des Hauses Obranowitsch mehr oder weniger doch schließlich nichts weiter als ein nur oberflächlich von der Kultur beleckter Barbar. Dies trat besonders hervor, wenn er nach der Tafel, wo er sich in Champagner meistens etwas zu viel zugute tat, seinen Ansichten und Gefühlen freien Lauf ließ. In London wie in Paris bin ich viel mit ihm zusammengekommen und habe so manches, was sich hinter den Kulissen im Balkan abspielte, durch ihn in Erfahrung gebracht. Zwar hatte er offiziell zu Gunsten seines Sohnes, des unglücklichen Königs Alexander, welcher, wie authentisch feststeht, einzig und allein auf Betreiben der russischen Diplomatie nebst der Königin später von serbischen Offizieren ermordet wurde, abgedankt. Trotzdem hielt er aber im stillen die Zügel der Regierung noch während vieler Jahre in Händen.

Im Juli 1894 kam Nikolaus II. von Rußland, damals noch als Zarewitsch, auf der kaiserlichen Jacht „Polarstern“ zum Besuch der Königin Viktoria nach England. Der Polarstern ankerte auf der Reede vor Cowes. Durch den Prinzen Heinrich von Battenberg

lernte ich den Zarewitsch und sein Gefolge kennen und wurde im Verlauf der zwölf Tage, welche die Jacht dort vor Anker lag, zweimal von ihm zum Frühstück geladen. Auch machte ich eines Nachmittags mit dem Zarewitsch einen Ausflug nach dem Südende der Insel Wight, wo wir Shanklin und Ventnor besuchten. Anfangs machte Nikolaus II. einen sehr verlegenen, man könnte sagen geradezu verprügelten Eindruck auf mich. An dem Nachmittage, wo wir den gemeinschaftlichen Ausflug unternahmen, taute er aber plötzlich auf, wurde sehr leutselig und gab sich vollständig natürlich. Manchmal trat dabei eine geradezu kindliche Naivität zutage, welche aber eher sympathisch als gegenteilig wirkte. Sein Vater Alexander III. hatte ihm als ersten seiner Begleiter den alten General Fürsten Galitzyn mitgegeben. Was mir sowohl als auch allen anderen Personen, welche auf dem Polarstern eingeladen wurden, auffiel, waren die abrupten Formen, in welchen dieser den Zarewitsch behandelte. Man hatte auch manchmal den Eindruck, als wage der Thronfolger ohne ausdrückliche Genehmigung des alten bärbeißigen Generals überhaupt nicht, den Mund aufzumachen. Kaum fünf Monate später (im November 1894) starb Alexander III., und der Zarewitsch folgte ihm auf den Thron. Seitdem er Zar geworden ist, bin ich nie wieder persönlich mit ihm zusammengekommen, obgleich ich ihn in späteren Jahren in Berlin, England und Paris wiederholt bei größeren offiziellen Festlichkeiten gesehen habe.

In näheren Beziehungen habe ich in den neunziger Jahren auch zu König Leopold II. von Belgien gestanden. In englischen Landhäusern, in London, Paris und Ostende bin ich viel mit ihm zusammen gewesen. Wenn ich nach Ostende kam und mich bei ihm melden ließ, empfing er mich stets in der liebenswürdigsten Weise und lud mich in seiner dortigen Villa auch öfters zum Diner ein. Im Januar des Jahres 1901 kam ich aber mit diesem schlauen

alten Fuchs ganz auseinander, da er in London im Trüben zu fischen begann und mir in politischen Fragen, welche den fernen Osten betrafen, meine Kreise zu stören versuchte. Im zweiten Bande komme ich hierauf zurück.

Zweimal bin ich in London auch mit dem österreichischen Thronfolger, dem Erzherzog Franz Ferdinand d'Este, in persönliche Berührung gekommen. Das eine Mal im Jahre 1894, wo er sich nach einer großen transatlantischen Tour auf der Heimkehr nach Wien in London aufhielt, das zweite Mal während der Beerdigungsfeierlichkeiten der Königin Viktoria im Januar 1901. Bei dieser Gelegenheit kam es zu einer kleinen Mißhelligkeit in Rangfragen. Es war bestimmt worden, daß der deutsche Kronprinz als Urenkel der hingeschiedenen Königin, obgleich der Kaiser persönlich zugegen war und seine Person somit nicht durch den Kronprinzen vertreten wurde, als erster unter allen Thronfolgern bei den Trauerfeierlichkeiten rangieren sollte. Am Abend vor Beginn der Feierlichkeiten suchte mich ganz plötzlich der Zeremoniemeister der verstorbenen Königin auf und erzählte mir, daß einige der anwesenden Thronfolger, vor allem aber der Erzherzog Franz Ferdinand in Österreich, durchaus nicht einverstanden damit seien, daß der deutsche Kronprinz vor ihnen rangiere, wo sie doch die Person ihrer betreffenden Souveräne zu vertreten hätten. Da ich gerade wegen Unpäßlichkeit des Grafen Hatzfeldt die Botschaft führte, legte er mir nahe, den Kaiser dazu zu bewegen, wenn irgend möglich von sich selbst aus den Vorschlag zu machen, daß den anderen Thronfolgern dem deutschen Kronprinzen gegenüber der Vorrang eingeräumt würde. Es war aber bereits zu spät für eine Intervention meinerseits in dieser Affäre, da ich gar keine Gelegenheit mehr hatte, den Kaiser noch vor dem Beginn der Trauerfeierlichkeiten zu sprechen. Im Grunde genommen war ich sehr froh darüber, daß eine solche sich mir nicht mehr bot,

denn nichts ist heikler und undankbarer, als sich in Rangstreitigkeiten von Fürstlichkeiten einzumischen. Vom politischen Standpunkt habe ich persönlich diesem Zwischenfall keine übergroße Bedeutung beigemessen. Holstein dagegen war, als er davon hörte, sehr beunruhigt, indem er befürchtete, der österreichische Thronfolger werde dem Kaiser und dem deutschen Kronprinzen diese Sache nachtragen. Er beauftragte daher die Botschaft in Wien, festzustellen, was der Thronfolger darüber denke. Die Wiener Botschaft konnte aber sehr bald melden, daß der Erzherzog Franz Ferdinand nicht den deutschen Kaiser und Kronprinzen dafür verantwortlich gemacht habe, sondern den englischen Hof.

Der Erzherzog ist zwar die beiden Male, wo ich persönlich mit ihm zusammengekommen bin, nämlich im Juli 1894 bei einem Diner auf der österreichischen Botschaft in London und im Januar 1901 in Schloß Windsor, sehr liebenswürdig in seinem Auftreten zu mir gewesen, aber ich mußte unwillkürlich daran denken, welch himmelweiter Unterschied doch zwischen ihm und dem leutseligen und bohème angehauchten unglücklichen Kronprinzen Rudolf von Österreich bestand.

Wer hätte damals bei der Beerdigung der Königin Viktoria ahnen können, daß dem den Trauerfeierlichkeiten, als Vertreter des Kaisers Franz Joseph, beiwohnenden Erzherzog Franz Ferdinand dreizehneinhalb Jahre später in Gestalt des Weltkrieges die größte Totenfackel beschieden werden sollte, die je einem Sterblichen zuteil geworden ist.

XII. Kapitel

Kurz nach dem Pfingstfest des Jahres 1892 machte ich von London aus einen meiner üblichen Ausflüge nach der Insel Wight und besuchte bei dieser Gelegenheit Lord Tennyson auf seinem in der Nähe von Freshwater gelegenen idyllischen kleinen Landsitz. Wie ich in einem früheren Kapitel erwähnt habe, hatte Lord Lytton mir im Frühjahr 1891 einen Empfehlungsbrief an Lord Tennyson gegeben für den Fall, daß ich wieder einmal nach England kommen sollte. Es war ein herrlicher, sonniger Junimorgen, als ich auf der Jacht eines Freundes von mir Cowes verließ, um in Yarmouth wieder an Land gesetzt zu werden. Von dort aus ging ich zu Fuß nach dem Landsitz von Lord Tennyson. Als ich mich anmelden ließ, sagte mir ein Diener, er bezweifle sehr, daß sein Herr mich empfangen würde, denn er sei unpäßlich und habe eine ziemlich schlechte Nacht gehabt. Ich sagte darauf dem Diener, daß ich einen Empfehlungsbrief des verstorbenen Lord Lytton an Lord Tennyson bei mir habe, ich wolle zwar nicht stören, bäte ihn aber, diesen Brief seinem Herrn zu übergeben. Der Diener verschwand darauf, kam aber nach wenigen Minuten wieder zurück und fragte mich, ob es mir möglich sei, am Nachmittag gegen fünf Uhr noch einmal vorzusprechen, da Lord Tennyson sich sehr freuen würde, wenn ich bei ihm den Nachmittagstee einnehmen würde. Ich erwiderte, ich nähme diese

freundliche Einladung mit vielem Dank an und würde mich gegen fünf Uhr wieder einfinden. Mittlerweile ging ich nach dem kleinen Seebad Freshwater, wo ich in einem Hotel zu Mittag aß. Als ich kurz vor fünf Uhr den schönen, mit vielen tropischen Pflanzen und herrlichen Bäumen bewachsenen Garten des großen Dichters betrat, sah ich ihn in einem bequemen Sessel auf einem wohlgepflegten, kurz geschorenen Rasenplatz unter dem Schatten einer Blutbuche sitzen. Ich ging direkt auf ihn zu, nannte meinen Namen und bedankte mich, daß er die große Freundlichkeit gehabt habe, mich zum Tee einzuladen. Der Dichter reichte mir die Hand, bat mich, neben ihm auf einer Gartenbank Platz zu nehmen und gab vermittelst einer Handschelle, die auf einem mit Büchern bepackten kleinen Tisch stand, ein Zeichen, daß der Tee serviert werden solle. Dann nahm er den Brief von Lord Lytton, der auf einem Buch neben ihm lag, drehte ihn in den Fingern herum und sagte: „Dieser Brief des lieben verstorbenen ‚Owen Meredith' berührt mich wie eine Botschaft (message) aus höheren Regionen." Dann pausierte er eine Weile und fuhr fort: „Mit das Schlimmste in dem hohen Alter von beinahe dreiundachtzig Jahren, in dem ich mich befinde, ist die Schwierigkeit des Lesens. Manches kann ich ja noch selbst lesen, wenn es sehr groß gedruckt ist, aber Handschriften muß ich mir meistens vorlesen lassen." Als ich bemerkte, wie schön sein in dieser prachtvollen Natur gelegenes Heim sei, sagte der Dichter: „Ja, die Natur ist doch schließlich der größte Genuß, der uns alten Leuten noch übrig bleibt. Wenn ich den Sonnenaufgang und Untergang betrachte, den Mond und die Sterne, dann regen sich in mir Ahnungen der Ewigkeit, denn nichts erinnert unsere Seele mehr an das ewige Leben als die Treue bei den immer wiederkehrenden Naturerscheinungen." Darauf lehnte der greise Dichter sich in seinen Sessel zurück, um sich anscheinend etwas auszuruhen, und es

trat eine längere Pause in der Unterhaltung ein. Ich selbst beschäftigte mich inzwischen damit, meinen Tee zu schlürfen und Kuchen zu essen. Nach einigen Minuten ergriff er aber wieder das Wort und fragte mich, ob ich mich mit der englischen Literatur näher beschäftigt habe. Ich erwiderte ihm, daß ich erst ein Anfänger sei, mich aber seit mehr als einem Jahre fortgesetzt mit dem Lesen englischer und französischer Literatur befasse. Darauf fragte er mich, ob mir vielleicht zufällig sein Gedicht „Loxley Hall sixty years after" bekannt sei. „Zu meiner Schande," erwiderte ich, „muß ich gestehen, daß ich bis jetzt nur darüber habe sprechen hören, es selbst aber noch nicht gelesen habe." „Aus diesem Gedicht", fuhr dann Lord Tennyson fort, „werden Sie entnehmen können, was ich über die Moral der modernen Zeitläufte denke. Sie sind ja noch sehr jung und werden erleben, daß jeder Idealismus ganz dahinschwindet und die Welt vollständig in einem krassen Materialismus versinkt. Durch die großen Zuckungen der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege war die Welt auf ihren richtigen Platz zurückgesetzt worden" (put on her right place), „jetzt aber scheint es den Menschen wieder zu gut zu gehen. Wenn der Materialismus weiter so fortschreitet, dann wird es wohl bald einmal wieder ein Weltgericht geben." Nach diesen Worten lehnte der Greis sich von neuem in seinen Sessel zurück und schloß seine Augen. Kurz darauf erschien eine Dame, welche den Eindruck einer freiwilligen Krankenschwester auf mich machte, und gab mir, ohne ein Wort zu sprechen, durch Zeichen zu verstehen, daß es an der Zeit sei, den Patienten zu verlassen. Still erhob ich mich von meiner Bank, streifte noch mit einem tiefen Blick den ruhenden greisen Dichter und ging davon.

Etwa fünf Monate später, im Oktober desselben Jahres, wurde Lord Tennyson, der größte Dichter aus der langen Ära der

Königin Viktoria und einer der größten Lyriker aller Zeiten, von dieser Erde abberufen.

Nie werde ich meine kurze Begegnung mit ihm vergessen, vor allem auch nicht das so viel Güte widerspiegelnde verklärte Antlitz des greisen Dichters.

„Kind hearts are more than coronets
and simple faith than Norman blood."

Einer der gründlichsten und vielseitigsten Kenner der englischen Literatur war seiner Zeit der in London allgemein bekannte dramatische Kritiker Joseph Knight. Obgleich er nahezu dreißig Jahre älter war als ich selbst, wurden wir die intimsten Freunde. Er war ein Prachtmensch in jeder Beziehung, durch und durch Bohème und von sehr originellen Ideen. So manche Nacht habe ich mit ihm im Beefsteak-Klub, wo es sich nicht etwa nur um gute Beefsteaks handelte, sondern wo es infolge der Zusammensetzung der Mitglieder mehr geistige Anregung gab als vielleicht irgendwo anders, aufgesessen. Unter seiner Anleitung befaßte ich mich, wenn immer ich Zeit hatte, mit dem Studium der englischen Literatur, und je mehr ich in sie eindrang, um so größeren Geschmack fand ich daran. Ebenso anregend wie Joseph Knight wirkte dabei auf mich mein Freund W. L. Courtney, welcher ursprünglich Professor der Literatur und Geschichte in Oxford, dann aber während vieler Jahre beim „Daily Telegraph" in London tätig war und jetzt wieder einen Lehrstuhl an der Universität in Oxford inne hat. Auch er war einer der gründlichsten Kenner der englischen Literatur. Durch ihn hauptsächlich ist der allmählich etwas in Vergessenheit geratene Zeitgenosse Shakespeares, der geniale englische Dichter „Christopher

Marlowe", in den beiden letzten Jahrzehnten wieder zu Ehren gekommen.

Auch bin ich mit der großen Mehrzahl der modernen englischen Dramatiker in Berührung gekommen und habe mit mehreren von ihnen in sehr nahen freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Den weltberühmten Dramatiker und Singspieldichter William Schwenk Gilbert habe ich persönlich nicht mehr gekannt, denn als ich nach London kam, war er bereits sehr leidend und starb dann sehr bald. Dagegen habe ich mit seinem Partner, dem berühmten Tondichter Sir Arthur Sullivan, welcher hauptsächlich durch seinen „Mikado" bekannt geworden ist, viele Jahre in nahem Freundschaftsverhältnis gestanden. Als Dichter wie als Mensch war er eine ungeheuer sympathische Erscheinung. Wiederholt waren wir auch zusammen in Paris, wo er in der Künstlerwelt wie beim Publikum sehr große Popularität besaß. Wenn wir zusammen frühstückten oder zu Abend aßen, stockte oft plötzlich die Unterhaltung, indem er selbst ganz schweigsam wurde und auch gar nicht mehr hörte, wenn ich zu ihm sprach. Dann nahm er auf einmal sein Notizbuch heraus und schrieb Noten auf. Wenn er damit fertig war, entschuldigte er sich wegen seiner Unhöflichkeit, wie er es nannte, und sagte, er habe gerade die Eingebung einer neuen Melodie gehabt, die er, um sie festzuhalten, gleich hätte niederschreiben müssen.

Sehr befreundet war ich auch mit dem in London lebenden amerikanischen Schriftsteller und berühmten Maler James Whistler, welcher wiederholt Federzeichnungen und Skizzen von mir gemacht hat. Von anderen bekannten Malern, welche in England lebten, waren der Holländer Alma Tadema und der aus Deutschland gebürtige berühmte Porträt- und Genremaler Herbert von Herkomer meine Hauptfreunde. Wie oft habe ich den letzteren in seinem so geschmackvoll und künstlerisch ausgestatteten Heim in Bushley

bei London, wo er mehr als zwanzig Jahre Leiter der Kunstschule war, besucht. Sehr häufig kam auch mein alter Freund, der bekannte Wiener Porträtmaler Viktor von Angeli nach England. Seit langem kannte ich ihn schon aus der Hupkagesellschaft in Berlin, wo wir oft sehr lustige Stunden zusammen verlebt hatten. Meistens wohnte er, wenn er in England war, als Gast der Königin Viktoria in Schloß Windsor. Die alte Königin besaß wegen seines angenehmen, originellen und dabei doch höfischen Wesens eine ganz besondere Vorliebe für ihn, nicht nur als Künstler, sondern auch als Mensch. Wiederholt hat er wochenlang in Windsor geweilt und verschiedene Porträts der Königin wie auch der meisten Mitglieder der königlichen Familie gemalt. Ebenso wie die Königin war ihm auch der Prinz von Wales sehr zugetan. Mit Vorliebe erzählte er, wenn das Gespräch auf ihn kam, im Spaß eine Episode, die sich zugetragen haben soll, als Angeli eines Tages damit beschäftigt war, die Königin zu malen. Danach sei es dem Künstler auf die Nerven gefallen, daß, während die Königin ihm Porträt saß, Damen des Hofes herumstanden und miteinander plauderten. Schließlich sei ihm die Geduld gerissen und er habe zur Königin in Deutsch, was die Umgebung ja nicht verstand, gesagt: „Wenn die Weibsbilder hier immer herumstehen und schwatzen, dann kann ich nit malen, Majestät." Die Königin habe sich köstlich darüber amüsiert, und bei der nächsten Sitzung sei nur eine Hofdame dabei gewesen. So erzählte wenigstens im Spaß König Eduard den Vorgang. Von Angeli selbst habe ich nie recht herausbekommen können, wie sich die Sache wirklich verhalten hat. Wie der genaue Tatbestand in Wirklichkeit aber auch sein mag, eins steht fest, Angeli ist dadurch keineswegs in Ungnade gefallen. Er hat mehr Glück gehabt als ein großer französischer Maler in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, welcher, als Ludwig XV. ihm Porträt saß und Madame de Pompadour ständig dabei

war, um den König zu unterhalten, höflichst darum bat, daß die allzu lebhafte Unterhaltung aufhören möge, da er sonst nicht malen könne. Der Monarch fügte sich willig, aber Madame de Pompadour nahm dem Künstler sein Verhalten so übel, daß er schließlich einige Monate dafür in der Bastille büßen mußte. Ob dieser Vorfall auf geschichtlicher Tatsache beruht, oder ob er wie so manche Legenden erst nachträglich als Treppenwitz von der Geschichte aufgenommen worden ist, läßt sich schwer nachprüfen. Als ich während eines Diners, wo das Gespräch auf Angeli kam, dem Prinzen von Wales hiervon erzählte, lachte er herzlich und sagte: „Unter meinem Ahnherrn Heinrich VIII. hätte es dem braven Angeli passieren können, daß er plötzlich im Tower von London verschwunden wäre, aber heute leben wir ja in angenehmeren Zeiten.“ Dann wandte er sich zu seiner Tischnachbarin, die eine große Verehrerin von Angeli war und sagte lachend: „Könnten Sie sich das vorstellen, wie der gute Angeli plötzlich im Tower verschwindet?“

Inhaber des Londoner Hauses Rothschild waren bis vor wenigen Jahren die drei Gebrüder Nathaniel, Alfred und Leopold von Rothschild. Sie waren vorzügliche Menschen, leider sind sie jetzt alle drei tot. Der älteste von ihnen, Nathaniel, meistens mit der Abkürzung Natty genannt, führte den Titel eines Lords und hatte einen Sitz im englischen Oberhaus. Wie alle Mitglieder der Familie Rothschild, waren die beiden jüngeren Brüder Alfred und Leopold österreichische Freiherrn. Doch nannten sie sich nur, wenn sie auf dem europäischen Kontinent reisten, Baron. In England nannten sie sich Mr. Alfred beziehungsweise Leopold Rothschild. Zu allen dreien habe ich jahrelang in engen Beziehungen gestanden, am befreundetsten war ich aber mit Alfred. Dieser befaßte sich

am meisten mit Politik, insbesondere mit der auswärtigen. In richtiger Erkenntnis der Weltlage haben alle drei Brüder, vor allem aber Alfred Rothschild stets ein Zusammengehen Englands und Deutschlands befürwortet, weil sie darin die einzigste Möglichkeit sahen, daß auf die Dauer der Weltfrieden erhalten bleiben könne. Fortgesetzt waren sie daher bemüht, nach ihren Kräften daran zu arbeiten, Mißverständnisse zwischen beiden Regierungen aus dem Wege zu räumen und ein möglichst freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden Ländern herzustellen. Erst nachdem sie eingesehen hatten, daß bei der Ziellosigkeit der deutschen Politik sowie der künstlich ins Werk gesetzten Hetze gewisser Kreise gegen England die Möglichkeit eines ersprießlichen Zusammengehens Englands und Deutschlands ausgeschlossen erscheine, wandten sie sich, wie König Eduard dies aus denselben Gründen zuvor getan hatte, von Deutschland ab und unterstützten zunächst eine Annäherung Englands an Frankreich, später auch an Rußland.

Alfred Rothschild war Junggeselle. Den größten Teil des Jahres lebte er in seinem schönen Londoner Hause in Seymour Place. Sein Landsitz in der Grafschaft Buckinghamshire hieß Halton. In herrlicher Gegend, am Fuß eines üppig bewaldeten Höhenzuges, hatte er sich dort nach eigenem Geschmack ein Schloß gebaut, welches den schönsten alten königlichen Residenzen in Frankreich an Eleganz und Prunk nicht nachstand. Sowohl in Halton als auch in seinem Londoner Hause befanden sich die wertvollsten Kunstsammlungen. Von Jugend auf hat er großes Interesse für die bildenden Künste gehabt und war in vieler Beziehung auch eine Art von Mäcenas, obgleich er persönlich in erster Linie nur an alten Meistern Geschmack fand. Er machte ein überaus gastfreies Haus aus, und bei seinen luxuriösen Diners wie sonstigen Gesellschaften waren neben der eleganten Welt Londons auch die meisten

führenden Persönlichkeiten auf politischem, wissenschaftlichem, künstlerischem und wirtschaftlichem Gebiet vertreten. Viele Jahre hindurch habe ich seine vorzügliche Gastfreundschaft in der Stadt wie auf dem Lande genossen. Er war von Natur aus sehr gutmütig, und nichts machte ihm mehr Vergnügen, als seine Freunde in der ausgesucht besten und raffiniertesten Weise zu bewirten. Dabei war keine Spur von Protz oder Dünkel in seinem Wesen vorhanden, wie es so häufig bei sehr reichen Leuten der Fall ist. Am angenehmsten und interessantesten waren seine kleinen Diners am runden Tisch, wo oft sehr geistreiche Unterhaltungen gepflogen wurden. Im Winter dinierte bei ihm fast wöchentlich der Dirigent des bekannten alten englischen Witzblattes „Punch", namens Burnand. Viele witzige und originelle Ideen wurden bei diesen Zusammenkünften besprochen, welche nachher von Burnand formuliert, im „Punch" zum Ausdruck gelangten. Aber nicht nur aus England, sondern aus aller Herren Länder traf man im Hause Alfred Rothschilds die interessantesten Persönlichkeiten jeden Berufes und Standes. Auf meinen politischen Briefwechsel mit ihm sowie auf die vielen geheimen Verhandlungen, welche in seinem Hause zwischen englischen Staatsmännern und meinem Botschafter, dem Grafen Paul Hatzfeldt beziehungsweise nach dessen Erkrankung mit mir stattgefunden haben, komme ich im zweiten Bande eingehend zurück.

XIII. Kapitel

Außer den bereits in früheren Kapiteln geschilderten Mißhelligkeiten zwischen Wilhelm II. und seinem Onkel während der Regattawoche von Cowes im August 1895 sowie der tiefen Entfremdung, welche durch die Schuld des Kaisers zwischen ihm und dem leitenden Staatsmann Lord Salisbury eingetreten war, hatte sich noch ein anderer Zwischenfall in Cowes ereignet. Wilhelm II. hatte sich von den beiden neuen Kreuzern „Wörth“ und „Weißenburg“ nach Cowes begleiten lassen, um sich seinem Onkel und der englischen Marine gegenüber mit diesen auf das modernste ausgerüsteten Kriegsfahrzeugen zu brüsten. Am Jahrestage der Schlacht von Wörth hatte er auf dem Kreuzer gleichen Namens eine seiner üblichen herausfordernden Reden gehalten und damit nicht nur in Frankreich, das gerade im Begriff stand, in freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland zu treten, sondern auch in England Anstoß erregt. Die englische Regierung wie auch die öffentliche Meinung faßten es als einen Mangel an Takt auf, daß Wilhelm II. sich englische Territorialgewässer für seinen extravaganten Redeschwall ausgesucht hatte. Infolgedessen erschienen in der englischen Presse, vor allem in dem damaligen Hauptorgan der konservativen Partei, dem „Standard“, Artikel, welche das Verhalten des Kaisers scharf kritisierten und ihm anheimstellten, sich für seine herausfordernden Reden in Zukunft lieber auf deutsches Territorium zu

beschränken. Sowohl Wilhelm II. als auch seine Ratgeber, darunter der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Freiherr von Marschall, vermerkten sehr übel diese Zurechtweisung seitens der englischen Presse und versuchten, die englische Regierung offiziell dafür verantwortlich zu machen. Immer gespannter wurden die Beziehungen zwischen den beiden Regierungen und erreichten schließlich an gegenseitiger Gereiztheit den Höhepunkt bei Gelegenheit des von Wilhelm II. Anfang Januar des folgenden Jahres (1896) an den Präsidenten der Transvaal-Republik Krüger gerichteten Telegramms aus Anlaß des Jamesoneinfalles. Über die näheren Umstände, unter welchen dieses Telegramm zustande gekommen, und wer sein eigentlicher geistiger Urheber ist, darüber bestanden seinerzeit die verschiedensten Versionen. Allgemein war in England wie in Deutschland die Ansicht vorherrschend, Wilhelm II. habe das Telegramm während einer Eisenbahnfahrt persönlich verfaßt und unterwegs durch einen Flügeladjutanten absenden lassen. Nach Aussage eines Augenzeugen des damaligen Staatssekretärs des Reichsmarineamts Admiral von Hollmann, verhält sich aber der Tatbestand ganz anders. Der Admiral schilderte mir den Vorgang wie folgt: „Am Tage nach dem Bekanntwerden des Jamesoneinfalls in die Transvaal-Republik kam der Kaiser vom Neuen Palais bei Potsdam nach Berlin. Ich selbst war an dem Vormittag, an welchem der Kaiser in Berlin eintraf, zum Vortrag befohlen. Gleich nach seiner Ankunft empfing er mich im königlichen Schloß, und nach beendetem Vortrag sagte er zu mir, ich möchte ihn nach dem Auswärtigen Amt begleiten, denn er werde dort vom Staatssekretär von Marschall und dem Direktor der Kolonialabteilung Geheimrat Kaiser erwartet, um angesichts der durch den Jamesoneinfall geschaffenen Lage wichtige Beschlüsse zu fassen. Im übrigen streifte er mir gegenüber diesen Zwischenfall nur ganz

kurz, und ich hatte den Eindruck, als messe er ihm gar keine so große Bedeutung bei. In Begleitung des Kaisers befand sich, als er zur Wilhelmstraße fuhr, auch der Flügeladjutant Admiral von Senden. Ich selbst war bereits vorausgefahren und erwartete den Kaiser in der Vorhalle. Freiherr von Marschall erwartete ihn dort ebenfalls. Gleich nach der Begrüßung meldete er dem Kaiser, er habe in Gemeinschaft mit dem Geheimrat Kaiser ein Telegramm an den Präsidenten Krüger verfaßt und würde es Seiner Majestät zur Genehmigung vorlegen. Als dem Kaiser der Entwurf des Telegramms gezeigt wurde, bemerkte er: ‚Wenn das Telegramm in dieser Fassung abgeht, was wird denn dann aus unseren Beziehungen zu England? Ist es denn überhaupt notwendig, solch ein Telegramm an den Präsidenten Krüger zu schicken?‘ Darauf erwiderte Freiherr von Marschall: ‚Nach meiner Überzeugung erscheint es unbedingt notwendig, der Welt zu zeigen, daß die kaiserliche Regierung vom moralischen wie auch Rechtsstandpunkt diesen frevelhaften Einfall englischer Freibeuter auf das schärfste verdammt.‘ Dann mischte sich Geheimrat Kaiser ins Gespräch und sagte: ‚In meiner Eigenschaft als Kolonialdirektor kann ich mich der Ansicht des Herrn Staatssekretärs nur anschließen; auch auf die Psyche der eingeborenen Bevölkerung in unseren afrikanischen Kolonien müssen wir Rücksicht nehmen und zeigen, daß Deutschland das mächtigste Reich in Europa ist, welches vom Rechtsstandpunkt aus solche flagranten Übergriffe nicht duldet.‘ Darauf antwortete der Kaiser: ‚Na gut, dann mag das Telegramm abgehen, nur möchte ich, daß der Passus in der Mitte, welcher doch vielleicht gar zu schroff ist, fortbleibt.‘ Freiherr von Marschall strich darauf in dem Entwurf den Mittelpassus aus, der Kaiser las das Telegramm in dieser verkürzten Form noch einmal durch, erteilte die Genehmigung zur Absendung und fuhr zum Schloß zurück.“ Dies ist der Tatbestand, welchen mir ein Augenzeuge wie

der Admiral von Hollmann im Juni 1898 in Kiel an Bord der Dampfjacht des verstorbenen Friedrich Krupp in Gegenwart des Admirals Wilhelm Schröder erzählte. Ich hatte in keiner Weise den Eindruck, daß der Admiral bei Wiedergabe dieser Vorgänge etwa bestrebt war, die angebliche Schuld des Kaisers auf die Schultern des Staatssekretärs von Marschall und Geheimrats Kaiser abzuwälzen, denn bei der Schilderung anderer Begebenheiten, die sich auf die Marine bezogen, kritisierte er den Kaiser sogar auf das schärfste."

In jedem Falle, auch nach anderen neueren Versionen, dürfte es als geschichtliche Tatsache feststehen, daß der Hauptschuldige an diesem törichten Telegramm Freiherr von Marschall war und die Schuld des Kaiser nur darin bestand, daß er sich von seinem Staatssekretär zu diesem verhängnisvollen Schritt überreden ließ.

Daß aus Anlaß dieses weltberühmten oder vielmehr weltberüchtigten Telegramms sowie der sich daran anschließenden militärischen Maßnahmen Deutschlands in Afrika auf ein Haar bereits damals (im Januar 1896) ein allgemeiner Weltbrand entstanden wäre, wissen vielleicht die wenigsten Menschen. Auch ist es wohl bei der öffentlichen Meinung Deutschlands wie Englands so gut wie unbekannt, daß das Schicksal des Weltfriedens damals in der Hand einer einzigen Persönlichkeit lag, und zwar des Marquis von Soveral, welcher zu jener Zeit Auswärtiger Minister in Portugal war.

Marquis Luigi Pinto de Soveral besitzt seit mehr als dreißig Jahren am englischen Hofe, beim Kabinett und in der eleganten Gesellschaft Londons eine Position, wie sie wohl selten ein Diplomat als Vertreter seiner Regierung in irgendeinem fremden Lande gehabt hat. Bereits im Alter von neunzehn Jahren kam er gegen Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als Attaché zur portugiesischen Gesandtschaft in Berlin. Dort ver-

blieb er längere Zeit und wuchs in der Berliner Hofgesellschaft zu einer sehr populären Persönlichkeit heran. Unter vielen anderen Spitznamen, die man ihm verlieh, nannte man ihn „Soveral-Überall". Später kam er zur portugiesischen Gesandtschaft in Madrid, war auch in Paris diplomatisch tätig, und seit Mitte der achtziger Jahre vertrat er, solange Portugal Monarchie war, mit kurzer Unterbrechung sein Land als Gesandter in London. Als im Jahre 1908 der König ermordet und die Republik in Portugal eingeführt wurde, nahm er seinen Abschied und lebt seitdem als Privatmann in London. Seiner großen Begabung und Gewandtheit sowie seinen hervorragenden gesellschaftlichen Talenten hat Marquis de Soveral die große Stellung, welche er in der ersten Gesellschaft Englands besitzt, zu verdanken. Unter anderem war er auch einer der intimsten Freunde von König Eduard und meistens über alles genau unterrichtet, was sich in der Politik hinter den Kulissen vorbereitete und zutrug. Von seinem Gesandtenposten in London wurde er im Herbst 1895 zeitweilig abberufen und zum Auswärtigen Minister in Portugal ernannt, bekleidete diesen Posten aber nur etwa zwei Jahre und kehrte dann als Gesandter nach London zurück.

Gerade in die Zeit, in welcher Soveral Auswärtiger Minister in Lissabon war, fielen die südafrikanischen Wirren des Jahres 1896.

Bei der öffentlichen Meinung Deutschlands hatte das törichte Kaisertelegramm an den Präsidenten Krüger allgemeinen Beifall und Jubel hervorgerufen, in England dagegen einen Sturm der Empörung. Ohne zu ahnen, in welch gefährliche Lage Deutschland zu gleiten begann, goß Freiherr von Marschall noch mehr Öl ins Feuer, indem er in einer Reichstagsrede erklärte, die Unabhängigkeit der südafrikanischen Republiken sei eine Lebensfrage für das Deutsche Reich. Aber nicht nur das, es wurde sogar eine bewaffnete

Expedition nach dem Transvaal geplant und vorbereitet. Mehrere hundert Mann Kolonialtruppen in Deutschostafrika sollten nach dem Portugal gehörenden südafrikanischen Hafen Delagoabai verschifft werden, um dort zu landen und in Gemeinschaft mit einem Matrosendetachement von zwei oder drei deutschen Kreuzern, die bereits vor Delagoabai lagen, nach der Hauptstadt der Transvaal-Republik marschieren. In geradezu diktatorischem Tone, als ob es ganz selbstverständlich sei, daß deutsche Truppen durch portugiesisches Gebiet marschieren dürften, wurde die Regierung in Lissabon ersucht, ihre Einwilligung zu geben. Marquis de Soveral, welcher sofort die Gefahr erkannte, welche ein Durchmarsch deutscher Truppen durch portugiesisches Gebiet nach dem Transvaal für den Weltfrieden bedeuten würde, lehnte die Forderung der deutschen Regierung glatt ab.

In Berlin war man wegen dieser Zurückweisung, an deren Möglichkeit man überhaupt nie gedacht hatte, gegen den Marquis von Soveral in höchstem Maße verstimmt, ohne zu ahnen, daß, im Falle der Einwilligung, der Ausbruch offener Feindseligkeiten zwischen England und Deutschland die unmittelbare Folge gewesen wäre.

Als im Jahre 1899, also drei Jahre später, gelegentlich einer Aussprache, die ich mit Lord Salisbury über deutsch-englische Beziehungen hatte, das Krügertelegramm und seine begleitenden Umstände berührt wurden, äußerte sich der englische Premierminister wie folgt: „Der Jamesoneinfall war sicherlich ein törichter Streich, töricht vor allem, weil er in seinen Grundlagen von vornherein verfehlt war und überhaupt nie Aussicht auf Erfolg haben konnte. Aber noch törichter war, jedenfalls vom Standpunkt der deutschen Interessen, das Krügertelegramm. Was Ihre Regierung sich dabei gedacht haben mag, als sie einige hundert Mann durch portugie-

sisches Territorium nach dem Transvaal schicken wollte, ist mir ein vollständiges Rätsel. Was konnte und wollte Ihre Regierung überhaupt dort ausrichten? Ein großes Glück ist es jedenfalls, daß dieser Coup infolge der energischen Haltung Soverals unterblieb. Hätte der erste deutsche Soldat das Gebiet der südafrikanischen Republik betreten, so war der Krieg unvermeidlich. Keine Regierung in England hätte dann dem Druck der öffentlichen Meinung widerstehen können. Wäre es zum Kriege zwischen uns gekommen, so hätte sich daraus ein allgemeiner europäischer, vielleicht sogar Weltkrieg entwickelt. Courcelle*) hatte mir bereits im Auftrage seiner Regierung mitgeteilt, daß im Falle eines englisch-deutschen Krieges Frankreich uns gegenüber eine sehr wohlwollende Neutralität beobachten, wahrscheinlich sich aber auch schließlich aktiv am Kriege beteiligen würde. Ebenso ließ man mich aus Petersburg wissen, daß England, im Falle eines Krieges mit Deutschland, russischerseits weder in Zentralasien noch sonstwo das allergeringste zu befürchten habe. Für jeden Menschen, der seine Sinne beisammen hat, mußte es doch klar sein, daß Deutschland im Kriegsfalle nichts zu gewinnen und nur alles zu verlieren hatte."

Wie aber stellte man sich die Sache in Berlin vor? Sowohl in der Wilhelmstraße als auch bei der öffentlichen Meinung, welche durch die offiziöse Presse irregeführt war, bestand die feste Überzeugung, daß nicht nur Frankreich und Rußland, sondern die ganze Welt im Kriegsfalle dem für Moral und Recht eintretenden deutschen Michel helfen würde!

Eine dieser herrlichen Illusionen sollte den Herren in der Wilhelmstraße sehr bald genommen werden. Fürst Münster wurde instruiert, in Paris zu sondieren, ob Frankreich eventuell bereit sein

*) Baron de Courcelle war der damalige französische Botschafter in London.

würde, Deutschland in einem vielleicht bevorstehenden Kriege mit England zu unterstützen. Der kluge Fürst Münster lachte über diese mehr als naive Instruktion der Zentralbehörde oder, um seinen Lieblingsausdruck zu gebrauchen, des „Zentralrindviehs", in Berlin. Obgleich er von vornherein genau wußte, wie Frankreich sich im Kriegsfalle verhalten würde, sondierte er trotzdem in sehr vorsichtiger Form und gewann dabei den bestimmten Eindruck, daß es sich in jedem Falle auf Seiten unserer Gegner befinden würde.

Welche Rolle Holstein in dieser traurigen politischen Episode gespielt hat, ist mir nie so recht klar geworden. Im Auswärtigen Amt hieß es, er und Geheimrat Kaiser seien die eigentlichen geistigen Urheber des Krügertelegramms und der sich daran knüpfenden Maßnahmen gewesen, doch bezweifle ich die Korrektheit dieser Auffassung. Der eigentliche geistige Urheber war ganz entschieden der Staatssekretär Freiherr von Marschall, welchen der Direktor der Kolonialabteilung dabei sekundierte. Im März 1896 schrieb Holstein in einem Privatbrief an den Grafen Paul Hatzfeldt in London: „Es war mir seinerzeit leider nicht möglich, das Krügertelegramm zu verhindern. Der Staatssekretär, aufgeputscht von unseren Kolonialenthusiasten, hatte sich die Sache in den Kopf gesetzt, und ich konnte nichts mehr daran ändern." Andererseits war aber der Einfluß Holsteins, den er seit der Entlassung Bismarcks im Auswärtigen Amt ausübte, so durchschlagend, daß er zweifellos in der Lage gewesen wäre, solchen groben Unfug zu verhindern, wenn er wirklich gewollt hätte. Mir gegenüber hat Holstein sich in späteren Jahren, obgleich er alles mit mir besprach, stets sehr zurückhaltend über die Affäre des Krügertelegramms geäußert, so daß ich den Eindruck gewann, er habe doch schließlich seine Finger bis zu einem gewissen Grade mit im Spiele gehabt, sich aber nachträglich schäme, es einzugestehen.

Mein Chef Graf Paul Hatzfeldt rang vor Verzweiflung über den „unverständlichen Irrsinn“, wie er sich ausdrückte, „welcher die Wilhelmstraße befallen habe“, die Hände und war nahe daran, seinen Posten in London niederzulegen. Ihm lag nun die schwere Aufgabe ob, all die von Berlin aus begangenen, geradezu wahnsinnigen Handlungen so gut es ging, zu redressieren.

Um zunächst mit der englischen Regierung wieder auf menschlichen Fuß zu gelangen, kam er auf eine sehr geniale Idee. Er wußte, daß dem englischen Kabinett sehr daran gelegen war, bei erster sich bietender Gelegenheit endgültig mit der Herrschaft des Mahdi im Sudan aufzuräumen und dieses wichtige Kolonialgebiet Ägypten wieder einzuverleiben. Man scheute sich jedoch, einen Feldzug gegen die Derwische zu beginnen, aus Furcht, das in der ägyptischen Frage so neidische Frankreich könne England unter Umständen dabei in den Rücken fallen. Seit Jahren bereits trafen fortgesetzt Anfragen seitens der französischen Regierung in London ein, wann England endlich sein gegebenes Versprechen einlösen und mit der Räumung Ägyptens beginnen werde.

Um diesen Zeitpunkt (Anfang 1896) befand sich der italienische Bundesgenosse Deutschlands in einer sehr schwierigen Lage in seinem Kolonialbesitz am Roten Meere. Erst kürzlich hatte Italien eine gewaltige Schlappe in der Schlacht von Adowa seitens der Abessinier erlitten, und jetzt wurde es auch noch von den Derwischen an seinen Kolonialgrenzen hart bedrängt.

Der geniale Graf Hatzfeldt schlug daher in Berlin vor, die deutsche Regierung solle die Vermittlerrolle zwischen Italien und England übernehmen und letzteres dazu veranlassen, behufs Entlastung der Italiener eine bewaffnete Expedition gegen die Derwische zu veranstalten, wobei Deutschland sich verpflichten würde, jedweder Macht gegenüber, die etwa versuchen sollte, während eines Sudan-

feldzuges England anzugreifen, letzteres zu unterstützen und ihm auf diese Weise den Rücken freizuhalten.

Auf Veranlassung Holsteins wurde dieser Vorschlag in Berlin angenommen und der Botschafter erhielt die Instruktion, sich diesbezüglich mit der englischen Regierung in Verbindung zu setzen. Bei Lord Salisbury und dem gesamten englischen Kabinett fielen die von Hatzfeldt in sehr plausibler wie gewandter Form vorgebrachten Ideen auf sehr günstigen Boden, und man beschloß, auf die deutschen Vorschläge einzugehen. Durch den genialen Gedanken Hatzfeldts waren somit zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen, dem italienischen Bundesgenossen Deutschlands war geholfen, vor allem aber war trotz der kurz vorhergegangenen irrsinnigen Aktion der deutschen Politik ein menschliches Verhältnis zwischen dem Londoner Kabinett und der Berliner Regierung wiederhergestellt. Die von England zur Entlastung Italiens eingeleitete bewaffnete Aktion gegen die Derwische führte schließlich zu dem glorreichen Sudanfeldzug, welcher im Jahre 1898 unter dem Oberkommando Kitcheners mit der Vernichtung der Streitkräfte des Mahdi, der Eroberung Karthums und der Besitznahme dieser fruchtbaren und in jeder Beziehung für England so wertvollen Landstriche endete.

Wer auch immer unter den in der Wilhelmstraße damals maßgebenden Persönlichkeiten das Verdienst für diese kluge Aktion der deutschen Politik in Anspruch nehmen mag, so steht es unverbrüchlich fest, daß ihr geistiger Urheber und Vollführer der geniale Graf Paul Hatzfeldt war.

So mancher wird sich fragen, welche Rolle denn eigentlich der damalige, gemäß der Reichsverfassung allein verantwortliche Reichskanzler Fürst Klodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst gespielt hat. Darauf läßt sich aber nur antworten, daß dieser vornehm gesinnte und äußerst kluge Mann, welcher sowohl bei Begründung des

Deutschen Reiches wie auch noch später während der ganzen Bismarckschen Epoche sich die größten Verdienste um das Reich erworben hat, damals, als er den Reichskanzlerposten im Jahre 1894 gegen seinen Willen übernehmen mußte, an Jahren bereits zu alt war, um unter den schwierigen Verhältnissen eine führende Rolle spielen zu können.

XIV. Kapitel

Bei Einleitung der vom Grafen Hatzfeldt so klug ausgedachten Aktion in Ägypten mußte ich unwillkürlich an den in einem früheren Kapitel erwähnten Ausspruch Bismarcks denken, als er im Jahre 1888 nach einem Diner zu Lothar Bucher in meiner Gegenwart sagte: „Wenn man doch nur unseren Diplomatenschädeln eintrichtern könnte, daß Ägypten für uns keinen politischen Selbstzweck darstellt, sondern lediglich ein Mittel, um unsere Beziehungen zu anderen Mächten in unserem Sinne zu regeln.“ Nichts konnte mehr parallel laufen mit der Doktrin Bismarcks als diese im Jahre 1896 eingefädelte Aktion der deutschen Politik in Ägypten. Als ich dem Grafen Hatzfeldt von der Äußerung Bismarcks zu Lothar Bucher erzählte, lachte er und sagte: „Es gibt heute leider mehr Diplomatenschädel als je bei uns, denen überhaupt nichts einzutrichtern ist, vor allem nicht unseren maßgebenden Persönlichkeiten in Berlin. Höchst selten gelingt es einmal, etwas Vernünftiges in der Wilhelmstraße durchzusetzen. Geschieht aber wirklich einmal etwas Vernünftiges, so folgt gewöhnlich mit mathematischer Genauigkeit sehr bald darauf wieder irgendeine große Dummheit, welche die Wirkung der vorhergehenden vernünftigen Aktion doppelt und dreifach aufhebt.“

So ist die Befürchtung des Grafen Hatzfeldt leider in der Folgezeit auch mit mathematischer Genauigkeit eingetroffen. Geradezu eine Tragik des Geschickes ist es, daß die deutsche Politik in der Tat

niemandem mehr zur Realisierung seiner Aspiration auf kolonialem und allgemeinem, weltpolitischem Gebiet verholfen hat als gerade England. Statt aber den auf der Hand liegenden Nutzen für sich selbst daraus zu ziehen, haben die deutschen Staatsmänner, an der Spitze Wilhelm II., es mit vollendeter Meisterschaft verstanden, mit allen von der Vorsehung gegebenen günstigen Gelegenheiten, statt sie zum Selbstzwecke zu gestalten, nur anderen Vorteile zu verschaffen, selbst aber zwischen nicht nur zwei, sondern Dutzenden von Stühlen zu Fall zu kommen.

Durch die deutsche diplomatische Aktion vom Jahre 1896 ist England in den Besitz des Sudans gelangt; daß der Südafrikanische Krieg vom Jahre 1899—1902 örtlich beschränkt blieb und keine Intervention anderer Mächte stattfand, hat England einzig und allein Deutschland zu verdanken, das englisch-japanische Bündnis vom Jahre 1902 ist ursprünglich von deutschen Diplomaten eingefädelt worden, usw. Wo aber sind die Vorteile geblieben, welche die deutsche Diplomatie mit Leichtigkeit für sich selbst aus alledem hätte ziehen können?

Durch die Genialität des Grafen Paul Hatzfeldt waren nach dem Krügertelegramm zwischen der deutschen und englischen Regierung, wie gesagt, wieder einigermaßen normale Beziehungen hergestellt worden, und die Gefahr einer Einkreisung Deutschlands, welche im Januar 1896 bereits in ihren ersten Ansätzen zu drohen schien, war vereitelt. Noch lange aber dauerte es, bis die öffentliche Meinung in England sich nach der Wirkung, welche die törichten und provokatorischen Handlungen der führenden Persönlichkeiten Deutschlands auf sie geübt hatte, wieder zu beruhigen begann.

Gerade in dieser Periode allgemeiner tiefgehender Verstimmung der öffentlichen Meinung in England gegen Deutschland war es,

daß ich auf Befehl des Kaisers von meinem Botschafter mit einer Spezialmission nach Irland betraut wurde.

In dem in der Grafschaft Kildare südlich Dublin gelegenen Militärlager, welches den Namen Curragh-camp führt, waren zur Zeit die „Royal Dragoons", deren Ehrenchef Wilhelm II. war, stationiert. Bereits das Jahr vorher hatte Wilhelm II. seinem Regiment am Gedennktage von Waterloo, dem 18. Juni, durch ein Mitglied der Botschaft einen Kranz für die Standarte des Regiments feierlichst überreichen lassen. Im Juni 1896 war dem Kaiser nach den gewaltigen Zuckungen, welche sein Telegramm an den Präsidenten Krüger in England hervorgerufen hatte, ganz besonders daran gelegen, durch Wiederholung dieser Ehrenbezeugung an sein Regiment zu beweisen, daß sein Telegramm nicht so schlimm gemeint war, als wie die öffentliche Meinung es aufgefaßt hatte. Graf Hatzfeldt betraute mich mit der Mission der Überreichung des kaiserlichen Kranzes, und am 17. Juni fuhr ich nach Dublin, wo ich gegen Abend eintraf. Der Kommandeur des Regiments hatte mir einen seiner Offiziere, den damaligen Leutnant Pitt, welcher im Regiment den Beinamen „the pride of Kildare" besaß, nach Dublin entgegengeschickt, und in der höflichsten Weise wurde ich von diesem bereits auf dem Bahnhof in Dublin empfangen. Ganz in der Frühe des folgenden Morgens fuhren wir mit der Eisenbahn nach dem Curragh-camp. An der Station standen Pferde bereit, die wir sofort bestiegen, und wir ritten zum Lager. Ich selbst befand mich in der weißen Paradeuniform der Brandenburger Kürassiere und ritt einen schönen, großen, hellbraunen Wallach, den mir die Royal Dragoons gestellt hatten. Als wir auf dem großen Exerzierplatz in der Nähe des Lagers ankamen, stand das Regiment dort bereits in Paradeaufstellung. Der Kommandeur, von seinem Adjutanten begleitet, kam mir entgegengaloppiert, um mich zu begrüßen, und

bat mich, in der Mitte vor dem Regiment Aufstellung zu nehmen. Nachdem die Regimentsmusik die englische Hymne gespielt hatte, hielt der Kommandeur in sehr herzlichen Worten eine Begrüßungsanrede an mich als Vertreter des Kaisers und, nachdem er geendet hatte, begann ich mit meiner Ansprache an das Regiment, deren Text ich mit meinem Botschafter besprochen hatte. Darin war Bezug genommen auf den großen Ruhm, welchen sich das Regiment durch seine schneidige Attacke am glorreichen Tage von Waterloo erworben hatte und auf die althergebrachte Waffenbrüderschaft der englischen und deutschen Armeen. Der Schluß der Ansprache lautete: „Möge die Zeit fern sein, wo das Regiment gegen irgendeine zivilisierte Nation zu marschieren hat; davon aber bin ich überzeugt, daß es niemals gegen das Land zu kämpfen haben wird, dessen Staatsoberhaupt sein kaiserlicher Ehrenchef ist.“ Darauf spielte die Regimentsmusik die Wacht am Rhein und, nachdem ihre Töne ausgeklungen waren, wurde zu der Zeremonie der Anheftung des kaiserlichen Kranzes, den ich mitgebracht hatte, an die Regimentsstandarte geschritten. Als ich auf der Station ankam, hatte ein Sergeant des Regiments den großen Lorbeerkranz des Kaisers in Empfang genommen und mittlerweile in Verwahrung behalten. Jetzt kam er auf einmal auf Befehl des Kommandeurs mit dem an einer Lanze steckenden Kranz auf mich zu, um ihn mir wieder zu übergeben. Vor mir hielt der Standartenträger des Regiments, und ich sollte den Kranz persönlich an die Standarte heften. Ich ließ die Zügel hängen, um zunächst mit beiden Händen den schweren Kranz von der Lanze abzuheben, als mein Pferd vor seinen flatternden Bändern plötzlich scheute und einen kräftigen Seitensprung nach links machte. Das Pferd kam dabei zu Fall und ich lag unter ihm samt dem Kranze. Als das Pferd sich allmählich wieder aufzurichten begann, kroch ich unter demselben hervor, stand mit großer

Mühe auf und schwang mich dann so schnell als möglich, wieder in den Sattel, trotz der Gehirnerschütterung und den schmerzhaften Rippenquetschungen, die ich bei dem Unfall davongetragen hatte. Darauf nahm die Zeremonie ihren Fortgang, zwei Dragoner hielten das aufgeregte Pferd am Kopf fest, der auf dem Boden liegende Kranz wurde mir wieder überreicht und es gelang endlich, ihn an die Standarte zu heften. Nach beendeter Zeremonie rückte das Regiment in seine Quartiere ein, und in der Offiziersmesse fand ein Frühstück zu Ehren des Tages statt, bei welchem zwischen dem Regimentskommandeur und mir noch Reden ausgetauscht wurden. Auf das allerliebenswürdigste wurde ich von dem ganzen Offizierkorps behandelt, und es war ein großer Genuß für mich, unter den so überaus zuvorkommenden und ritterlichen „Royal Dragoons" noch einige Stunden zu weilen. Getrübt wurde dieser Genuß nur durch die heftigen Schmerzen, welche ich infolge der davongetragenen Rippenquetschung verspürte. Auch befand ich mich äußerlich in einem sehr wenig angenehmen Zustand, indem an meiner weißen Uniform der grüne Rasen Irlands klebte, mein Helm halb eingedrückt war und sich auch sonstige Defekte an meiner militärischen Ausrüstung befanden.

Von Dublin aus machte ich dann noch eine Tour nach Südirland, um die wunderbaren, so eigenartigen Seen von Killarney zu besichtigen.

Bei der Zeremonie der Übergabe des kaiserlichen Kranzes an das Regiment waren auch Vertreter der englischen Presse zugegen gewesen. Am nächsten Tage brachten infolgedessen die englischen Zeitungen lange ausführliche Berichte über die Vorgänge im Corrough-camp, welche sehr wohlwollend gehalten waren. Aber auch die französische Presse befaßte sich mit Schilderungen der Vorgänge am Waterlootage in Irland, welche, wie vorauszusehen, alles andere,

nur nicht in wohlwollendem Sinne geschrieben waren. Einen sehr sarkastisch witzigen Artikel brachte unter anderem der „Figaro" unter der Überschrift „Les malheures d'un envoi allemand". Die Tatsache, daß das englische Kavalleriepferd, auf welchem ich saß, vor dem Geflitter des kaiserlichen Kranzes gescheut hatte und nach der Seite gesprungen war, wurde darin als ein schlechtes Omen für die Zukunft der deutsch-englischen Beziehungen hingestellt.

Als ich wenige Tage später dem Prinzen von Wales (König Eduard) auf dem Rennen von Newmarket begegnete, blickte er mich von oben bis unten und von vorn und hinten an, schüttelte sich vor Lachen und sagte: „Ich höre, die Behörden wollen Sie belangen, weil Sie den ganzen grünen Rasen Irlands mitgenommen haben sollen, ich sehe ja aber keine grüne Farbe an Ihnen."

Im Jahre 1896 unternahm der seinerzeit weit und breit bekannte chinesische Staatsmann Li Hung Tschang eine Reise nach Europa. Er besuchte zunächst die meisten Staaten des Kontinents, hielt sich dabei auch einige Zeit in Berlin und anderen Städten Deutschlands auf und kam Anfang August des Jahres nach England. In Deutschland konsultierte er den Leibarzt Bismarcks, den bekannten Professor Schwenninger. Die kräftige Massagekur, welche dieser an dem chinesischen Staatsmann vornahm, gefiel ihm so gut, daß er den Professor bat, ihn während seiner Reise in Deutschland zu begleiten. Selbst während der Eisenbahnfahrt verlangte Li Hung Tschang massiert zu werden, und es kam nicht selten vor, daß er durch seinen Dolmetscher mitten in der Nacht den Professor in seinem Schlafabteil wecken und ihn bitten ließ, die Massagekur fortzusetzen. Wenn Schwenninger zu ihm kam, ließ er diesem dann durch seinen Dolmetscher sagen: „Tritt mir doch noch einmal ordentlich auf dem Bauch herum, das bekommt mir so gut."

Gestärkt durch die Kur von Professor Schwenningen traf Li Hung Tschang im besten Wohlsein und heiterster Laune in London ein. In England wurde der große chinesische Staatsmann fast in noch höherem Maße fetiert als auf dem Kontinent. Ihm zu Ehren fand eine Flottenparade auf der Reede von Spithead bei Portsmouth statt. Auf Landsitzen in der Nähe Londons wurden große Gartenfeste für ihn gegeben usw. Als er sich nach einem solchen Gartenfest von der Dame des Hauses verabschiedete, bat sie ihn, seinen Namen in das Fremdenbuch einzutragen und, wenn möglich, ein Motto dazu zu schreiben. Er ließ die Dame des Hauses durch seinen Dolmetscher fragen, was sie denn unter einem Motto verstehe. „Zum Beispiel sind die auf der ersten Seite des Fremdenbuches stehenden Worte „penny wise and pound foolish*)" ein Motto," erwiderte die Dame. Als der Dolmetscher ihm dies übersetzte, sagte Li Hung Tschang: „O, so ein ganz ähnliches Motto haben wir ja auch in China." Er setzte sich darauf hin und kritzelte in Chinesisch einen Satz in das Fremdenbuch.

Als einige Tage darauf ein Diplomat, welcher die chinesische Sprache in Wort und Schrift beherrschte, auf dem betreffenden Landhaus zu Besuch eintraf, konnte er feststellen, daß der chinesische Staatsmann in der Tat ein mit „penny wise and pound foolish" sehr nahe übereinstimmendes Motto in das Fremdenbuch eingetragen hatte, dessen Wortlaut in deutscher Übersetzung wie folgt war: „Es ist nicht klug, früh schlafen zu gehen, um das Licht zu sparen, wenn das Resultat Zwillinge sind."

Auf einer dieser Gartenfeste hatte mich dem großen Li Hung Tschang der chinesische Gesandte in London vorgestellt. Ich hatte aber dabei kaum Gelegenheit gehabt, mich mit ihm durch seinen Dol-

*) Klug in Pfennigen, töricht in Pfunden.

metscher zu unterhalten. Er ließ mir darauf durch den Gesandten sagen, ich möchte ihn doch an einem der folgenden Tage um die Mittagszeit in London aufsuchen. Die chinesische Staatsmann war von der englischen Regierung, als deren Gast er in England weilte, in dem Hause eines Lords, was dieser zur Verfügung gestellt hatte, untergebracht. Dort besuchte ich ihn an einem der folgenden Tage. Als ich in seinen Salon hereingeführt wurde, saß er dort ganz allein an einem Tisch und war gerade dabei sein Mittagsmahl einzunehmen. Nachdem wir uns begrüßt hatten, ließ er mir durch den Dolmetscher sagen, daß er sich in Deutschland sehr wohl gefühlt habe und eine große Hochachtung für den Kaiser besäße. Dann stockte aber die Unterhaltung, und er fuhr mit seiner Mahlzeit fort. Ganz sonderbare Dinge, die er aus China mitgebracht hatte, standen auf seinem Tisch, darunter ein ganz langer, schwarzer Aal oder vielleicht auch eine Schlange, die sich in einer großen Blechbüchse befand. Nach einer Weile ließ er mich durch den Dolmetscher fragen, was mein Gewicht betrüge, ob ich verheiratet sei, wieviel Kinder ich hätte, ob ich mich stets in gutem Gesundheitszustand befunden, und eine gute Verdauung besäße. Als ich ihm diese Fragen beantwortet hatte, wurde eine ältere Dame, die zugleich in den Salon hereintrat, angemeldet. Sie schien eine alte Jungfer zu sein, und ihrem Auftreten nach machte sie auf mich den Eindruck einer Zeitungsreporterin, die gekommen war, um den chinesischen Staatsmann über allerhand Dinge auszufragen. Ich hatte mich darin auch nicht getäuscht, denn kaum war sie an den Tisch Li Hung Tschangs herangetreten, als sie sofort ein Notizbuch herausnahm und ohne jede Begrüßungszeremonie mit ihrem Interview begann. „Wie lange gedenken Euere Hoheit noch in England zu bleiben", war ihre erste Frage. Der Dolmetscher gab sich gar nicht erst die Mühe, diese Frage ins Chinesische zu übersetzen, sondern antwortete von selbst,

indem er sagte: „Seine Hoheit bleiben noch drei Tage in London.“ Die zweite Frage der Reporterin war: „Welche Ansichten besitzen Euere Hoheit über die Zukunft der japanisch-chinesischen Beziehungen.“ Der Dolmetscher übersetzte die Frage, Li Hung Tschang blickte von seiner Schüssel auf und erteilte ihm eine ganz kurze Antwort von nur wenigen Worten. Dieser gab sie an die Reporterin weiter und sie lautete: „Wie alt sind Sie, Madame?“ Die alte Jungfer wurde puterrot im Gesicht, stammelte einige Worte, von denen ich nur den Ausdruck „insulting manners“*) verstehen konnte, und verließ voller Entrüstung das Zimmer.

Kaum war die Frau oder vielmehr Fräulein Reporterin verschwunden, als sich die Tür wieder öffnete und ein Diener zwei Herren anmeldete. Gleich darauf traten sie herein und stellten sich neben mir vor dem Tisch auf, an welchem Li Hung Tschang seine Mittagsmahlzeit einnahm. Der eine von ihnen war ein alter Bekannter von mir, nämlich der englische Publizist und jahrelange Mitarbeiter der „Times“ Sir Donald Makenzie Wallace. Der chinesische Staatsmann ließ sich aber nicht im geringsten durch die Ankunft der neuen Besucher stören, sondern fuhr fort, ohne von seiner Schüssel aufzublicken, sein Mittagsmahl in aller Ruhe und mit der größten Bedachtsamkeit zu verzehren.

Unwillkürlich mußte ich an die Schilderung denken, welche der Dichter Wieland über eine Zusammenkunft mit Napoleon im Jahre 1809 in Erfurt in seinen Lebenserinnerungen wiedergibt. Wieland erzählt, wie er eine Einladung erhalten habe, von Weimar nach Erfurt zu kommen „pour voir déjeuner Sa Majesté**)“. Napoleon habe dabei an einem kleinen Tisch gesessen und sein Frühstück eingenommen. Die eingeladenen Gäste seien immer je zu vieren in das Zimmer

*) Beleidigende Manieren.

**) Um Seine Majestät frühstücken zu sehen.

des Kaisers hineingeführt worden, hätten vor dem Frühstückstisch Aufstellung genommen, und Napoleon habe sich während seiner Mahlzeit mit ihnen unterhalten. Selbst zwei hübsche württembergische Prinzessinnen hätten sich, wie der Dichter erzählt, dieser sonderbaren Art von Gastfreundschaft fügen müssen.

So ging es auch mir und meinen Leidensgenossen. Wir waren zu vieren vor dem Frühstückstisch Seiner Hoheit Li Hung Tschangs aufgestellt, und mußten, ohne selbst etwas abzubekommen, zusehen, wie dieser schwarze Büchsenschlangen und andere chinesische Delikatessen verzehrte.

Nachdem der Chinese endlich sein Mahl beendet hatte, begann durch Vermittelung des Dolmetschers eine lange Unterhaltung zwischen Sir Donald Mackenzie Wallace und unserem gastfreien Wirt, bei welcher der letztere, nach chinesischer Art, die meisten Fragen durch Gegenfragen beantwortete. Unterbrochen wurde diese geistreiche Unterhaltung durch das Erscheinen des Admirals Lord Charles Beresford, welcher das Gespräch auf die chinesische Flotte brachte, aber auch nur durch Gegenfragen des Chinesen abgespeist wurde. Sehr bald verschwand ich dann, weil mir der Aufenthalt bei Seiner Hoheit zu eintönig wurde.

XV. Kapitel

„Zerrissener Faden läßt sich binden,
doch wird sich stets ein Knoten darin finden,“

besagt ein altes arabisches Sprichwort. Durch die Genialität des Grafen Paul Hatzfeldt war der Faden zwischen der deutschen und englischen Regierung wieder gebunden worden, nun kam es aber darauf an, auch noch die darin befindlichen Knoten soweit als möglich zu glätten.

Ganz abgesehen vom Krügertelegramm und den begleitenden Umständen, war auch in ostasiatischen Fragen zwischen Deutschland und England eine Entfremdung eingetreten. Durch die Tatsache, daß Deutschland beim Frieden von Shimonosecki im Jahre 1895, in Gemeinschaft mit Rußland und Frankreich, Japan um die Früchte seines Sieges über die Chinesen gebracht hatte, war Rußland seinem Ziele, im fernen Osten die ausschlaggebende Vormacht zu werden, ein ganz Teil nähergerückt. Schließlich gelang es ihm auch noch, durch die hinterlistigsten Machenschaften, sämtliche anderen interessierten Mächte bei einer an China zu gewährenden Anleihe von sechzehn Millionen Pfund auszuschalten und ganz allein diese Summe, welche es sich in Frankreich borgte, den Chinesen vorzustrecken. Mit dieser Anleihe war eine ganze Anzahl von Konzessionen, welche China an Rußland zugestehen mußte, verbunden. Das einzigste, was Deutschland durch seine

nachgiebige, geradezu vasallenhafte Haltung gegenüber Rußland erlangte, war die russische Einwilligung zum Erwerb von Kiautschou. Den Löwenanteil der Beute aber erhielt Rußland, indem es Port Arthur nahm und die ganze Mandschurei besetzte. Sehr unzufrieden war neben Japan vor allem England mit dieser Entwicklung der Dinge im fernen Osten. Es besetzte zwar Anfang 1898 den als Flottenstützpunkt ganz ungeeigneten Hafen von Wei-hai-wei, mußte im übrigen aber tatenlos zusehen, wie Rußland seinen politischen und wirtschaftlichen Einfluß in China mehr und mehr ausdehnte.

Im englischen Kabinett waren es besonders der Kolonialminister Joseph Chamberlain und der Herzog von Devonshire, welche mit großer Besorgnis die sich von Tag zu Tag häufenden Übergriffe der russischen Diplomatie in China verfolgten. Wie mir der Herzog von Devonshire sagte, könne er sich kaum von Zuschriften, die er täglich von Interessenten der Baumwollindustrie in Lancashire erhielte, retten. „Wenn die Panik, welche unsere Baumwollindustrie in Lancashire bezüglich ihres Absatzgebietes in China ergriffen hat, so fortfährt," schrieb mir der Herzog im März 1898, „dann wird sehr bald der größte Teil unserer Baumwollspinnereien stillstehen und ihre Arbeiter entlassen."

Auch die Rothschilds waren in hohem Maße wegen der Entwicklung der Dinge in China besorgt. Auf einem kleinen Diner, welches Alfred Rothschild Ende Februar 1898 gab, und bei welchem nur der Herzog von Devonshire, der Kolonialminister Chamberlain, der Landwirtschaftsminister Harry Chaplin und ich selbst zugegen waren, wurde die politische Lage im fernen Osten beziehungsweise ihre Einwirkung auf den europäischen Handel in China eingehend erörtert. Schließlich baten mich die englischen Minister, mit meinem Chef, dem Grafen Paul Hatzfeldt, Rücksprache zu nehmen, eine geheime Zusammenkunft zwischen diesem und dem

Minister Chamberlain zu veranlassen, und auf diese Weise eine, wenn auch zunächst nur akademische Aussprache zwischen der englischen und deutschen Regierung einzufädeln.

Als ich mit meinem Botschafter darüber Rücksprache nahm, sagte er, die Anregung der englischen Kabinettsminister käme ihm sehr gelegen und ich möchte sofort, behufs einer geheimen Zusammenkunft zwischen ihm und Chamberlain, die geeigneten Schritte tun.

Bereits am folgenden Tage fand die erste geheime Zusammenkunft zwischen dem Grafen Paul Hatzfeldt und dem Minister Chamberlain im Hause von Alfred Rothschild statt. Seitdem trafen sich die beiden Staatsmänner wöchentlich mindestens zwei- oder dreimal, und zwar zum Teil wieder bei Alfred Rothschild, zum Teil bei mir, wo sie meistens, ohne daß ich andere Gäste einlud, beim Frühstück zusammenkamen. Die Erörterungen, welche sich anfangs nur auf die Lage im fernen Osten bezogen, nahmen schließlich die Gestalt von allgemeinen Bündnisverhandlungen zwischen Deutschland und England an. So groß auch die Aussicht auf Erfolg war, letzten Endes scheiterten diese Verhandlungen in der ersten Hälfte des Monats April (1898) an der Unentschlossenheit und Ziellosigkeit der maßgebenden Persönlichkeiten in Berlin. Als Staatssekretär stand damals bereits an der Spitze des Auswärtigen Amtes Fürst Bülow. Das Jahr zuvor war Freiherr von Marschall in die Botschaft in Konstantinopel eingezogen und durch den bisherigen Botschafter in Rom, den neuen Staatssekretär von Bülow, ersetzt worden. Der unzerstörbare Zauber, welchen der Moskowiter durch eine geschickte Mischung von Zuckerbrot und Kosakenknute auf die maßgebenden politischen Kreise Berlins auszuüben wußte, war zu dieser Zeit fast stärker denn je. Daß aber Fürst Bismarck bereits im Jahre 1875 die großen Gefahren erkannt hatte, welche dem Deutschen Reich durch die fortgesetzt anschwellende Woge des russischen Imperialis-

mus und Panslawismus drohte, und daß er infolgedessen unermüdlich nach einem Bündnis mit England gestrebt hatte, war den Herren in der Wilhelmstraße teils unbekannt, teils war es ihrem Gedächtnis entschwunden. (In den ersten Tagen des April 1898 gab ich ein kleines Diner in meinem Hause Nr. 13, Grosvenor Square, bei welchem Alfred Rothschild, der Herzog von Devonshire, die Minister Chamberlain und Harry Chaplin sowie der Admiral Lord Charles Beresford zugegen waren. Es waren gerade Nachrichten aus China über erneute Übergriffe der Russen eingetroffen, welche sehr beunruhigend auf die Gemüter der Mitglieder des englischen Kabinetts zu wirken schienen. Während und nach dem Essen wurde die Lage im fernen Osten und der Stand der Verhandlungen zwischen Chamberlain und Hatzfeldt eingehend besprochen. Da sich Chamberlain sehr wenig befriedigend über den Fortgang der Verhandlungen äußerte und die Befürchtung aussprach, die russische Diplomatie habe vermutlich Wind bekommen über das, was sich zwischen der deutschen und englischen Regierung zutrage, machte Alfred Rothschild den Vorschlag, ich möchte sofort nach Homburg vor der Höhe fahren, wo der Kaiser sich zur Zeit aufhielt, um den Verhandlungen Nachdruck zu verleihen. Der Admiral Lord Charles Beresford, welcher in seiner Eigenschaft als Parlamentarier im Laufe des kommenden Sommers eine lange Informationsreise nach China anzutreten beabsichtigte, bot sich an, mit nach Homburg zu kommen, um den Kaiser über die für den gesamten europäischen Handel sich so gefährlich gestaltende Lage in China aufzuklären. Schließlich kamen wir aber überein, daß ich zunächst allein nach Homburg fahren und der Admiral, wenn nötig, nachkommen solle. Als Graf Hatzfeldt am folgenden Tage vom Lande nach London zurückkehrte, berichtete ich ihm, was am Abend vorher besprochen und vorgeschlagen war. Er erklärte sich damit ein-

verstanden, daß ich selbst nach Homburg fahren solle. Doch war er dagegen, daß Lord Charles Beresford auch hinführe, weil, wie er meinte, einige rabiate Engländerfresser in der Umgebung des Kaisers versuchen könnten, daraus Kapital gegen England zu schlagen und dem Kaiser die Sache so darzustellen, als wolle man ihn durchaus mit aller Gewalt ins englische Lager hinüberziehen. Da ich die Absicht hatte, bei den kommenden Reichstagswahlen als Parteiloser im Wahlkreise Homburg zu kandidieren, riet mir Graf Hatzfeldt, diesen Umstand bei meiner Homburger Reise zum offiziellen Vorwand zu nehmen.

Ich fuhr nach Homburg, meldete mich auf dem dortigen Schloß, wo der Kaiser wohnte, und wurde gleich am folgenden Abend (am 9. April 1898) zur kaiserlichen Tafel befohlen.

Nach Beendigung der Tafel und, nachdem der Kaffee eingenommen war, sagte mir der Kaiser, ich solle auf der Terrasse des Schlosses mit ihm spazierengehen. Dort ging der Kaiser nahezu eine Stunde mit mir auf und ab und ließ sich von mir Vortrag über den Gang der Verhandlungen sowie sonstige Neuigkeiten aus London halten. In seiner Auffassung der Gesamtlage stimmte der Kaiser vollständig mit den Ansichten des Grafen Hatzfeldt überein und zeigte sich im übrigen auch in vielen anderen Fragen vorzüglich orientiert. Als ich mich am späten Abend bei ihm verabschiedete, war ich sehr befriedigt über den Erfolg meiner Mission und fest davon überzeugt, daß die Londoner Verhandlungen betreffs eines deutsch-englischen Zusammengehens in China beziehungsweise eines sich daraus entwickelnden allgemeinen Bündnisses zu einem günstigen Resultat führen würden. Aber kaum war eine Woche verstrichen, da sagte mir mein Botschafter in ganz verzweifeltem Tone, es sei nutzlos, mit den Verhandlungen weiter fortzufahren, denn die Wilhelmstraße in Berlin und vor allem der Kaiser schienen ganz

plötzlich gegen eine Verständigung mit England zu sein. Welche neuen Einflüsse sich beim Kaiser geltend gemacht und die Oberhand gewonnen hatten, habe ich nie erfahren. Nur die Erfahrung hatte ich hier zum erstenmal gemacht, daß bei Wilhelm II. immer nur der letzte, der kommt, recht behält.

Noch in derselben Nacht nach meiner Unterredung mit dem Kaiser in Homburg setzte ich mich hin und schrieb einen ausführlichen Bericht an meinen Botschafter nach London, einen langen Brief an den Fürsten Münster in Paris und sandte eine kurze Schilderung meiner Erlebnisse in Homburg an Alfred Rothschild, um ihn bei guter Laune zu erhalten und zu verhindern, daß er etwa den Mut verlieren und bei den Verhandlungen nicht weiter tätig sein könnte.

Bei meiner Rückkehr fand ich in London ein Schreiben des Fürsten Münster vor. Hier der Wortlaut:

Paris, den 14. April 1898.

Mein lieber Baron Eckardstein!

Ich danke Ihnen für Ihre interessanten Mitteilungen aus Homburg. Ich weiß es ja, Bismarck hat von jeher ein Bündnis mit England haben wollen. Da er es aber nicht haben konnte, war er bei seinem cholerischen Temperament zeitweise sehr gegen England aufgebracht. Dies zeigte sich ja auch noch bei seinen Hamburger Äußerungen der letzten Jahre. Als Lothar Bucher im Auftrage Bismarcks 1875 plötzlich in geheimer Mission in London erschien, um die Möglichkeit eines englischen Bündnisses mit mir zu erörtern, riet ich ihm dringend ab, irgendwelche Schritte in dieser Richtung zu unternehmen, weil ich genau wußte, daß England damals nicht bündnisreif war. Trotzdem erfolgten Schritte, und Lothar Bucher holte sich einen ordentlichen Korb. Das hielt

aber Bismarck nicht ab, immer von neuem zu versuchen. Vielleicht wird England jetzt allmählich bündnisreif. Jedenfalls wäre es ein Segen für die ganze Welt, wenn Deutschland und England sich einigen und dieses durch ein festes Bündnis besiegeln könnten. Das würde aber vor allem auch im Interesse beider Nationen selbst sein. Lord Spencer, der mich kürzlich besuchte, glaubt, daß die englische Regierung bereit ist, uns die weitgehendsten Konzessionen zu machen. Aber er ist ja in der Opposition der Regierung, und deshalb wußte er auch keine Einzelheiten zu nennen. Es war sehr richtig von Ihnen, daß Sie mich in großen Zügen über das, was zwischen London und Berlin vorgeht, orientiert haben. Jetzt weiß ich doch wenigstens, wie ich mich hier in Paris zu verhalten habe. Holstein hat mir in der letzten Zeit den Brotkorb wieder einmal sehr hochgehangen und mich überhaupt in keiner Frage orientiert, die nicht von konkreter Bedeutung für Paris ist. Bis ich Ihren Brief erhielt, tappte ich daher vollständig im Dunklen herum, ohne zu wissen, auf welchen Bahnen die Gesamtorientierung unserer Politik sich jetzt bewegt. Wie Holstein das verantworten kann, mich hier auf diesem wichtigen Posten aus reiner persönlicher Gereiztheit vollständig unorientiert zu lassen, das soll er mit seinem eigenen Gewissen abmachen, wenn er überhaupt eins besitzt. Ein Glück ist es, daß wenigstens Hatzfeldt sich noch auf dem Fuße des persönlichen Verkehrs und Meinungsaustausches mit diesem unerforschlichen Sonderling befindet. Dadurch ist es ihm ja Gott sei Dank bereits gelungen, vielen Unfug zu verhindern und so manche irrsinnige Handlung des Zentralrindviehs in Berlin wieder einzurenken. Beneiden tue ich ihn aber nicht um sein fortgesetztes Lavieren, was er ja leider notgedrungen anwenden muß, wenn er etwas Vernünftiges durchsetzen will. Was mich zur Zeit beunruhigt, ist

die Befürchtung, unsere an Größenwahn leidenden Marinekreise könnten bei ihrer üblichen Urteilslosigkeit und Ungeschicklichkeit versuchen, bei einem amerikanisch-spanischen Kriege uns im Pazifik irgendeine abenteuerliche Suppe einzubrocken. Einer unserer rabiaten Marinehelden*) war kürzlich hier in Paris und hat bei mir diniert. Es war geradezu himmelschreiend, anhören zu müssen, welchen politischen, größenwahnwitzigen Unsinn er zusammenschwatzte. Ich habe ihm ordentlich eins auf den Kopf gegeben, aber ich fürchte, das nutzt ja bei diesem Herrn nichts. Wahrscheinlich wird er mich beim Kaiser deshalb verpetzen, was mir natürlich ganz gleichgültig sein würde.

Ob Sie recht daran tun, sich für den Reichstag aufstellen zu lassen, darüber bin ich mir noch nicht im klaren. Es würde ja manches für sich haben, aber bei dieser elenden Kirchturmpolitik, welche die Herren im Reichstag heute betreiben, ist es nicht beneidenswert, den Saulus spielen zu wollen. Also überlegen Sie sich die Sache noch einmal und bleiben Sie hübsch in London oder kommen Sie zu mir nach Paris. Zu meiner Zeit gab es ja im Reichstage noch eine ganze Anzahl unabhängiger Charaktere und bedeutender Persönlichkeiten. Das scheint sich aber jetzt ganz geändert zu haben, denn die Alten sind größtenteils abgestorben und der Nachwuchs ist sehr mäßig und ohne Rückgrat. Ihr Brief ist mir durch Ihren deutsch-amerikanischen Freund gleich nach seiner Ankunft aus Frankfurt persönlich übergeben worden. Sie brauchen keine Angst zu haben, daß Briefe, die an mich persönlich gerichtet sind, auf der Botschaft von irgend jemand anderem geöffnet werden. Die Herren meiner Botschaft sind ja gegenwärtig

---

*) Wie ich später erfuhr, war der Flügeladjudant des Kaisers Admiral Freiherr von Senden beim Fürsten Münster in Paris gewesen.

ganz zuverlässig, aber schwatzen könnte der eine oder andere doch einmal, wenn er nach Berlin kommt. Daher spreche ich zu keinem meiner Herren über Ihre Briefe und ihren Inhalt. Mir persönlich wäre es selbstverständlich ganz gleichgültig, wenn Holstein etwas davon erführe, aber für Sie ist es von der größten Wichtigkeit, daß Sie sich nicht mit ihm verfeinden. Ich schicke diesen Brief durch den kleinen Betzold, welcher diese Woche wieder nach London hinübergondelt. Er wird ihn, falls Sie selbst noch nicht zurück sein sollten, Ihrer Frau in Grosvenor Square persönlich übergeben, damit er nicht in unrichtige Hände kommt.

Grüßen Sie übrigens sehr von mir Ihre schöne, liebenswürdige Frau. Sagen Sie ihr, daß, wenn sie zur Toilettenauslese nach Paris kommen sollte, sie mich aufsuchen und recht oft bei mir auf der Botschaft lunchen soll. Wenn es Ihnen möglich sein sollte, so kommen Sie aber auch selbst recht bald wieder nach Paris, damit wir uns aussprechen können. Also hoffentlich bald einmal, auf Wiedersehen. Orientieren Sie mich bitte weiter über den Gang der Verhandlungen und was es sonst Neues in London gibt.

Ihr

aufrichtig ergebener

Münster.

P. S. Vergessen Sie nicht, den braven Schmettau*) von mir zu grüßen."

Am 15. April 1896 hatte ich mich mit der einzigen Tochter des bekannten Großindustriellen, des englischen Baronet's Sir John

*) Der Geheime Hofrat Schmettau war seit 1866 Kanzleivorstand bei der Botschaft in London. Er war Hannoveraner von Geburt und hatte bereits vor 1866 als Kanzleisekretär unter dem Fürsten Münster im alten Königreich Hannover gedient.

Blundell Maple, verheiratet. Wir hatten ein Haus in London, welches im Grosvenor Square lag, und wohnten dort den größten Teil des Jahres. Später lebten wir meistens auf dem Lande unweit London in der Grafschaft Surrey, wo wir den Landsitz „Busbridge Hall" auf mehrere Jahre gemietet hatten. Sehr viel lebten wir aber auch auf dem in der Grafschaft Hartfordshire gelegenen Landsitz von Sir Blundell Maple namens Childwickbury, wo sich unter anderem sein berühmtes Vollblutgestüt befand. Nach zwölfjähriger Ehe fand leider im Jahre 1908 eine Scheidung statt. Wir besaßen eine Tochter, welche im Februar 1898 geboren wurde. Während des Krieges hatte ich im Jahre 1917 den großen Schmerz, zufällig aus Zeitungen zu erfahren, daß meine Tochter, welche bei ihrer Mutter in England lebte, in ihrem zwanzigsten Lebensjahre während einer Blinddarmoperation verschieden sei. Sie war ein außerordentlich begabtes Kind und besaß auch ein ausgesprochenes Talent für Lyrik. Als sie kaum fünfzehn Jahre alt war, wurde bereits eine kleine Sammlung ihrer lyrischen Gedichte in London veröffentlicht.

Sir Blundell Maple, welcher im Jahre 1903 in seinem 60. Lebensjahre starb, war nicht nur auf geschäftlichem, sondern auch auf politischem Gebiet ein sehr kluger, ja sogar genialer Kopf. Vor allem besaß er ein ungeheueres Organisationstalent. Er war als konservativer Abgeordneter und Vertreter des Wahlkreises Dulwich nahezu fünfundzwanzig Jahre Mitglied des Parlaments. Unter anderem verdanken auch einige der größten englischen politischen Klubs, welche in den letzten vierzig Jahren entstanden sind, seinem Organisationstalent ihr erfolgreiches Bestehen. Im zweiten Bande meiner Memoiren wird Sir Blundell Maple in Verbindung mit politischen Fragen noch des öfteren Erwähnung finden.

Anfang April 1898 reichte ich meinen Abschied ein, da ich die Absicht hatte, bei den im Juni des Jahres stattfindenden Neuwahlen für den Reichstag zu kandidieren. Ich konnte mich nicht dazu entschließen, einer bestimmten Partei beizutreten, und machte infolgedessen den Versuch, als Parteiloser in den Reichstag zu kommen, welcher aber leider nicht glückte. Im Wahlkreise Homburg-Höchst war mir von einigen Freunden nahegelegt worden, als unabhängiger Kompromißkandidat des Zentrums, der Nationalliberalen und der Freisinnigen aufzutreten. Es war anzunehmen, daß der Nationalliberale mit dem Sozialdemokraten in die Stichwahl kommen würde. Da es aber bereits beschlossene Sache war, daß das Zentrum bei der Stichwahl dem Nationalliberalen seine Stimme nicht zur Verfügung stellen würde, so sollte dieser gemäß einer heimlichen Übereinkunft vor der Stichwahl zurücktreten, und ich sollte, unterstützt von den drei bürgerlichen Parteien, als parteiloser Kandidat auftreten. Schließlich kam aber wider Erwarten nicht der Nationalliberale mit dem Sozialdemokraten in die Stichwahl, sondern der bekannte Zentrumsabgeordnete Müller-Fulda, welcher heute noch Mitglied der Nationalversammlung ist. Hiermit war der ganze Plan über den Haufen geworfen. Kurz vor der Stichwahl kam der Zentrumsführer Lieber nach Homburg v. d. H., um in einer großen Versammlung den Kandidaten seiner Partei zu unterstützen. Da sich das Zentrum bei dem ursprünglichen Plan mir gegenüber sehr zuvorkommend erwiesen hatte, beschloß ich, jetzt den Zentrumskandidaten nach Kräften zu unterstützen. Als Lieber nach Homburg kam, gab ich ihm und Müller-Fulda zu Ehren ein Abendessen, wozu ich meine Freunde unter den Nationalliberalen und Freisinnigen einlud. Bei dieser Gelegenheit fand eine eingehende Aussprache zwischen diesen und dem Führer des Zentrums statt, welche dahin führte, daß sie mit dem ihnen zu Gebote stehenden Anhang in ihren

bezüglichen Parteien das Zentrum bei der Stichwahl zu unterstützen versprachen. Mit großer Mehrheit wurde dann auch Müller-Fulda in den Reichstag gewählt.

Nach alledem, was ich in der äußeren Politik während der letzten Jahre hinter den Kulissen gesehen und erlebt hatte, war ich bereits damals (1898) zu der Überzeugung gelangt, daß die bestehende Reichsverfassung in keiner Weise den Erfordernissen des Deutschen Reiches entspräche. Fortwährend mußte ich an die prophetischen Worte von Karl Schurz denken, welche er am 26. März 1890, einige Tage nach dem Bekanntwerden der Entlassung Bismarcks, zu mir gesagt hatte. Die Gefahren des unter dem jungen, impulsiven Kaiser mehr und mehr ins Absolutistsche zurückkehrenden Regimes mußten jedem einigermaßen politisch denkenden Menschen von Jahr zu Jahr immer klarer vor Augen treten. Lange Gespräche hatte ich während des Wahlkampfes von 1898 über diese Gefahren unter anderem auch mit dem damaligen Chefredakteur der Frankfurter Zeitung, dem alten „Stern". Er teilte vollständig meine Ansichten in dieser Hinsicht, und wir beschlossen, in aller Stille mit anderen gleichgesinnten politischen Persönlichkeiten, welche teils der Freisinnigen, teils dem linken Flügel der Nationalliberalen Partei angehörten, einige Zusammenkünfte in Frankfurt abzuhalten, um die Möglichkeiten einer Verfassungsänderung im parlamentarischen Sinne zu erörtern. Im Verlauf von sechs Wochen kamen diese Zusammenkünfte aber nur viermal zustande. Alle daran teilnehmenden Persönlichkeiten, etwa zwanzig an Zahl, waren sich darüber einig, daß das immer mehr zum absolutistischen Regime hinneigende System der Obrigkeitsregierung unter Wilhelm II. auf die Dauer zu einer Katastrophe in der äußeren Politik, wie auch im Innern führen müsse. Zu irgendwelchen konkreten Vorschlägen, selbst nur in bezug auf die Propaganda für solche Ideen, ist es aber bei diesen

wenigen Versammlungen nie gekommen. Der Respekt vor der Obrigkeitsregierung war damals noch zu groß, als daß es möglich gewesen wäre, weitere Kreise in Deutschland, selbst nur für die kleinsten ernstlichen Schritte in dieser Richtung zu gewinnen. „Wir schwärmen zwar für politische Freiheit," dachten wohl viele, „aber nur für eine Freiheit mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung."

Aber hätte das deutsche Volk sich damals bereits aufraffen können, den ihm zukommenden Anteil an der Gestaltung seiner eigenen Geschicke auf legitimem Wege zu erzwingen und Wilhelm II. die Flügel zu beschneiden, so wäre die große Katastrophe wahrscheinlich vermieden worden, und das von Bismarck geschaffene Kaiserreich bestände vielleicht heute noch in unversehrter Form.

Bei den Reichstagswahlen von 1903 wurde ich als nationalliberaler Kandidat im Kreise Hersfeld in Hessen aufgestellt. Da ich mich aber an Ort und Stelle sehr bald davon überzeugen konnte, daß nur ganz geringe oder fast keine Aussichten für einen Nationalliberalen in diesem Wahlkreise bestanden, zog ich mich von meiner Kandidatur zurück. Um diese Zeit war es, wo eine Legende über mich durch die Presse ging, deren Ursprung ich erst viel später feststellen konnte. Es wurde behauptet, ich wäre dabei, eine „Kaiserpartei" zu gründen. Was sich die Herren, welche diese Legende erfunden und weiterverbreitet haben, unter einer „Kaiserpartei" vorgestellt haben mögen, ist mir stets ein Rätsel geblieben. Diese von Grund aus unwahre und dabei so überaus törichte Legende ist, wie ich feststellen konnte, von einem reklamesüchtigen Hotelbesitzer in Frankfurt am Main in die Welt gesetzt worden. Zufällig hatte dieser Herr gehört, daß ich in Frankfurt erwartet würde, um dort einer politischen Versammlung während der Wahlperiode im Jahre 1903 beizuwohnen. Um in der ausländischen Presse für sein Hotel Reklame zu machen, lancierte er durch den Vertreter des Neuyorker

Herald in Frankfurt eine Notiz in die amerikanische Presse, derzufolge ich in seinem Hotel eine Versammlung zur Begründung einer Kaiserpartei anberaumt hätte. Aus der amerikanischen Presse wurde diese freie und törichte Erfindung in die deutschen, englischen und französischen Zeitungen übernommen und machte schließlich die Runde um die ganze Welt.

Nachdem mein Versuch, bei den allgemeinen Wahlen im Juni 1898 als Parteiloser in den Reichstag zu kommen, nicht geglückt war, kehrte ich nach London zurück. Ich lebte weiter in England, ohne der Botschaft anzugehören, und wurde erst einundeinhalb Jahr später, im Dezember 1899, wieder angestellt. Trotzdem ich kein Mitglied der Botschaft und überhaupt nicht im Staatsdienst war, bin ich aber in diesen einundeinhalb Jahren fortgesetzt auf Veranlassung des Grafen Paul Hatzfeldt diplomatisch tätig gewesen. Da sein Gesundheitszustand damals bereits zu wanken begann und er sich viel Ruhe und große Schonung auferlegen mußte, stellte ich gewissermaßen zwischen ihm und der politischen Welt Londons eine Art von Bindeglied dar. An den meisten Verhandlungen, welche Graf Paul Hatzfeldt in dieser Zeit mit Mitgliedern des englischen Kabinetts oder anderen politischen Persönlichkeiten führte, war ich beteiligt, so z. B. auch an dem Zustandekommen des geheimen deutsch-englischen Vertrages vom September 1898 betreffend die portugiesischen Kolonien. Gegen Ende des Jahres 1898 wurde mir auf Veranlassung des Grafen Hatzfeldt, beziehungsweise Holsteins der Titel eines Legationsrats verliehen, obgleich ich mich, wie gesagt, gar nicht mehr im Staatsdienst befand. Nachdem ich von Mitte September bis November 1899 die von mir mit dem Kolonialminister Joseph Chamberlain eingefädelten Samoaverhandlungen

zu einem für Deutschland befriedigenden Abschluß gebracht hatte, wurde ich zum ersten Sekretär der Botschaft in London ernannt. Hiermit begann für mich eine lange Periode sehr verantwortlicher offizieller diplomatischer Tätigkeit, auf welche ich im zweiten Bande meiner Aufzeichnungen zurückkommen werde.

XVI. Kapitel

Ende April 1898 brach der Spanisch-Amerikanische Krieg wegen Kuba aus.. Er fiel gerade in die Zeit der Sturm- und Drangperiode der deutschen Kolonialpolitik. Die Manie, neue Kolonien um jeden Preis zu erwerben, gleichviel ob sie ein reelles Wertobjekt darstellen oder nicht und ungeachtet der internationalen Komplikationen, welchen das Deutsche Reich dadurch ausgesetzt wurde, wuchs damals von Tag zu Tag. Um sich bei den Hauptträgern dieser planlosen Expansionsgelüste, den sogenannten Kolonial- und Marinekreisen, lieb Kind zu machen, wetteiferten die maßgebenden politischen Persönlichkeiten in Berlin untereinander. Fast jeder wollte bei der öffentlichen Meinung als Mehrer des Reiches erscheinen, und nur sehr wenige erkannten die Gefahren, welche dieses sinnlose Treiben für die allgemeine Weltstellung und Sicherheit des Reiches in sich barg. Bevor ich auf das Jahr 1898, in welchem das Deutsche Reich infolge der abenteuerlichen Expansionspolitik der maßgebenden Kreise Berlins auf Haaresbreite in einem Krieg mit Amerika geriet, zurückkomme, verlohnt es sich, einen kurzen Rückblick auf die deutsche Kolonialpolitik im allgemeinen zu geben und neue, der Öffentlichkeit bisher unbekannte historische Tatsachen zu erwähnen.

Daß Deutschland keine Kolonien besaß, lag in der geschichtlichen Entwicklung begründet. Als das Deutsche Reich im Jahre

1871 von neuem entstand, waren die besten Länder bereits vergeben. Immerhin gab es noch genug Gebiete, welche eine wirtschaftliche Bedeutung besaßen. So erfolgreich sich auch deutsche Forscher an der Erschließung unbekannter Länder, namentlich des sogenannten dunklen Kontinents Afrika, beteiligten, so fehlte doch noch lange Zeit in Deutschland das Verständnis für den Wert kolonialen Besitzes. Als im Jahre 1882 der deutsche Kolonialverein entstand, zeigte sich vor allem der leitende Staatsmann des Reiches Fürst Bismarck den kolonialen Bestrebungen abgeneigt. Erst ganz allmählich ließ er sich dazu herbei, dem Wunsche gewisser Kreise nachzugeben. Welche Gedanken er auch immer in öffentlichen Reden hier und da zum Ausdruck gebracht haben mag, im Grunde seines Herzens blieb er ein Gegner jeder Expansionspolitik. Immer wieder betonte er, wenn in intimem Kreise die Rede auf Kolonialpolitik kam, seine Abneigung dafür, indem er sagte: „Ich bin dagegen, aber ich lasse mich treiben." Auch eine andere Äußerung Bismarcks, welche er wiederholt in engerer Umgebung getan hat, und welche lautete: „Die Freundschaft Lord Salisburys ist mir mehr wert als zwanzig Sumpfkolonien in Afrika", kennzeichnete seine wahren Gefühle in dieser Hinsicht. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß der große Kanzler den Wert kolonialen Besitzes für Deutschland unterschätzt hätte. Im Gegenteil, niemand war vielleicht von der Notwendigkeit kolonialer Ausdehnung mehr überzeugt als er selbst. In erster Linie war ihm aber an der Sicherheit des Reiches nach außen gelegen. Nachdem ihm bei der von der deutschen Militärpartei im Jahre 1875 heraufbeschworenen Kriegsgefahr nur zu klar geworden war, welche Gefahren dem jungen Deutschen Reiche durch die Möglichkeit einer allgemeinen friedlichen europäischen Koalition ständig drohten, wollte er alles vermeiden, was eine solche hätte fördern können. Wie aus seiner Äußerung über den Wert der

Freundschaft Lord Salisburys hervorgeht, war ihm vor allem daran gelegen, England nicht mißtrauisch zu machen und es vor den Kopf zu stoßen. Daß Deutschland niemals von Rußland irgendwelche namhafte Unterstützung bei der Gründung eines Kolonialreiches erhalten würde, dessen war er sich längst bewußt, und er war deshalb entschlossen, nur mit Hilfe und in Gemeinschaft mit England außereuropäische Weltpolitik zu treiben. Daher strebte er unentwegt nach einem Bündnis mit England. Aus dem am 14. April 1898 an mich gerichteten Briefe des Fürsten Münster, dessen Wortlaut in einem früheren Kapitel wiedergegeben ist, geht es hervor, daß Bismarck seinen intimsten Mitarbeiter Lothar Bucher bereits im Jahre 1875 in geheimer Mission nach London sandte, um dort wegen eines deutsch-englischen Bündnisses zu sondieren. Die Mission Lothar Buchers, welche gegen Mitte Dezember des Jahres (1875) stattfand, verfolgte zur selben Zeit auch den Zweck, das englische Kabinett über die für Deutschland in Zukunft notwendige koloniale und wirtschaftliche Ausdehnung aufzuklären und zu versuchen, einen Modus der Zusammenarbeit mit England in dieser Richtung zu finden. Nur in großzügiger, planmäßiger Form wollte Bismarck eine koloniale und wirtschaftliche Expansionspolitik betreiben, ohne aber dabei die Sicherheit des Reiches zu gefährden. Ebenso wie viele späteren Annäherungs- und Einigungsversuche Bismarcks mit England, auf die ich eingehend zurückkommen werde, mißglückte jedoch die Mission Lothar Buchers, weil England damals (1875) wie überhaupt während der ganzen Epoche Bismarcks noch nicht bündnisreif war. Es blieb dem ersten Kanzler daher nichts anderes übrig, als sich gegen seine Neigung weiter auf Rußland zu stützen und den Plan einer zielbewußten, planmäßigen Ausdehnungspolitik fallen zu lassen.

Erst in der nachbismarckischen Zeit, während der Wilhelmi-

nischen Ära, wurde England bündnisreif und war zu wiederholten Malen bereit, sich auf der Basis gegenseitiger Bündnisverpflichtungen mit Deutschland zu verständigen und diesem zu einer planmäßigen, großzügigen kolonialen Ausdehnung zu verhelfen. Aber die Epigonen Bismarcks sowie das künstlich und systematisch gegen England verhetzte deutsche Volk verpaßten, wie von Blindheit geschlagen, all diese mit der wahren Bismarckschen Politik in vollem Einklang stehenden günstigen Gelegenheiten.

Bereits wenige Monate nach der Entlassung Bismarcks begann im Frühjahr 1890 unter der Ägide Wilhelms II. diese planlose, hysterische Expansionspolitik in Deutschland, welche mit der Katastrophe des Weltkrieges endete.

Den Ausgangspunkt für die von gewissen Kreisen systematisch ins Werk gesetzte Verhetzung des deutschen Volkes gegen England bildete der Helgoland-Sansibarvertrag vom 1. Juli 1890. Sicher ist es, daß Deutschland, um Helgoland zu erhalten, in diesem Vertrage ganz unverhältnismäßig große Konzessionen in Ostafrika gemacht hat, indem es auf das Protektorat von Sansibar und Witu sowie auf Uganda und die anderen von Karl Peters erworbenen Gebiete zu Gunsten Englands verzichtete und sich mit dem Sansibar gegenüber liegenden Küstengebiet begnügte. Verantwortlich für diesen für Deutschland so ungünstigen Vertrag wurde in Kolonial- und Marinekreisen in erster Linie der Botschafter in London Graf Paul Hatzfeldt gemacht, welcher den Vertrag mit Lord Salisbury verhandelt und unterschrieben hatte. Wer aber der wirklich Schuldige an diesen so unverhältnismäßig großen Konzessionen zu gunsten Englands in Ostafrika war, hat die deutsche Öffentlichkeit bisher nie zu erfahren bekommen.

Tatsache ist, daß Graf Hatzfeldt ursprünglich mit Lord Salisbury auf der Basis verhandelte, daß Deutschland, um Helgoland

zu erhalten, lediglich auf seine Anrechte auf Sansibar zu gunsten Englands verzichten solle. Während diese Verhandlungen anfangs einen sehr glatten und für Deutschland günstigen Verlauf nahmen, zog sich Lord Salisbury ganz plötzlich zurück, und es schien, als sei er nicht mehr von der Stelle zu bringen. Da brachte Graf Hatzfeldt, welcher sich die veränderte Haltung Lord Salisburys gar nicht erklären konnte, rein zufällig in Erfahrung, daß der damalige englische Botschafter in Berlin Sird Edward Mallet über eine Unterredung, die der Kaiser mit ihm gehabt, nach London berichtet habe. Danach hatte Wilhelm II. dem Botschafter gegenüber sich dahin ausgesprochen, daß es ihm ganz gleichgültig sei, welche Konzessionen Deutschland in Ostafrika an England mache, solange ersteres nur Helgoland erhielte. Mit der größten Mühe gelang es dem Grafen Hatzfeldt nach dieser Entgleisung Wilhelms II., die Verhandlungen mit Lord Salisbury auf einer einigermaßen vernünftigen Basis wieder einzurenken, als der Gang der Verhandlungen zum zweiten Male von Berlin aus gestört wurde. Der Botschafter erhielt plötzlich die telegraphische Instruktion, die Verhandlungen so schnell als möglich, gleichviel in welcher Form, zum Abschluß zu bringen, da es in die Reisepläne des Kaisers passe, an einem bestimmten Datum der feierlichen Hissung der deutschen Flagge in Helgoland beizuwohnen, und das Hofmarschallamt auf Befehl Seiner Majestät bereits die nötigen Dispositionen hierzu treffe.

Kein Wunder, daß bei diesen fortgesetzten Allerhöchsten Eingriffen in den natürlichen Gang der Verhandlungen ein den Interessen des Deutschen Reiches wenig entsprechendes Resultat die Folge war.

Graf Hatzfeldt war empört über diese impulsiven Eingriffe Wilhlems II. und setzte sich mit Holstein in Verbindung, um zu

veranlassen, daß das Auswärtige Amt beziehungsweise der Reichskanzler an Allerhöchster Stelle ein Veto einlege. Aber weder der Kanzler Caprivi noch der Staatssekretär von Marschall waren gewillt, durch entsprechende Demarchen bei Wilhelm II. ihre eigene Stellung zu riskieren.

Nach Ausbruch des Spanisch-Amerikanischen Krieges erfolgte in der Tat eine dieser planlosen unüberlegten Aktionen, wie der kluge Fürst Münster nach einer Unterhaltung mit dem Flügeladjutanten des Kaisers Admiral Freiherr von Senden vorausgesehen hatte. Die „abenteuerliche Suppe", wie Fürst Münster sich in seinem an mich gerichteten Brief vom 14. April 1898 ausdrückte, welche dem Deutschen Reich auf Anstiften der Marine- und Kolonialfanatiker im Pazifik eingebrockt wurde, führte nicht nur auf Haaresbreite zu einem deutsch-amerikanischen Kriege, sondern erregte bei der öffentlichen Meinung Amerikas auf Jahre hinaus das größte Mißtrauen gegen Deutschland und verhalf dazu, den alten traditionellen Antagonismus zwischen England und den Vereinigten Staaten zu überbrücken. Auch trat das erste sichtbare Zeichen eines Zusammengehens der Amerikaner und Engländer gegen Deutschland bei den kurz darauf in Samoa ausgebrochenen Wirren deutlich hervor, indem die Samoafrage das Deutsche Reich nahe an den Abgrund eines Krieges mit England und Amerika brachte.

Die Tatsache, daß der damalige amerikanische Gesandte in Berlin Mr. Andrew White im Auswärtigen Amt als seine Privatmeinung geäußert hatte, Amerika beabsichtige nicht, die Philippinen zu annektieren, und Deutschland habe hier eine Gelegenheit, dürfte nur als eine sehr wenig stichhaltige Entschuldigung dafür dienen, daß die maßgebenden politischen Persönlichkeitn in Berlin dem Drängen der Marine, wie Kolonialkreise nachgaben und zuließen, daß während der Blockade der Philippinen durch den

amerikanischen Admiral Dewey eine deutsche Flotte nach Manila entsandt wurde.

Mr. Andrew White hat zwar später öffentlich abgeleugnet, jemals, selbst nur als Privatmeinung, eine derartige Äußerung im Auswärtigen Amt in Berlin getan zu haben. Daß er sich aber in der Tat in diesem Sinne geäußert hatte, unterliegt keinem Zweifel. Selbst der damalige erste Sekretär der amerikanischen Botschaft Mr. Jackson bestätigte mir erst noch vor wenigen Jahren die Authentizität der betreffenden Äußerungen des Botschafters.

Immerhin mußte sich damals jeder einigermaßen urteilsfähige Diplomat darüber klar sein, daß das Erscheinen einer deutschen Flotte in dem Augenblick, wo amerikanische Kriegsschiffe Manila bombardierten, nur das größte Mißtrauen in den Vereinigten Staaten hervorrufen konnte. Wer bei den scharfen Auseinandersetzungen zwischen dem deutschen Admiral Diederichs und dem amerikanischen Admiral Dewey auf der Rheede vor Manila, formal im Recht war, ist hierbei durchaus Nebensache. Tatsache bleibt es, daß infolge dieser unüberlegten Aktion der deutschen Politik der Ausbruch eines deutsch-amerikanischen Krieges nur durch reine Zufälligkeiten vermieden wurde. Wie nahe der Krieg damals bevorstand, dürfte unter anderem auch aus einem Telegramm hervorgehen, welches Präsident Mc. Kinley an den kommandierenden Admiral in kubanischen Gewässern sandte und folgendermaßen lautete: „D'ont risk a single ship, war with Germany imminent.“ Die deutsche Übersetzung dieses Telegramms lautet: „Riskieren Sie kein einziges Schiff, Krieg mit Deutschland steht unmittelbar bevor.“ Als ich im Jahre 1911 auf Besuch in Neuyork weilte, zeigte mir ein mir befreundeter höherer amerikanischer Offizier, welcher seinerzeit zum Stabe des Oberstkommandierenden in Kuba gehörte, in seinem Kriegstagebuch die Kopie dieses Telegramms des Präsidenten Mc. Kinley.

Ganz abgesehen von der Kriegsgefahr, in welche Deutschland durch die törichte Aktion vor Manila gebracht wurde, war die Absicht des Erwerbs der Philippinen als deutschen Kolonialbesitz von vornherein ein ganz verkehrter und für die Sicherheit des Reiches gefährlicher Gedanke. Selbst wenn Amerika nicht die Hand auf die Philippinen gelegt hätte und sie in den Besitz Deutschlands übergegangen wären, konnte nichts weiter für das Deutsche Reich dabei herauskommenn als Milliarden von Unkosten, verbunden mit fortgesetzten internationalen Komplikationen. Die Kämpfe mit der eingeborenen Bevölkerung hätten kein Ende genommen, vor allem aber wäre Deutschland bei dem ständig sich zuspitzenden Antagonismus zwischen Amerika und Japan wegen der Vorherrschaft im Pazifik in ein sehr gefährliches Kreuzfeuer zwischen diesen beiden Rivalen geraten.

Durch das Krügertelegramm und die weitere Einmischung der deutschen Politik in die südafrikanischen Wirren im Jahre 1896 war Deutschland unter anderem auch in dem einflußreichen, rücksichtslos energischen Präsidenten der Südafrikanischen Kompagnie Cecil Rhodes ein erbitterter Feind erstanden.

Im Jahre 1870 war der in Bishop Stortford in der Grafschaft Hertfordshire geborene, sehr unternehmungslustige und später so bekannt gewordene südafrikanische Staatsmann im Alter von siebzehn Jahren nach Südafrika ausgewandert. Dort erwarb er ein großes Vermögen, wurde 1884 Finanzminister, 1890 Kabinettschef der Kapkolonie sowie auch Präsident der Südafrikanischen Kompagnie (Chartered Company) und war fortan die Seele der englischen Expansionspolitik in Südafrika sowie auf dem ge-

samten afrikanischen Kontinent. Er war ein Mann von sehr genialen Ideen und rücksichtslos in der Durchführung seiner Pläne, im übrigen aber auch ein großer Idealist, beseelt von dem Drange, die Menschheit in kultureller und sozialer Beziehung vorwärts zu treiben.

Da es erwiesen war, daß er bei dem Jamesoneinfall in den Transvaal zu Anfang Januar 1896 seine Hand mit im Spiele gehabt hatte, mußte er zeitweilig von den offiziellen Staatsämtern, die er bekleidete, zurücktreten. Trotzdem blieb er aber weiter der Drahtzieher in der südafrikanischen Politik Englands. Auf die öffentliche Meinung besaß er großen Einfluß durch seine Beziehungen zur Presse und benutzte diese nach dem Krügertelegramm dazu, um fortgesetzt gegen die Einmischung der deutschen Politik in südafrikanische Angelegenheiten heftigen Einspruch zu erheben. Von der größten Wichtigkeit war es daher im Interesse der deutsch-englischen Beziehungen, diese einflußreiche Persönlichkeit von ihrem Groll gegen Deutschland abzubringen und wieder zu versöhnen. Anfang März 1899 bot sich hierzu eine Gelegenheit, welche von dem damaligen Direktor der Kolonialabteilung im Auswärtigen Amt Herrn von Buchka auch prompt ausgenutzt wurde. Bei einer Unterhaltung, welche ein zufällig in Berlin weilender Geschäftsfreund von Cecil Rhodes, ein gewisser Mr. Davis, der wegen seiner äußeren Erscheinung in der Londoner City den Spitznamen Napoleon Davis führte, mit Herrn von Buchka hatte, kam das Gespräch auch auf die deutschfeindliche Stimmung von Cecil Rhodes. Mr. Davis erbot sich, mit diesem nach seiner Rückkehr nach London zu sprechen und ihm vorzuschlagen, eine kurze Reise nach Berlin zu unternehmen, um dort eine Aussprache mit den maßgebenden politischen Persönlichkeiten zu haben. Herr von Buchka ging auf diesen Vorschlag sofort ein und sagte, er würde dafür sorgen, daß

Cecil Rhodes, wenn er nach Berlin kommen sollte, vom Kaiser persönlich empfangen und auch Gelegenheit haben solle, sich mit allen übrigen führenden Persönlichkeiten auszusprechen. Cecil Rhodes kam denn auch Ende März (1899) nach Berlin, wurde vom Kaiser empfangen, nahm auch mit den meisten maßgebenden Mitgliedern der Regierung Fühlung und kehrte in bester Laune nach London zurück. Zweifellos gebührt in erster Linie Herrn von Buchka das Verdienst, mit diesem bei der öffentlichen Meinung Englands so einflußreichen Manne eine Versöhnung angebahnt zu haben. Überhaupt war der seinerzeit vielfach so grundlos angefeindete Herr von Buchka längst nicht der schlechteste Direktor der Kolonialabteilung, den Deutschland besitzen konnte. Im Gegenteil, seine Ansichten über die in Zukunft einzuschlagende deutsche Kolonialpolitik waren sehr vernünftig und entsprachen den realen Verhältnissen. Vor allem war Herr von Buchka sich auch über die Gefahren klar, welche eine abenteuerliche, gegen England gerichtete Kolonialpolitik für die Sicherheit des Reiches notgedrungen mit sich führen mußte. Er sah vollständig ein, daß sich, wie Bismarck es gewollt hatte, eine zielbewußte, planmäßige Kolonialpolitik nur mit Hilfe und in Gemeinschaft mit England auf die Dauer erfolgreich durchführen lasse. Infolge seiner richtigen, auf realer Basis aufgebauten Ansichten fiel er aber den urteilslosen, jedes politischen Augenmaßes entbehrenden Kolonial- und Marinefanatikern zum Opfer.

Als Cecil Rhodes von Berlin nach London zurückgekehrt war, suchte ich ihn auf Veranlassung von Herrn von Buchka auf, freundete mich mit ihm an, und es entwickelte sich schließlich das vertrauenvollste und freundschaftlichste Verhältnis zwischen uns beiden. Aus einem geschworenen Deutschenhasser wurde Cecil Rhodes schließlich ein großer Deutschenfreund, der seinen ganzen Einfluß für ein

Zusammengehen Englands und Deutschlands auf politischem wie wirtschaftlichem Gebiete bis zu seinem im Jahre 1902 erfolgten Tode mit der ihm eigenartigen Energie geltend machte. Er war es, welcher neben dem großen englischen Minister Joseph Chamberlain im Jahre 1899 zuerst den Gedanken einer auf vertragsmäßiger Grundlage beruhenden Zusammenarbeit Englands und Deutschands nach allen Richtungen hin anregte und befürwortete. Wären die damaligen führenden Persönlichkeiten in Berlin auf seine und Chamberlains Ideen ernstlich eingegangen, so wäre es nie zu der furchtbaren Weltkatastrophe gekommen, und Deutschland hätte sich ohne Gefährdung seiner eigenen Sicherheit nach außen ein großes Kolonialreich in Afrika und in anderen Kontinenten schaffen können, wobei es keinen Widerstand, sondern die vollste Unterstützung Englands gefunden hätte. Zur Durchführung eines solchen Planes wären aber realpolitische Instinkte und richtiges Verständnis für die angelsächsische Psyche bei den maßgebenden politischen Führern in Deutschland eine unerläßliche Voraussetzung gewesen.

Auf die eigenartige Persönlichkeit von Cecil Rhodes, seine Pläne sowie den ausgedehnten politischen Briefwechsel, in welchem ich mit ihm gestanden habe, komme ich im zweiten Bande zurück

---

Nicht in allem, aber in vieler Beziehung ähnelte Cecil Rhodes dem gleichfalls in seinen Methoden rücksichtslos energischen und weitsichtigen, großen englischen Minister Joseph Chamberlain. Da dieser seit dem Jahre 1895 an der Spitze des Kolonialamtes stand, hatten beide Staatsmänner sehr viel miteinander zu tun. Beiden war nichts mehr verhaßt als die Methoden und Allüren der alten traditionellen Diplomatie, welche mehr oder weniger in einem gegenseitigen Versteckspielen bestanden. „Let us lay the cards on the

table*)" war bei allen Verhandlungen, die sie führten, ihr gemeinsames Motto. Aus diesem Grunde konnten sie sich mit den meisten Diplomaten der alten Schule auch nicht verständigen.

Zuerst hatte ich Chamberlain im August 1889 in dem amerikanischen Seebade Newport kennen gelernt. Als ich später nach London kam, nahm ich sehr bald meine Beziehungen zu ihm wieder auf und habe fortan in dem freundschaftlichsten Verhältnis zu ihm gestanden. Im Ministerium Salisbury, welches im Jahre 1895 ans Ruder kam und sich während einer so langen Reihe von Jahren in der Macht erhielt, war Chamberlain zweifellos die am meisten energische und tatkräftige Persönlichkeit. Ursprünglich hatte er der liberalen Partei unter Gladstone angehört, war aber zusammen mit dem Herzog von Devonshire Mitte der achtziger Jahre als Führer der Unionisten im Unterhause, welche im Gegensatz zu Gladstones irischem „homerule"-Programm an der alten parlamentarischen Union zwischen England und Irland festhielten, zur konservativen Partei übergetreten. In Gemeinschaft mit Cecil Rhodes trieb er es im Herbst des Jahres 1899 zum Kriege mit den Buren. Wenn sich je ein Krieg als historische Notwendigkeit bezeichnen läßt, so war es sicherlich der vom Oktober 1899 bis Juni 1902 tobende Südafrikanische Krieg. Bei der öffentlichen Meinung der meisten europäischen Staaten wirbelte er allerdings sehr viel Staub auf. Die Buren hatten es verstanden, sich vermittels der kostspieligsten Agitation, welche von dem geschickten, aber durchaus skrupellosen Dr. Leyds geleitet wurde, die Sympathien der urteilslosen Massen in fast allen europäischen Ländern in ihrem Kampfe gegen das Britische Reich zu erwerben. Daß es aber für England eine Lebensnotwendigkeit war, die beiden unabhängigen Buren-

*) Läßt uns die Karten auf den Tisch legen.

republiken, den Transvaal und den Oranjefreistaat, niederzuzwingen, falls es nicht selbst ganz und gar aus Südafrika herausgedrängt werden sollte, konnten die wenigsten, welche unter der Hypnose des Dr. Leyds und seiner Agenten standen, verstehen. In der Tat handelte es sich um einen weitverzweigten und seit Jahren systematisch vorbereiteten Plan, sämtliche sogenannten Afrikanderelemente auf dem südafrikanischen Kontinent zu vereinigen, die Engländer aus der Kapkolonie und ihren sonstigen Besitzungen zu vertreiben und eine große unabhängige Afrikanderrepublik unter der Ägide der Buren zu begründen. Für England blieben daher nur zwei Wege offen, nämlich entweder freiwillig Südafrika zu räumen oder sich durch Kampf den Fortbesitz seiner Kolonien zu sichern. Die großen Summen Geldes, welche den Buren durch den Kauf und die Ausbeutung ihrer Gold- und Diamantenfelder seitens englischer Gesellschaften in die Tasche geflossen waren, benutzten sie zu Zwecken militärischer Rüstungen und politischer Agitation. Der Jamesoneinfall im Januar 1896, an welchem Cecil Rhodes hinter den Kulissen beteiligt und Chamberlain zweifellos stiller Mitwisser war, läßt sich gewiß nicht als eine sehr geschickt eingefädelte Aktion bezeichnen, verdient aber andererseits auch nicht die scharfe, moralische Verurteilung, welche ihm allgemein zuteil geworden ist. Schon damals war es offenkundig erwiesen, daß Präsident Krüger und sein Anhang einen großzügigen Plan zu schmieden begannen, um durch einen Aufstand sämtlicher Afrikander die Engländer aus Südafrika zu vertreiben. Wäre der Jamesoneinfall geglückt und der Herd der antienglischen Agitation damit im Keime erstickt worden, so hätte der Südafrikanische Krieg und mit ihm der Verlust so vieler Menschenleben wahrscheinlich vermieden werden können.

Am 17. April 1899, kurz nach der Rückkehr von Cecil Rhodes aus Berlin, gaben meine Frau und ich ihm zu Ehren ein Diner,

an welches sich eine größere Soirée anschloß. Unter verschiedenen Ministern war auch Chamberlain zugegen, und nach dem Essen entspann sich eine längere Unterhaltung zwischen ihm und Cecil Rhodes. Es tagte gerade um diese Zeit eine Konferenz zwischen burischen und englischen Delegierten in Bloomfontein im Oranjefreistaat, um zu versuchen, die zwischen England und den südafrikanischen Republiken schwebenden Differenzen endgültig aus dem Wege zu räumen. Sehr bald stellte es sich aber heraus, daß die Regierungen der beiden Republiken gar nicht ernstlich daran dachten, sich mit England zu verständigen und nur darauf ausgingen, durch ein möglichst langes Hinziehen der Verhandlungen in Bloomfontein Zeit für die Beendigung ihrer militärischen Rüstungen zu gewinnen. Chamberlain fragte Cecil Rhodes, was er über die Zweckmäßigkeit der Verhandlungen in Bloomfontain denke, und ich hörte, wie dieser ihm erwiderte, „nichts als das Schwert kann unsere Stellung in Südafrika retten, wenn wir noch lange warten, dann sind wir erledigt". „Das ist auch meine Ansicht," bemerkte Chamberlain, „aber wird es möglich sein, unserer öffentlichen Meinung die uns drohenden Gefahren in so kurzer Zeit klarzumachen?" „Ob wir wollen oder nicht," erwiderte Cecil Rhodes, „wir müssen eben so schnell als möglich losschlagen, denn sonst verlieren wir nicht nur Südafrika, sondern auch unser Prestige bei unseren sämtlichen übrigen Kolonien."

Von diesem Augenblick an wußte ich, daß der Ausbruch eines südafrikanischen Krieges nur noch eine Frage der Zeit war. Ich schrieb dies nach Berlin und stellte anheim, man möchte sich doch jetzt schon klar darüber werden, welche Stellung die kaiserliche Regierung im Falle eines südafrikanischen Krieges einzunehmen gedenke. Ich schlug vor, man solle doch die durch das Krügertelegramm und die bereits eingesetzte Propaganda der Burenagenten

irregeführte Meinung in Deutschland aufklären, um zu verhindern, daß im Kriegsfalle das deutsche Volk sich durch Gefühlsduselei fortreißen lasse, eine feindselige Haltung England gegenüber einzunehmen, erhielt aber überhaupt keine Antwort. Als ich schließlich selbst nach Berlin fuhr und Holstein persönlich aufsuchte, sagte mir dieser ganz kurz, es sei naiv, zu glauben, daß England es wagen werde, einen Krieg mit den Buren zu riskieren, weil sofort andere Mächte sich hineinmischen würden. Trotzalledem dauerte es nur wenige Monate, und der Krieg war da. Die deutsche Regierung, welche bis zuletzt noch nicht daran hatte glauben wollen, wurde vollständig durch die Ereignisse überrascht, und das deutsche Volk ergriff, unaufgeklärt über die wahren Tatbestände und verhetzt durch die verlogenen Machenschaften der Burenagenten, sofort in der heftigsten Form Partei gegen England. Als sich die Wilhelmstraße dann endlich notgedrungen dazu aufraffte, die öffentliche Meinung aufklären zu wollen, war es natürlich zu spät, und der Regierung selbst waren die Hände gebunden. Jetzt erst zeigte es sich so recht, welche schädliche Wirkung das Krügertelegramm vom Januar 1896 auf die deutsche Volksseele geübt hatte. Den Buren hatte diese törichte Handlung nichts genutzt, England war dadurch im höchsten Grade herausgefordert worden, und vor allem war das deutsche Volk, psychologisch falsch orientiert, auf eine politisch schiefe Ebene geraten. Jede vernünftige Politik war daher während des Burenkrieges in hohem Maße erschwert, und die vielen sich bietenden, für die Weltstellung Deutschlands so günstigen Gelegenheiten konnten nicht ausgenützt werden. Schließlich half die fortgesetzt wachsende und immer gefährlichere Formen annehmende englandfeindliche Stimmung in Deutschland den Keim zur Einkreisung und der sich daraus entwickelnden Weltkatastrophe zu legen. Wil-

helm II. und seine Ratgeber von 1896 aber konnten sich sagen, „die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los“.

Wohl gab es in Deutschland zur Zeit des Burenkrieges viele aufgeklärte und einsichtige Persönlichkeiten, welche die wüste Englandhetze mit bösen Vohrahnungen und bangem Herzen verfolgten. Auf ihre Warnungen aber wurde nicht gehört, und sie wurden einfach niedergeschrien.

Unter den deutschen Bundesfürsten war es in erster Linie der weise König Albert von Sachsen, welchem diese antienglischen Treibereien und Auswüchse große Sorge bereiteten. Als ich im Frühjahr 1900 von London in Berlin auf Urlaub war, suchte mich der sächsische Gesandte Graf Hohenthal auf und bat mich im strengsten Vertrauen, eine ungeschminkte, geheime Denkschrift über die wahren Tatbestände, welche zum Südafrikanischen Krieg geführt, und die vermutlichen Folgen, welche die Englandhetze in Deutschland auf die Psyche der Engländer ausüben werde, für König Albert zu verfassen. Graf Hohenthal bemerkte, der König sei derartig besorgt über die Folgen, welche dieses wüste Treiben auf die Sicherheit und Weltstellung des Reiches voraussichtlich haben werde, daß er kaum schlafen könne. Am selben Abend noch setzte ich mich hin und schrieb eine ausführliche Denkschrift für den König nieder, welche ihm dann durch den Grafen Hohenthal übersandt wurde.

Als ich im Herbst desselben Jahres wieder in Berlin weilte, um an Ort und Stelle mein möglichstes zu tun, damit der Kaiser dem intensiven Drängen der öffentlichen Meinung, den mittlerweile nach Europa geflüchteten Präsidenten Krüger zu empfangen, nicht nachgebe, ließ mich König Albert durch den Grafen Hohenthal bitten, ganz im geheimen nach Dresden zu kommen und ihm Vortrag über die gegenwärtige politische Lage zu halten. Auf meiner Rückreise nach London fuhr ich über Dresden und wurde vom

König in einer etwa eineinhalbstündigen Audienz empfangen. In einem Tone unzweideutigen Unwillens beklagte sich der greise Monarch über die durchaus unzulängliche Orientierung, welche den Bundesstaaten seitens der Reichsregierung in Fragen der auswärtigen Politik im allgemeinen zuteil würde. „Aus dem, was wir hier in Dresden an Berichten der Botschaften zugestellt bekommen," bemerkte der König, „kann sich niemand ein Bild darüber machen, was tatsächlich in der auswärtigen Politik vor sich geht; ich vermute, die anderen Bundesstaaten werden in dieser Beziehung auch nicht besser behandelt, oder glauben Sie, daß Bayern vielleicht mehr erfährt als wir hier in Dresden?" Ich erwiderte dem König, daß ich darüber nicht Bescheid wisse, wie die Orientierung der bundesstaatlichen Regierungen in auswärtigen Fragen gehandhabt würde. Bei dem langen Vortrag, welchen ich dem König über die verschiedenen zur Zeit schwebenden Fragen der auswärtigen Politik hielt, machte er sich Notizen und bat wiederholt um nähere Erläuterungen. Neben dem Südafrikanischen Krieg und den deutsch-englischen Beziehungen schienen ihn am meisten die Probleme des fernen Ostens zu interessieren. Als das Gespräch auf die nunmehr offiziell und kategorisch erfolgte Weigerung des Kaisers, den Präsidenten Krüger zu empfangen, kam, bemerkte der König, er sei sehr froh über diesen Entschluß des Kaisers, denn ein Empfang des Präsidenten Krüger wäre ein großer, neuer Mißgriff gewesen. In Verbindung damit sagte der König, daß das törichte Verlangen, Präsident Krüger solle durchaus vom Kaiser empfangen und in Berlin in jeder Beziehung offiziell geehrt werden, sich leider auch in Dresden und anderen Teilen Sachsens sehr intensiv geltend mache. Halb lächelnd, halb im Ernst bemerkte der König: „Ich liebe mein Sachsenvolk, aber seine politische Dummheit ist unergründlich; wenn doch die guten Leute, welche

die Englandhetze betreiben, sich klar werden wollten, was sie dem Deutschen Reiche und damit sich selbst für die Zukunft einbrocken." Als ich dem König von dem Vorschlage Lord Salisburys im August 1895, welcher auf eine Teilung des Türkischen Reiches zwischen Deutschland, England und Österreich hinauslief, erzählte, sowie der Möglichkeit des Zustandekommens eines deutsch-englischen Bündnisses im Herbst 1899, schüttelte er den Kopf und sagte: „Ich weiß es aus dem eigenen Munde Bismacrks, daß er als Supplement zum deutsch-österreichischen Bündnis den Beitritt Englands als unbedingt erstrebenswert, ja sogar notwendig erachtet hat." Am Schluß der Unterredung, kurz ehe mich der König entließ, sagte er: „Ich kann mir nicht helfen, ich sehe schwarz in die Zukunft, Gott weiß wohin wir steuern."

Ein anderer Bundesfürst, welcher ebenso wie König Albert von Sachsen mit großem Unbehagen die während des Burenkrieges stetig zunehmende Englandhetze in Deutschland verfolgte, war der Großherzog von Baden. Als der Erbgroßherzog im Januar 1901 als Vertreter seines Vaters zu den Beerdigungsfeierlichkeiten der Königin Viktoria nach London kam, bat er mich, ihn vor seiner Rückkehr nach Karlsruhe aufzusuchen, weil er sich über verschiedene politische Angelegenheiten orientieren möchte. Er sagte, daß sowohl der Großherzog als er selbst sehr besorgt seien über die Stellungnahme des deutschen Volkes in der Burenfrage und die fortgesetzten heftigen Angriffe in einem großen Teil der Presse gegen England sehr bedauerten, weil daraus in Zukunft nichts Gutes für das Deutsche Reich entstehen könne. Über alle Tatbestände, die ich ihm vortrug, machte er sich Notizen, und bald nach seiner Rückkehr hielt sein Vater, der Großherzog, bei Gelegenheit einer Denkmalsenthüllung eine sehr kräftige Rede, in welcher er vor den Gefahren warnte, welche aus der unbegründeten, fortgesetzten Hetze gegen England

